Johannes Broxtermann

Die Mitgeher

Interview mit mir selber **5**

Über den Tellerrand hinaus **15**
- Heimat - ein Menschenrecht 16
- Was mir Familie bedeutet 22
- Wege zur Bildung 24
- Ein Obdach für die Seele 30
- Im Konvoi 34
- Gott wohnt in ihrer Mitte - auch in einer großen Stadt 36
- Eine Wallfahrt nach Berlin 42
- 11.09.2001 Ökumenisches Friedensgebet 46
- Und ein Jahr später … 48
- Zum Tode Papst Johannes Pauls II. 50
- Fünfzig Jahre Bistum Essen - einige Erinnerungen 53
- „Nachruf“ auf Bischof Genn 57

Ganz kurz … **60**
- Sternstunden 61
- Gott spielen 63
- Die Schlange lockt 64
- Auf den Regenbogen hoffen 66
- Über den Wolken das Licht 68
- Lange Arme, die uns aufhelfen 70
- Drei Striche im Ei 72
- Er geht voraus 73
- Treppenhausgespräche 75
- Den Platz gewechselt 77
- Klare, gerade Menschen 75
- Hinaus ins Weite 79
- Christen sind wie Luftballons 81
- Die schönste Wohngemeinschaft 83
- Gottes Geh-Hilfe 84
- Geschenktes Heil 86
- Die kleinen Leute und das Evangelium 90

- Vom Schreitisch weg 92
- Ständig unter Strom: Paulus 94
- Senfkorn-Glaube 96
- Der Sämann und die Saat 98
- Ein Rippenstoß des Engels - und die Folgen 100
- Murren pur 102
- Zivilcourage 104
- Im Weinberg 105
- Stille und Gebet - aber wo? 107
- Glaubenslandschaften 108
- „Für uns“: ein kleines Wörtchen bringt die Wende 110
- Paul und Theo 112
- Warum? 114
- Endzeit: Spüren Sie den Schock? 115
- Hat Gott ein Gesicht? 117
- Die Hintertür 119
- Verrückt 121
- Entrümpelung 123
- Weihnachtskugeln 124

Kalenderblätter **126**

Morgenandachten **153**
- Von der Vielfalt und Aktualität der Psalmen 154
- Brich mit den Hungrigen dein Brot 165
- Blicke auf das Böse 170
- Ich glaube an den Heiligen Geist 180
- Karwoche 193
- Der gute Hirte und die Hirten von heute 203

Herzlichen Glückwunsch – aus Geburtstagsbriefen an unsere Senioren **208**

Predigten **228**
- Die vier Jahreszeiten 229
- Die Hochzeit zu Kana 233
- Die Dämonen – und der Segen 237
- Der dreißigste Weihetag 240
- Zur Förderung der Lebensfreude 243
- Die Mitte fehlt 245
- Klopfzeichen Gottes 248
- Ostern – mitten im Leben 250
- Eddie ist umgezogen 254
- Was haben wir alles falsch gemacht? 258
- Die Stimme des Herrn 261
- Verlorene Flügel 264
- Reisebüro Himmelfahrt 267
- Türöffner Geist 270
- Predigt zur Primiz von Michael Krause 274
- Wir haben Hunger, wir brauchen Brot 279
- Das Ehehaus als Kathedrale 283
- Nehmt kein Geld mit 287
- Der großzügige Grundbesitzer 289
- Warum ich an Gott glaube 293
- Seewandel 295
- Allerheiligen 297
- Ein Heiliger – nicht nur für Jäger: Hubertus 299
- Anbetung 301
- Stabhochsprung 304
- Was kommt nach dem Tod? 306
- Was wäre, wenn …? 310
- In Christus liegen verborgene Schätze 314
- Menschlich und göttlich 319

Interview mit mir selber[1]

Wann bis du auf die Idee gekommen, Priester werden zu wollen?

Da war ich so etwa 10 Jahre alt. Stell dir die späten 50er Jahre vor: Da gab es noch ein durchgängiges „katholisches Milieu“, und wir gehörten dazu! Ich ging in die katholische Grundschule und bei den Kaplänen ein und aus, war leidenschaftlicher Messdiener, stillte meine Leselust in der Pfarrbücherei, in die Ferien fuhr ich mit der Pfarrjugend. So gut wie alle Verwandten, Bekannten und Freunde waren katholisch. Christ sein - das war wie selbstverständlich, man sprach nicht viel darüber, atmete vielmehr „katholische Luft“ ein - vor allem in der Liturgie, die damals noch in geheimnisvollem Latein gehalten wurde. Als kleineres Kind spielte ich die Messe an eigens gezimmerten Hausaltärchen. Andere Zeiten!

Dann warst du wohl ein sehr frommes Kind?

Das glaube ich gar nicht. Ich war eher ein kirchlich sehr sozialisiertes Kind. Am meisten interessierten mich die Missionen. Zuhause gab es einige Missionszeitschriften, z. B. die „Stadt Gottes“ der Steyler Missionare. Da las ich jede Zeile drin! Ob am Okawango oder am Orinoco - da kannte ich mich aus! Ich denke, das war eine Mischung aus geografischem Interesse (das bis heute anhält!), Freude an „geistigen Reisen“ (später wurden die Reisen realer!) und kindlichem Idealismus. Leute wie Albert Schweitzer oder Mutter Teresa boten sich als Vorbilder an.
Kirche - das hieß auch: bei den Armen sein. Dieses Motiv ist mir auch heute noch sehr wichtig. Von meinem inneren Werdegang muss ich also sagen: Erst kam die Kirchenerfahrung (Liturgie, Gemeinde, Weltmission), dann erst, später im Studium, die Vertiefung der persönlichen Glaubenserfahrung.

[1] stark gekürzt und ergänzt. Erste Fassung des Interviews in dem Buch „Berufe für Theologen“, hrsg. von R. Possel, Darmstadt 2004, S. 9 - 22

Und wie hat sich diese Kirchenerfahrung in den großen Umbrüchen der 60er Jahre durchhalten können?

Die Frage macht mir bewusst, wie wichtig es ist, in welchem Jahrzehnt wir geboren und geprägt worden sind. Ich habe das II. Vatikanische Konzil (1962- 1965) sozusagen als jugendlicher Zeitzeuge miterlebt. Für mich ist es *das* Ereignis gewesen, da mich durch die großen Umbrüche getragen hat und mich bis heute inspiriert. Ich habe damals mit heißen Ohren die Debatten verfolgt (und sicher das meiste nicht verstanden), aber das Kirchenbild vom „wandernden Volk Gottes“ und die vielen Aufbruchsimpulse (z. B. für die Begegnung von Kirche und moderner Welt, für die Liturgie oder Ökumene) gingen einem sozusagen in Fleisch und Blut über. Das Konzil - samt seinem geistigen Vater Papst Johannes XXIII. - hat mich also für meinen weiteren Weg zum Priestertum stark motiviert.

Man sagt doch immer, fürs Priesteramt müsse man „berufen“ sein? Wie sah das bei dir aus?

Man denkt da schnell an Berufungserlebnisse nach biblischem Muster. Ich bin nicht wie Paulus vor Damaskus vom Pferd gestürzt und musste ohne Visionen auskommen. Ich war auch nicht der Typ des einsamen „Gottessuchers“, der ein Kloster nach dem anderen aufsucht. Ich wollte im weiten Feld der Kirche arbeiten, empfand diese Arbeit als höchst sinnvoll und heilsam und fühlte mich innerlich getragen, hingezogen, „angelockt“ - vielleicht ist das die „Alltagssprache“ des Berufungsgeschehens.

1967 machtest du das Abitur. Da warst Du knapp 18 Jahre alt. Ziemlich jung für das ja nicht ganz einfache Vorhaben, Priester zu werden!

Ja, wirklich, sehr jung! Ich war ein „greenhorn“ mit sehr eingeschränkter Lebenserfahrung - allerdings mit etlichen Lesefrüchten. Dass es dann doch gut ging und ich den Weg nicht verlassen musste, um andere Erfahrungen mit dem Leben zu machen, dafür bin ich sehr dankbar. Natürlich war der Beginn des Theologiestudiums noch keine absolute Festlegung;

viele Mitstudenten - mehr als die Hälfte - haben sich im Laufe des Studiums anders orientiert.
Heute ist es oft so, dass Leute vom „zweiten Bildungsweg“ sich im Priesterseminar melden, die schon im Berufsleben standen und mit mehr Lebenserfahrung sagen können: Das war es nicht - ich möchte Priester werden!

Noch einmal zum Studienbeginn: Was stand für Dich im Vordergrund?

Ich wollte zunächst Theologie studieren. Praxisfragen interessierten mich noch nicht sehr. Theologie - das hieß: Vergewisserung und Vertiefung des eigenen Glaubens: eigene Fragen klären oder neue stellen. Theologie ist ein Studium, das wirklich an die eigene Existenz rührt. Meiner Neigung kamen vor allem die historischen und biblischen Fächer entgegen. Gott und Glaube in der Geschichte!

Hast du das Studium als zu theoretisch empfunden und mehr Bezug zur Praxis gewünscht?

Nein, nicht wirklich! Ich neige zum „englischen System“: Wer in der englischen Tradition eine leitende Stellung etwa in einer Bank oder Behörde antrat, hatte vorher klassische Philologie oder Literatur studiert! Die Briten gönnten sich ein Studium, das nicht gleich verwertbar war, und ich bin dankbar für ein Studium, das uns Raum ließ für „Gott und die Welt“ und nicht gleich eng geführt wurde auf die Berufstätigkeit. Wenn ich einen Roman lese (und ich empfehle Belletristik und Poesie als ebenso wichtige Erkenntnisquelle wie die wissenschaftlichen Studien!), dann nehme ich den Text nicht als Steinbruch für mögliche Predigtzitate. Ich lese ihn nicht, um ihn zu verwerten. Ich lese ihn, weil er mich interessiert und seine Lektüre mich bereichern und verändern kann.

Aber Einübung in die Praxis muss doch in der Ausbildung sein?

Hierfür ist vor allem die Zeit *nach* der Universität vorgesehen. Das sind die 2 Jahre im Priesterseminar und im Diakonat. Die Diakonszeit war die große Lehrzeit für Gemeindearbeit und Seelsorge. Dass Lernen ein lebenslanger Prozess ist, hat sich auch in der Kirche herumgesprochen!

Jetzt haben wir aber weit vorgegriffen! Studiert hast du ab 1967 an der damals neuen Ruhr-Universität Bochum.

Und gewohnt im Studienkolleg des Bistums Essen, etwas abseits in wunderschöner Hanglage zum Ruhrtal hin gelegen. Mansche schimpften damals: „Theologen-Ghetto“, ließen sich aber das privilegierte Leben im schönsten und elegantesten Studentenheim Bochums gut gefallen.
Die Hausgemeinschaft umfasste damals ca. 80 - 100 Studenten (heute sind es ca. 10) - eine Fundgrube, um Menschen kennen zu lernen, die ja später Mitbrüder sein würden. Für Liturgie, Spiritualität, auch geistliche Disziplin - war das Kolleg ein wichtiger Erfahrungsraum. Anders ausgedrückt: Dass eine „Theologie im Sitzen“ nur funktioniert und taugt, wenn es eine „Theologie im Knien“ gibt. Wichtig war zweitens, die Kirche mit großem Realismus zu erleben; die „Autorität“, verkörpert im Direktor und im Bischof, der öfter zu Besuch kam - die anderen Studenten mit ihrem Stärken und Schwächen, mit ihren oft erstaunlichen Begabungen und den ebenso erstaunlichen Grenzen - die Chancen wie die Lasten des gemeinschaftlichen Lebens - die Weggehenden und die Dableibenden - kurz: den „menschlichen Faktor“, der immer auch zur Kirche gehört!

Wie sah es mit Außenkontakten aus?

Ich ging sehr gern zur Studentengemeinde. Die Theologen merkten dort, dass es auch noch andere Menschen gibt. Da war das Leben bunter, da war Austausch mit Studenten anderer Fakultäten, die gesellschaftlichen Ereignisse (man beachte die Jahre 1968, 1969 etc.!) wurden dort direkter und unmittelbarer aufgegriffen, die Gottesdienste freier gestaltet, manche „events“ organisiert (z. B. die Studentenwallfahrt nach Chartres oder

die Beteiligung am „Konzil der Jugend“ in Taizé). Freundschaften entstanden, die zum Teil bis heute gehalten haben.

1970/71 warst Du in Tübingen. Warum gerade dort?

Nach dem 1. Teilexamen entschwinden die Theologen traditionell in die „Freisemester“. Dort leben sie in „freier Wildbahn“. Ich habe diesen Ortswechsel sehr genossen und drei interessante, mit Büchern und Ausflügen befrachtete Semester verbracht. Tübingen: neben der schwäbischen Landschaft zog mich die Fakultät an, die Tradition der „Tübinger Schule“: Neben den katholischen Dozenten wie Hans Küng, Walter Kasper (dem heutigen Kardinal) und Alfons Auer besuchte ich die Vorlesungen in der evangelischen Fakultät. Tübingen bedeutete für mich einen kräftigen Schub in Richtung Ökumene.

Ein Wort noch zu den Prüfungen?

Sie sind mir nicht mehr sehr deutlich in Erinnerung. Das heißt wohl: Sie waren nicht dramatisch. Die Atmosphäre war wohlwollend. In den kleineren Fakultäten wie der theologischen (mit ca. 300 Studierenden) „kannte man sich“ - an Anonymitätsgefühlen habe ich dort niemals gelitten.
Die Freude am Lesen und „Studieren“ hat mich bis heute nicht verlassen. Der Besuch von Buchhandlungen und Bibliotheken gehört zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. Ich lese eher nach dem „Lust-Prinzip“ - leider ziemlich unsystematisch. Aber immer mit einer großen Neugierde auf „Gott und die Welt“!

Dann bist du ins Priesterseminar gegangen, um das „Handwerkszeug“ zu lernen...

... das z. B. in der Jugendarbeit darin bestand, Wäscheleinen durch den Raum zu spannen, daran Fotos aufzuhängen und Jugendliche über „Fotosprache“ ins Gespräch zu bringen. Das alles war nützlich, aber auch sehr zeitbedingt! Jahre später konnte man keine Wäscheleine mehr sehen,

waren manche Methoden schon verbraucht! Wichtiger ist wohl das, was A. de Saint-Exupéry in einem seiner berühmten Aussprüche „die Sehnsucht nach dem weiten, unendlichen Meer“ nennt. Wenn du ein Schiff bauen und ausrüsten willst, dann bring deinen Leuten nicht bloß das Handwerkliche bei, sondern lehre sie die Sehnsucht nach dem weiten, unendlichen Meer.
Besser als die Zeit im Priesterseminar (1973 - 1975) ist mir in Erinnerung die Diakonatszeit in Essen-Altendorf (1974 - 1975). Da zeigte sich dann, wie man Exupérys „Sehnsucht“ füttern konnte: mit Liebe zu den Leuten, mit Nähe zu den Jugendlichen, mit dem Bemühen, eine „Vision“ des Reiches Gottes zu teilen und dafür eine gemeinsame Sprache (etwa in Jugendgottesdiensten) zu finden, mit der Bereitschaft, neue Wege zu gehen. Meine Diakonatsgemeinde war da gut ausgewählt; die Priester und Verantwortlichen (vor allem der Kaplan, bei dem ich wohnte) waren einfallsreiche Typen, die sich von der Gemeinderoutine nicht bestimmen ließen. Sie arbeiteten mit den zwei Nachbargemeinden in einem Konvent, in einem Team. Damals dachte man also schon hie und da an die „Synergieeffekte“, mit denen man heute die durch den Priestermangel unumgänglich gewordenen Fusionierungen von Gemeinden schmackhaft machen will.

Gab es einen „Praxisschock“?

Überhaupt nicht! Die Lebendigkeit dieser Gemeinde begeisterte mich. Die Leute begegneten mir offen - typisch Ruhrgebiet! - und mit Wohlwollen. Besonders gern machte ich in einem großen Jugendchor mit. Dort vermittelte man mir das Gefühl, einfach „dazuzugehören“. Alles in allem eine glückliche Zeit!

1975 kam dann die Priesterweihe und die erste Kaplanstelle in der Nähe, in Essen-Borbeck (1975- 1980)

Die erste Kaplanstelle, die man gern „die erste Liebe“ nennt. Zunächst sah es nicht so aus: ich habe mich bei jeder Versetzung (also viermal) auf andere Stellen gewünscht, die eher dem Typ der Diakonatsgemeinde

entsprachen, bin aber ohne Murren und Klagen auf die mir vom Bischof zugewiesenen Stellen gegangen (damals wurde kaum gefragt) - und es ging jedes Mal gut!

St. Dionysius in Essen-Borbeck stand im Ruf einer großen Traditionsgemeinde. Das erste halbe Jahr lief ich ziemlich orientierungslos herum; die „Pflicht“ war klar, die „Kür“ unklar. Ich besuchte Familien zuhause, traf mich mit Jugendlichen, wir probten einiges aus: religiöse Wochenenden, Frühschichten, Taizé- und andere Fahrten, Schulungen von Gruppenleitern, Jugendmessen, ein Jugendchor entstand. Es war wunderschön, so mit den Jugendlichen verbunden zu sein und gemeinsam mit ihnen Dinge zu entwickeln!

Was mir geholfen hat, war sicher die Ermutigung durch meinen Pastor, einen über 70jährigen Priester, zu dem sich so etwas wie ein „Vater-Sohn-Verhältnis“ aufbaute, und das „Getragen-Sein“ durch die Gemeinde.

Der Aspekt der Beziehung und menschlichen Nähe ist für mich in meinem Beruf ganz entscheidend! Ich habe mich selten einsam gefühlt und kann daher leichter die zölibatäre Lebensform - auch in ihren harten Zügen - für mich bejahen.

Es gehört sicher in diesen Zusammenhang, dass vor 7 Jahren -2001- Essé aus Togo als Adoptivsohn dazukam und einige weitere Afrikaner aus seiner Verwandtschaft ganz oder zeitweise mit in unserem Haushalt leb(t)en.

Kommen wir zu Deiner zweiten Stelle: in Bochum.

1980 - 85 war ich Kaplan in Bochum-Riemke und zugleich Stadtjugendseelsorger von Bochum. Ich kann mich nicht erinnern, für den zweiten Posten, der die Leitung des katholischen Jugendamtes mit 7 hauptamtlichen Mitarbeitern einschloss, eigens vorbereitet worden zu sein - als „gestandener Kaplan“ musste man „so was einfach können!“ „Wenn es Fragen und Probleme gibt, ruf mich an“, sagte der mich anwerbende Diözesanjungendseelsorger zu mir.

Das große Thema in Bochum war damals „Krieg und Frieden“ - ein hochbrisantes kontroverses Thema! In den frühen 80er Jahren diskutierte man auch in den katholischen Jugendverbänden über Nachrüstung, NATO-Doppelbeschluss, Pershing-Raketen; die sich wechselseitig hochschaukelnde Hochrüstung (UdSSR, USA, NATO) mit Atomraketen, dieses Szenario der Atombedrohung in der letzten Phase des „Kalten Krieges“ ging vielen an die Substanz; die Ostermärsche und Friedensdemos waren besucht wie sonst nie - auch von kirchlichen Gruppen -, und das katholische Jugendamt Bochum war mittendrin! Uns trieb, wie so viele, die Frage um, ob die christliche Friedensbotschaft nicht ein eindeutiges „Nein!“ zu dieser Hochrüstung enthalte. Die Anhänger der Friedensbewegung hatten auch innerhalb der Kirchen keinen leichten Stand. Ich meine aber, dass es auch ein Versuch war, den Anspruch des Evangeliums in einer konkreten politischen Herausforderung geltend zu machen.
Auf einer persönlicheren Ebene geschah Ähnliches, wenn ich als Berater für „Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen“ angefragt wurde und ihnen in den damals noch üblichen mündlichen Verhandlungen beistand.

Danach hattest du es ruhiger; du kamst „aufs Land“, nach Altena (1985 – 89) ...

...als Einübung ins Sauerland, wo ich jetzt schon fast 24 Jahre lebe! In Altena kam zu den schon vertrauten Schwerpunkten noch die Krankenhausseelsorge dazu. Im „Kür-“bereich fing ich an, Morgenandachten im WDR zu halten und geistliche Texte für diverse Veröffentlichungen des Bistums Essen zu schreiben (Landpfarrer „schriftstellerten“ immer schon gerne!).

Die „Pflicht- und Kür“ ist aber im Pfarramt sehr breit angelegt!

Das ist wohl wahr! Als ich 1989, kurz vor dem Fall der Berliner Mauer, als Pfarrer der großen Pfarrei St. Joseph und Medardus in Lüdenscheid begann, standen wieder ganz andere Herausforderungen an: es kamen die Aussiedler aus Polen und Russland und brauchten Hilfe - zum Teil caritativ

oder bei der Wohnungssuche, mehr noch bei der Integration in ein fremdes Milieu. Auch die religiöse Mentalität ist ganz anders - auf beiden Seiten galt es zu lernen.
Auch die Bauherren-Rolle war für mich neu: Renovierung der Kirche, Bau eines neuen Pfarrhauses und eines neuen Kindergartens (1990 - 1993). Da gilt es dann, sich zu bescheiden, seine technische Ignoranz zu bekennen und das Bauen an die Leute im Kirchenvorstand zu delegieren, die etwas davon verstehen. Verwaltung: plötzlich Arbeits- und Dienstvorgesetzter sein von rund 60 hauptamtlichen Leuten (Erzieher/Innen in 2 Kindergärten und einem Kinderheim, Friedhofgärtner, Küster, Sekretärinnen usw.), d. h. so ganz nebenbei einen „mittelständischen Betrieb“ leiten: Das blieb immer meine verwundbare Stelle. Hier zeigte sich, dass es leider keine Schule für Pfarrer gibt. Learning by doing! Eine Vorbereitung oder Einführung fand kaum statt. Heute ist das anders: das Bewusstsein für Schulungen, Aus- und Weiterbildung ist mit der Zeit gewachsen. Gott sei Dank muss ich als Pfarrer kein „Einzelkämpfer“ sein, sondern fand gute, kompetente Mitarbeiter/Innen und ein Team, in dem sich Stärken und Schwächen ergänzen.

Außer Bauen und Verwalten hast du kräftig über den „Tellerrand der Gemeinde“ geschaut.

Ja, die alte Reiselust brach durch. In der Sauerländer Zeit war ich z. B. sechs Mal in Lateinamerika. Es ging nicht so sehr um Tourismus, sondern um Erfahrungen mit der Weltkirche. Folgenreich ist 1990 der erste Aufenthalt in Guatemala geworden; es entstand eine Art „Partnerschaft“ mit der Diözese Quiché, deren überwiegend indianische Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten unter Unterdrückung, politischer Gewalt (seitens des Militärs) und Verelendung sehr gelitten hat. Inzwischen sind rund 50 Leute aus der Gemeinde oder aus meinem Bekanntenkreis mit dort gewesen, darunter eine Jugendgruppe, die durch Arbeitseinsatz in sozialen Projekten viele Kontakte geschlossen hat. Inzwischen unterstützen wir ein Stipendienwerk für mittellose indianische Studenten, das

Projekt „Samenkorn“; seit ein paar Jahren bin ich der Vorsitzende des entsprechenden Vereins in Deutschland.
Als 1994 Lüdenscheid ein Erstaufnahmelager für Asylanten und politische Flüchtlinge bekam, rückte mir das Thema „Asyl“ nahe auf den Leib, vorwiegend in der Gestalt frankophoner Afrikaner (aus Westafrika), deren Bezugsperson und „Père“ ich wurde. Sie hatten sonst niemand gefunden, mit dem sie sich auf französisch verständigen konnten. Das begann mit einem Kirchenasyl (mit glücklichem Ausgang!) im Pfarrhaus, und die schon erwähnte Adoption des togolesischen Jungen Essé im Jahr 2001 ist gleichsam eine „Spätfolge“ dieser Beziehung zu Asylanten.
Auf einer mehr „offiziellen“ Ebene übernahm ich Aufgaben als Dechant (ab 1993), als „nicht residierender Domkapitular“ (ab 2001), als Pfarrer der in der neuen Bistumsstruktur gegründeten Pfarrei St. Medardus und als Kreisdechant (2007).
Auf der „Kür“-Seite stand 2003 - zusammen mit evangelischen Christen - die Gründung des Vereins „gott.net“. Er bietet im Internet ein Programm, das auch kirchendistanzierten Menschen religiöse Informationen und Orientierung gibt. Die Zusammenarbeit macht viel Freude und ist ein konkreter Schritt in Richtung „missionarische Kirche“.

Ein Schlusswort bitte!

Mir ist bewusst geworden, dass ich meinen Dienst in den Gemeinden nicht geplant habe; vielmehr habe ich mich „schicken lassen“, habe versucht, auf Situationen und Herausforderungen zu reagieren, die ich mir nicht aussuchen konnte. Eine von mir sehr geschätzte Ordensgründerin des 19. Jahrhunderts hat gesagt: „Gott führt - und ich gehe.“ Ich hoffe, noch lange gehen und mitgehen zu können, auch ins Unbekannte, in eine soziale Gestalt des Glaubens und der Kirche, die wir jetzt noch nicht ausmachen können. Im Hebräerbrief wird vom Glauben des Abraham gesprochen: „Und er wanderte aus, ohne zu wissen, wohin es ging.“ (Das war übrigens der Primizspruch unseres Weihekurses!) Eines ist sicher: In der Kirche werden Auswanderer- und Aufbruchstypen à la Abraham gebraucht!

Über den Tellerrand hinaus …

Heimat - ein Menschenrecht[2]

Jedes Mal im Monat Mai wundere ich mich von neuem. Wir halten eine schlesische Maiandacht, und die Kirche ist voll. Wahrscheinlich liegt es an den Liedern, die wir da singen: Lieder, die von *Heimat* durchtränkt sind. Man muss wohl schon Schlesier sein, um das ganz nachempfinden zu können. Jedes Lied steckt voll von Erinnerungen, die Kindheit und Jugend wird wach, Gefühle werden miteinander geteilt, bei denen ein Mensch wie ich, der vom Kohlenpott kommt, ein wenig „außen vor“ bleibt. Da auch mich die Lieder ansprechen, sage ich manchmal nach der Andacht: „Ich bin zumindest ein Begierde-Schlesier.“ Ich ahne die Kraft eines starken Heimatgefühls.

„Weh dem, der keine Heimat hat“, schrieb einst der große Denker Friedrich Nietzsche, dem die innere Beheimatung wirklich verloren gegangen war. Die Afrikaner kennen das Sprichwort: „In seiner Heimat ist der Mensch wie der Löwe im Busch und das Krokodil im Wasser“ - so sicher, so zu Hause, so am richtigen Platz. „Heimat ist dort, wo unser Herz spricht und wir zum Boden nicht „Sie“, sondern „Du“ sagen,“ meint der Schriftsteller Kurt Tucholsky. Zum Boden nicht *Sie*, sondern *Du* sagen, weil er so vertraut ist, weil er so mein Leben geprägt hat….

Heute ist der *Tag der Heimat*, und er versammelt jetzt Menschen, die hier in Lüdenscheid und im Sauerland zuhause sind, und Menschen, die ihre Heimat verloren haben, die aus der Heimat vertrieben sind - vor rund sechzig Jahren. Gerade sie halten die Heimat hoch. Wer etwas verloren hat, weiß es oft erst zu schätzen. Wer die Heimat verloren hat, macht sie zu einem ganz wichtigen Bezugspunkt in seinem Leben - vielleicht anders als die Menschen, die ganz ungebrochen und ganz selbstverständlich in ihrer angestammten Heimat wohnen.

[2] Ansprache am 2.9.2007 im Kulturhaus zum „Tag der Heimat“

Was passiert innerlich mit Menschen, die ihre Heimat verloren haben? Vor ein paar Monaten habe ich das Buch „Stille Post“ von Christina von Braun gelesen, die Geschichte einer berühmten Familie. Der bekannte Raketenforscher Wernher von Braun gehört dazu. Die Großeltern Magnus und Emmy von Braun hatten ein großes Landgut in Schlesien, von wo sie 1945 vertrieben wurden. In einem Brief an die schon längst verstorbene Großmutter schreibt die Autorin Christina von Braun - ich kürze, umschreibe und fasse zusammen:

Liebe Großmutter, in Eurer Generation hat sich der Begriff „Heimat“ fast unmerklich gewandelt. Eigentlich kündigt sich der Wandel schon in der Autobiographie deines Mannes Magnus an, und das ist erstaunlich, weil doch für ihn, den Heimatvertriebenen, das Wort „Heimat“ so schicksalsschwer war. Das Kapitel seiner Memoiren, das er der Vertreibung gewidmet hat, endet mit den Worten: „Eine Kraft ist es, die wir bei der Vertreibung und besonders auf dem Treck selbst ganz stark kennen gelernt haben: Das ist die Liebe des Bauern zu seiner Scholle, zu seinem Boden, zu seiner Heimat. Sie begleitet ihn bis zu seinem Tode. Und niemand soll glauben, dass sie mit seinem Tode erlischt. Die Kinder erben sie auch ohne Testament - ja ohne es selber zu wissen. “
Das ist mir aufgefallen: Er spricht von einer „Erbschaft, die die Kinder auch ohne Testament, ja ohne es selbst zu wissen“, antreten. Die „Scholle“ erscheint wie eine „Stille Post“, die von Generation zu Generation weitergegeben wird. Es geht nicht mehr um die wirkliche Scholle - die ist ja fern und verloren. Die Heimat ist vielmehr ins Herz des Menschen gewandert, ist zu einem Ort in der Seele geworden. Ein Ort, von dem man träumt und von dem man erzählt. Mein Großvater Magnus war in Ostpreußen geboren, hatte lange in Berlin gelebt, einige Zeit als Landwirtschaftsminister, hatte 1930 das Gut in Schlesien erworben und war 1945 von dort vertrieben worden. Dann lebtet Ihr jahrelang in den USA, schließlich ließet ihr euch in einem Dorf in Oberbayern nieder - von dieser Zeit an hat Magnus - der Ostpreuße und Berliner und Schlesier und Amerikaner - in bayrischer Tracht gelebt. Ich habe meinen Großvater nie anders als in Tiroler Loden gekannt. Er kleidete sich so, als sei er am Rande der Alpen geboren und seine Familie

dort seit Generationen ansässig. Er war ein Heimatvertriebener, aber die Heimat selbst ließ sich verpflanzen. Er hatte seine Scholle in eine andere Landschaft versetzt. Man kann es auch so sagen: Die Erinnerung selbst war zu seiner Heimat geworden.
Mag sein, dass dieser Wandel des Begriffs „Heimat“ auch der Grund dafür ist, dass die Vertriebenenfrage heute - drei Generationen danach - auch emotional sehr aufgeladen ist. Die Generation, die sich in den letzten Jahren für ein Gedächtnis an die Vertreibung stark macht, hat die „Heimat“ oft gar nicht gekannt. Aber sie hat sie offenbar „geerbt“ aus der Gefühlswelt ihrer Eltern und Großeltern. Diese „Heimat im Kopf, im Herzen und in der Seele“ kann einem niemand nehmen.

Soweit Christina von Braun in ihrem fingierten Brief. Das ganze Buch heißt „Stille Post“, wie gesagt. Sie kennen wahrscheinlich alle dieses Spiel, wo ganz leise geflüstert ein Wort durch die Runde der Mitspieler gegeben wird. Wird es bewahrt, oder kommt etwas ganz Anderes dabei heraus? Die Autorin meint: Die Stille Post geht durch die Familien, geht durch unsere Tradition. Oft unterschwellig und unbewusst werden Vorstellungen und Gefühle weitervererbt und weiter transportiert- z.B. die Heimat in unserer Erinnerung.

Etwas Ähnliches habe ich bei der Dichterin Hilde Domin gefunden. Sie starb vor einem Jahr im Alter von 96 Jahren - bis zum Schluss aktiv. In der Nazizeit wurde sie als Jüdin verfolgt und verließ Deutschland. Sie ging ins Exil in die Dominikanische Republik nach Südamerika. (Daher ihr Pseudonym: Domin). Das Exil lag ihr schwer auf der Seele, sie vermisste die Heimat und lernte das Dichten - d.h. die Sprache, die deutsche Muttersprache war ihr viele Jahre lang Heimatersatz. Heimat und Fremde - das ist ihr großes Thema:

Man muss weggehen können
Und doch sein wie ein Baum,
als bliebe die Wurzel im Boden,
als zöge die Landschaft
und wir ständen fest…

So beginnt ihr erstes Gedicht. Das ist ihre Erfahrung: die Heimat verlassen müssen, aber die „Wurzel“ bewahren. Ich denke, das liegt ganz nah an Christina von Brauns „Stiller Post“- der Erinnerung als Ort der Heimat.

Die Frage nach der Heimat hat offensichtlich viele Facetten und Schichten. Die äußere Heimatlosigkeit - wie durch das Schicksal der Vertreibung - muss nicht zu innerer Heimatlosigkeit führen. Das Anfangsbeispiel mit den schlesischen Kirchenliedern steht dafür, dass Heimat vielen Menschen ein innerer Besitz geworden ist - eine Form der „Liebe“. Das hat wenig zu tun mit Nostalgie, Rührseligkeit und Folklore, aber viel mit der Stärkung der Wurzeln, - und damit wird unser Thema höchst aktuell und bedrängend. Könnte es sein, dass die Entwurzelung - das Fehlen von Wurzeln - *das* Krankheitssymptom unserer Zeit ist - eine innere Obdachlosigkeit, nirgendwo richtig zu Hause zu sein. Ein Obdach suchen viele Menschen - nicht bloß für den Leib, sondern auch für die Seele!

Da sind Kinder, für die niemand Zeit hat, und für die Geborgenheit ein Fremdwort ist. Da sind die vielen Erwachsenen, denen man gesagt hat: Ihr müsst mobil sein, ihr müsst flexibel sein, und die dann den roten Faden in ihrem Leben kaum noch entdecken. Da sind - in der globalisierten Welt - die Millionen Menschen, die woanders Arbeit suchen und unter der Fremde leiden. Da sind andere, die kaum noch zur Ruhe kommen in der Hektik und dem Stress - wieder andere, die eher als Nummer denn als Name, als Person genommen werden und mit der Anonymität nicht zurechtkommen. Da sind so viele, die nur auf Konsum aus sind und ihre Wurzeln vergessen.

„Der Mensch ist geschaffen mit Wurzeln und Flügeln“, sagt ein Sprichwort aus Afrika. Dieses Wort suchen sich manchmal Leute bei uns als Taufspruch für ihre Kinder aus. Wurzeln und Flügel. Flügel - das heißt: sich entfalten können, selbstständig werden, aufbrechen, abheben, - fliegen. Freiheit spüren.
Wurzeln - das heißt: irgendwo zu Hause sein, auch in sich gründen und zu Hause sein, in einer Tradition stehen, Werte miteinander teilen, kein Spiel-

ball jeder Mode und Laune sein, verankert sein, „bodenständig“. Ein Obdach spüren für Leib und Seele.

Wir brauchen wirklich beides, Wurzeln und Flügel. Ich komme gerade aus einem Urlaub in Oberbayern zurück. Bei den Bayern spürt man ein wenig mehr als üblich das Gleichgewicht von Flügeln und Wurzeln. „Wir verbinden Laptop mit Lederhose“, necken sie sich selber.

Ich finde, an den Flügeln und mit den Laptops wird heute heftig genug gearbeitet. Die „Wurzelbehandlung“ liegt dagegen oft darnieder, weil die Menschen keine Zeit mehr haben.
Ich sprach mit einer Großmutter, die nachdenklich den Lauf der Zeit betrachtet. „Meine Enkelkinder kommen gerne,“ sagte sie. „Ich habe ja Zeit. Wenn ich von früher erzähle, hängen sie mir an den Lippen. Märchen und alte Geschichten werden ihnen nie zu viel, auch nicht die Geschichten aus der Bibel. Manchmal singen wir zusammen, manchmal zeige ich ihnen was. Dabei ist die Atmosphäre ganz wichtig. Die Kinder sollen sich bei mir geborgen fühlen.“

Diese Großmutter ist offensichtlich eine Meisterin in Sachen Heimat, in Sachen Wurzeln stärken, in Sachen Obdach für die Seele. Vielleicht hilft sie uns, Heimat nicht nur in der Vergangenheit zu suchen. Wir dürfen gegenwärtige Menschen - vor allem Kinder und junge Leute - unterstützen, innerlich eine Heimat zu finden und ein Zuhause mitzunehmen, wohin auch immer das Leben sie verschlägt. Wir können zumindest versuchen, die Ahnung einer großen Geborgenheit zu vermitteln, die mit durchs Leben geht. Vielleicht finden wir uns in den Worten des Heimat liebenden Rheinländers Heinrich Böll wieder: „Eigentlich wissen wir es alle - auch wenn wir es nicht zugeben -, dass wir hier auf der Erde nicht ganz zu Hause sind. Dass wir also noch woanders hingehören und von woanders kommen.“ Das ist die Grenze von Heimat: Wir sind nur Gast auf Erden…

Mit dieser innerlichen Stärke, gespeist aus Liebe und Zeithaben, aus Glaube und Hoffnung und vielem mehr, können Menschen dann aufbrechen und in die Fremde ziehen. Es wird sie so leicht nichts unterkriegen. Sie tragen

Heimat innerlich mit sich. Diese Heimat ist ganz gewiss ein Menschenrecht! Und eine Menschenpflicht, eine Verpflichtung für uns alle, in unserem Umfeld mit dafür zu sorgen, dass keiner ohne das Obdach über Leib und Seele bleibt.

Deutsch im Pfarrhaus:

„Übrigens: ich habe ein paar Klöster gekauft und tue sie jetzt in den Topf zum Sauerbraten!“

Was mir Familie bedeutet[3]

Da kommt ein Brief ins Haus geflattert mit der Adresse „Familie Johannes Broxtermann“. Die ersten Male habe ich kräftig gestutzt, musste mich daran gewöhnen - nach so vielen Jahren als katholischer Priester im Zölibat. Was war passiert? Ich hatte einen Waisenjungen aus Togo / Afrika adoptiert, der mit sechzehn Jahren in unser Land kam, wurde also Vater in einer (unvollständigen) Familie. Die Realität „Familie“ rückte mir jetzt wirklich auf den Leib - ich saß beim Elternsprechtag vor dem Lehrerzimmer, zitterte mit in den Abiturprüfungen, sah den inzwischen volljährigen Sohn für ein Jahr in die USA entschwinden, danach schallte wieder laute Musik durchs Haus. Die Telefon- und Handykosten schossen in die Höhe, das Auto war oft ausgeborgt, der Monat wurde für die Euros zu lang. Trotzdem: Ich bereue keine Minute!

Familie war bis dahin für mich bestimmt durch den Blick zurück - in die eigene Kindheit und Jugend - man war geborgen darin, konnte sich aufeinander verlassen, und wenn es hart auf hart ging, war die Familie zur Stelle. Dann war wichtig der Blick nach rechts und links: Die meisten Freunde, Bekannten und Mitarbeiter/innen sind verheiratet, sind und haben Familie. Es herrscht nicht immer eitel Sonnenschein, die Probleme und Konflikte bleiben nicht verborgen, manchmal brechen Ehen und Familien auseinander. Häufiger aber sind Familien für mich „attraktiv“, anziehend. Da ist Leben, da ist Gemeinschaft, ein Für- und Miteinander: Lachen und Weinen und Reden und Schweigen (oft auch Verstummen, leider) und Freude und Sorgen, die zur Liebe gehören wie der Schatten zum Licht. Auch ein anziehender Lebensstil: Häuslichkeit, Gastfreundschaft, eine gepflegte Küche.

[3] Aus: J. Huneke (Hrsg.), Familienzentrum, Lüdenscheid 2007, S. 22 - 23

Manchmal sah ich dem allen mit einer kleinen Dosis Neid zu: Wäre sicher schön, so in der Familie zu leben, statt allein im Pfarrhaus. Umgekehrt entging mir nicht, dass manche Familienväter mich beneideten: meine Freiheit, meine Möglichkeiten, mich zurückzuziehen in eine ihnen kaum mögliche Konzentration. Keine zankenden Kinder, keine fordernde Ehefrau.

Ich lebe jetzt in einer seltenen Mischung: Zölibat und Vaterschaft. Ehe- und Familienlosigkeit und zugleich ganz konkreter Einsatz für einen ganz konkreten jungen Menschen.
Abstand und Einsatz. Der Abstand sagt mir: Familie ist nicht alles. Jesus brach aus der Familie aus, aus der Enge und Tradition der damaligen Clans, wo die Patriarchen herrschten und die Wege vorschrieben. Jesus ging eigene Wege, Gottes Wege. Das war für Maria und Josef nicht leicht. Jesus band sich nicht an die Bluts-, sondern an die Geistesverwandten - an alle, die das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen.
Abstand im Sinne Jesu könnte heute heißen: den Blick nicht auf die eigene Familie einschränken (auch nicht das Portemonnaie). Dem ausländischen Kind von nebenan bei den Schulaufgaben zu helfen, könnte für eine Zeit wichtiger sein als dem eigenen Nachwuchs immer das Beste zu liefern und ihn oft genug zu verwöhnen. Das Kinderlied hat schon Recht: Zieh den Kreis nicht zu klein.

Aber wichtiger als der Abstand ist der Einsatz. Liebe ist nicht nur ein Wort. Ein Pfarrer ist in der Gefahr, alle „allgemein“ zu lieben und kaum jemand konkret. Da steht denn Familie - vollständig oder unvollständig - immer noch am besten für die Konkretheit der Liebe, des Für- und Miteinander. Und so stutze ich bei der Adresse „Fam. Broxtermann“ nicht mehr. Vielmehr: Ich freue mich.

Wege zur Bildung[4]

Verehrte Gäste,

ich bin gebeten worden, etwas zum Thema *Bildung* zu sagen. Allerdings bin ich nun alles andere als ein Bildungsexperte. PISA ist für mich in erster Linie immer noch die Stadt mit dem schiefen Turm. Der ist zwar schief, hält aber stand - während in der Bildungslandschaft alles zu wackeln und einzustürzen scheint, glaubt man den öffentlichen Debatten. Lassen Sie mich biografisch einsteigen. Jeder von uns hat ja seine eigene Geschichte mit der Bildung. Man muss da natürlich in die Kindheit hinein. Mein wahrscheinlich prägendes Bildungserlebnis war nicht die Schule, sondern ein Besuch bei meinem Grundschullehrer zuhause. Ich war sieben oder acht Jahre alt und leicht zu beeindrucken. Der Mann hatte eine Bücherwand von ca. 15 m Länge. Er war Junggeselle, da hat man Zeit zum Lesen! Ich rieb mir die Augen, so etwas hatte ich noch nie gesehen. Bei uns zuhause gab es schätzungsweise fünf Bücher, das war sehr übersichtlich. Ich war also zum ersten Mal einem „Bildungsbürger“ begegnet, mit Büchern ohne Zahl über Kunst, Geschichte, Literatur, Reisen, Religion - also die schönen Dinge im Leben. Seitdem stelle ich mir insgeheim das Paradies als eine Art Bibliothek vor. So hat es übrigens der große argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges ausgedrückt, den seine Blindheit nicht daran hinderte, in die Welt der Buchstaben hinein zu tauchen und darin ständig „unter Wasser zu leben“.

Lesen, und zwar Bücher lesen (nicht diese kopierten, hektographierten Skript-Seiten), ist von da an mein ganz persönlicher Zugang zu unserem Thema *Bildung* geworden. Inzwischen habe ich selber eine Bücherwand, aber im Unterschied zu früher liefert diese keine erkennbaren Schlüsselerlebnisse mehr. „Hast du etwa das ganze Zeug gelesen?“, fragen Männer. „Wer staubt dir denn deine Schätze ab?“, fragen Frauen. Bücher als Staubfänger, nicht mehr als „Fenster in die Welt“: da muss man erst mal drauf kommen.

[4] Rede anlässlich der Verabschiedung von Ulrich Kilo, Leiter der VHS Lüdenscheid am 1.10.2004

Ich lasse nun mein Lieblingsthema *Lesen* - wir sind ja nicht bei der Verabschiedung der Leiterin der Stadtbücherei. Nur ein kleiner Nachtrag: Als ich neun war, zog ich in einen anderen Stadtteil und wechselte die Schule. Der besagte Lehrer schenkte mir zum Abschied ein kleines Buch. Aber nicht Erich Kästner oder Astrid Lindgren, sondern: „Der Passionsaltar des Meisters Loedewich in der St. Nikolaikirche in Kalkar“. 40 Jahre später sprach ich den inzwischen hochbetagten, aber immer noch lesenden Lehrer darauf an: Wieso ein solches Buch? „Man darf es euch nicht zu leicht machen“, lachte er. „Kleine Überforderungen bringen Schüler weiter.“ Ich finde, das ist eine weise Bildungsmaxime. *Kleine* Überforderungen, wohlgemerkt. Große entmutigen.
Es war dann noch eine Karte in dem Büchlein, „zur Beherzigung“, wie man damals sagte:

„Von Jahren zu Jahren
muss man viel Fremdes erfahren.
Du trachte, wie Du lebst und leibst,
dass Du nur immer derselbe bleibst.“

Das ist von Goethe und gerade recht für einen Neunjährigen.
Sprachlich war das der Einbruch einer anderen Welt; es gab außerhalb unserer Alltagssprache und unseres Ruhrgebiets „datt und watt“ also diesen hohen Ton, den wir zuhause nicht zu hören bekamen, und der eines mittransportierte: Ernst genommen zu werden.
Am ausführlichsten hat das die Dichterin Ulla Hahn beschrieben in ihrem Roman „Das verborgene Wort“. Eine rheinische Kindheit im Dorf, alles sehr eng, überall stößt man an Grenzen, und die Bildungsgeschichte besteht darin, diese Grenzen zu überschreiten: durch die Liebe zum Wort, zur Sprache (übrigens genährt durch die damalige lateinische Liturgie), durch die Entdeckung von Poesie und Phantasie: Bildung als Befreiung!

Bildung in diesem Sinne lässt sich nicht „machen“ und planen. Das „Hereinbrechen einer anderen Welt“ ist nicht herstellbar. Anhäufung von Wissen, das lässt sich „machen“ und kann ganz lukrativ sein; man kann damit bei Günther Jauch eine Menge Geld gewinnen. Aber die Anhäufung der Quiz-

sendungen steht noch nicht für Bildung. Im Kern und in der Entstehung scheint mir Bildung ein „Geschenk“ zu sein, ehe sie zur „Arbeit“ wird. Schlüsselerlebnisse kommen ungeplant wie das erste Verliebtsein; „Erweckungserlebnisse“ geschehen oder geschehen nicht. Vorbilder sind wichtig, aber dünn gesät, und ob es „funkt“ bei einem Text, bei einem Konzert oder (ich spreche pro domo) bei einer Predigt, liegt nicht in meiner Hand. Wenn es funkt und zündet, kommt Liebe, Eros ins Spiel: Liebe zu Büchern oder zur Natur oder zur Musik oder zur Kultur Italiens. Ohne den Funkenflug der Liebe ist Bildung „tote Hose“, Lexikonwissen, Bescheid-Wissen, der Mensch ein allerdings höchst dürftiger Computer.

Von einem „disclosure“- Erlebnis, einem aufschließenden Erlebnis hat mir eine Kindergärtnerin erzählt. Victoria, dreieinhalb Jahre, ist ein autistisches Kind. Nach dem Frühstück soll sie sich die Hände waschen. Das kann sie nicht allein, die Erzieherin geht mit, lässt das Wasser über die Hände des Mädchens laufen und merkt: Da passiert etwas Besonderes. Zum ersten Mal erlebt und spürt Viktoria das Wasser - und freut sich! Eine „heilige“ Handlung! Die Waschaktion dauert fast eine Stunde. Es macht klick! Das ist „disclosure“, ein Schlüsselwort der englischen Sprachphilosophen: eine geschenkte, eine geradezu gnadenhafte Situation der Horizonterweiterung, bei einem Kind im Kindergarten - ein echter Bildungssprung.

„Kindergarten“ ist übrigens ein treffliches Wort; die Gärtnerinnen lassen die jungen Pflänzchen nach deren Tempo wachsen, begleiten das Wachsen in Geduld (in unserem Beispiel: fast eine Stunde am Waschbecken!), freuen sich mit über das Klick, das sie selber überrascht, und düngen und hacken und lockern ansonsten den Boden.
Solche Schlüssel-Erlebnisse sollte man in den Blick nehmen und den „Kairos“ zu erkennen suchen, den „rechten Augenblick“, in dem es plötzlich Klick macht und Türen aufgehen beim Einzelnen. Ohne Berührtsein prägt sich nichts in uns aus, ohne Eros und Liebe lernen wir wenig und vergessen das meiste (vielleicht: Gott sei Dank!)
„Wenn Du ein Schiff bauen willst“, sagt sinngemäß A. de Saint-Exupéry, „dann lehre die Mannschaft nicht bloß das Handwerkliche. Lehre sie vor allem die Sehnsucht nach dem weiten, unendlichen Meer.“ Und in der Weis-

heitsliteratur des Alten Testaments - einer wahren Fundgrube -: „Der Anfang der Weisheit ist aufrichtiges Verlangen nach Bildung - das eifrige Bemühen um Bildung aber ist Liebe.“ (Weish 6,17)
Ich plädiere also für eine „erotische Haltung“ zur Bildung und sehe die VHS (um im Wortfeld gelungener und zielgerichteter Erotik zu bleiben) sozusagen im „Hebammendienst“ an der Bildung. Das ist ganz sokratisch; der alte Sokrates sprach von der *Maieutik*, der Hebammenkunst der Philosophen: in jungen und nicht mehr ganz so jungen Leuten das ans Tageslicht heraufholen helfen, was in ihnen an Talenten noch schlummert, noch unentdeckt ist. Bildung und Erziehung sind mehr als verschwistert, eher schon verheiratet, und allen Bildungsinhalten und Stoffmassen des Wissens, das sich ja bekanntlich alle fünf bis zehn Jahre verdoppelt, geht - hoffentlich - die Freude, die Lust am Lernen voraus.
Zum Eros des Lernens und der Bildung gehört für mich z.B.:

- geistige Neugierde samt Reiselust (Kant, der aus Königsberg nie rauskam, war sicher eine Ausnahme).
- Sehnsucht, Hunger und Durst statt Übersättigung.
- Denken und Empfinden in Frageform.
- Die Gabe der Unterscheidung (z.B. von wichtig und unwichtig).
- Warten können.
- Wissen, was man weglassen, wegschmeißen, vergessen und verlernen sollte.
- Ein Wertgefühl, damit Oscar Wilde nicht Recht behält: „Moderner Zynismus besteht darin, dass wir von allem den Preis, aber womöglich von nichts mehr den Wert kennen werden.“

Weiter:

- Probleme vernünftig lösen können.
- Sich einigermaßen im Diskurs der Zeit auskennen und bewegen können.
- Einen eigenen Stil und Geschmack entwickeln.
- Verantwortung übernehmen.
- Mit Grenzen, Scheitern und Leiden leben können.
- Sich an der Sinnfrage und somit auch an der Gottesfrage nicht vorbeidrücken.

Kurz: Mensch werden, Person werden, entfalten, was in uns angelegt ist, mit Herz und Hirn, mit Gefühl und Verstand, mit Leib und Seele. Fürwahr: ein großes Ziel!
Man muss eines hinzufügen: Mensch werden - das heißt Mensch werden im Jahr 2004 oder 2008, Mensch in einer Wissensgesellschaft. Der Top-Manager Daniel Goeudevert warnt:

> „Wir sind reich an Infos, drohen in diesem Überfluss zu ertrinken und sind zugleich - oder gerade deshalb - arm an gelebtem Wissen, an erfahrenen Gefühlen und stabilen Werten. Immer mehr satte Menschen verdursten emotional! Wissen ohne Einbindung in eine Kultur des Humanen ist barbarisch.“

Im großen gemeinsamen Haus von Bildung, Erziehung und Wissen leben (ich sagte es schon) Bildung und Erziehung momentan in wilder Ehe, aber im Blick auf das Wissen hängt der Haussegen schief. Das Wissen macht sich einfach zu breit! Es weiß sich wohl zu rechtfertigen mit guten Gründen: Zukunftsfähigkeit, berufliche Qualifikationen. Und dennoch: Wissen ist keine Tankstelle, wo Menschen Karrierekraftstoff für die Zukunft abfüllen können, um mit Vollgas durchs Leben zu brausen. Die Bildung schaut besorgt drein, rät zum Maßhalten und zur Askese, stellt Papierkörbe auf (zum Wegschmeißen, zum Vergessen des Wissens-Mülls), versucht, einen Kanon zu entwerfen: Was muss ich wissen? (Schwanitz in seinem Bildungs-Buch). Was muss ich lesen? (Reich-Ranicki mit seiner Kassette von Literatur, die man „unbedingt gelesen haben muss“) Man möchte Schneisen ins Dickicht schlagen, möchte nicht zugestopft werden, möchte „die Seele retten“. Sehr hilfreich erscheint mir dabei das Fragewort: Warum? Bildung respektiert das Know How, aber sie erlaubt sich vor allem die Frage nach dem Know Why.
Wir nähern uns also dem Terrain der Sinnfragen. Das ist ein weites Feld und außerdem mein Metier. Wir ziehen daher die Notbremse und wenden uns zum Schluss Ulrich Kilo zu - mit einem Gedicht von Eugen Roth:

Ein Mensch nimmt guten Glaubens an,
Er hab´ das Äußerste getan.
Doch leider Gott´s versäumt er nun,
Auch noch das Innerste zu tun.

Das erste stimmt bei Dir. Beim zweiten ist es genau das Gegenteil: Du hast alles daran gesetzt, gerade „das Innerste zu tun“. Du hast Know how *und* Know Why im Blick. Du verstehst Bildung - mit einem ebenso schönen wie altmodischen Wort - als “Herzensbildung”, und auf Deine Weise gehörst Du zu den Bauleuten, die den Menschen ein “Obdach für die Seele” mitbauen und anbieten.

„Man kann doch auf die Dauer nicht leben von vollen Kühlschränken, Politik, Finanzen, Internet und Kreuzworträtseln. Man kann es einfach nicht. Man kann doch nicht leben ohne Dichtung, ohne Farbe, ohne Liebe, ohne Gott“, so noch einmal de Saint-Exupery in freier Wiedergabe. Doch, man kann, offensichtlich. Doch Du kannst es nicht, und viele unter uns, viele in dieser Stadt können es nicht. Ich danke Dir für dieses Nicht-Können, und ich danke Dir für Dein Können, mit dem Du das Nicht-Können fruchtbar gemacht hast. Und Ihnen allen danke ich für Ihre Geduld und Aufmerksamkeit!

Kaffeetrinken im Pfarrsaal (1991)

Ein Obdach für die Seele[5]

Klingt das altmodisch: Obdach für die Seele!
Wer sagt noch Obdach? Allenfalls ist vom Gegenteil die Rede: Obdachlos. Ein paar Hundert Menschen sind in unserer Stadt davon betroffen. Ihnen fehlt das fast Selbstverständliche: ein Dach überm Kopf.
Wer sagt noch Seele? Die alten Dichter vielleicht und die Pfarrer in der Kirche. Ansonsten hört man „Psyche“, das klingt technischer, nicht so „seelenvoll“, und meistens redet man davon, wenn mit der Psyche etwas nicht stimmt und man zum Psychologen muss.
Reden wir ruhig altmodisch - vielleicht schwingt da noch einiges mehr mit!

Fangen wir bei etwas sehr Vertrautem an, beim Wohnen, bei den Wohnungen, dem Dach überm Kopf!
Als Pfarrer mache ich Hausbesuche. Ich komme also rum und habe inzwischen so etwa in anderthalb tausend Lüdenscheider Wohnungen gesessen. Das ist eine Fundgrube, um Menschen besser kennen zu lernen! Zeige mir, wie du wohnst, und ich ahne, wer du bist! Wohnen heißt, sich seine Welt selber gestalten zu können. Jede Wohnung ist ganz anders - eine eigene Welt -, wenn es natürlich auch Trends und Moden gibt und dadurch Gemeinsamkeiten. Die jeweilige Person wird erkennbar in ihrem Stil, in ihrem Geschmack. Wir Deutschen neigen dazu, viel ins Wohnen zu investieren. Die meisten Wohnungen sind liebevoll ausgestattet, „gemütlich“ sollen sie sein, my home is my castle (mein Haus ist meine Burg). Die Außenwelt, die Arbeitswelt wird oft als öde, als wenig befriedigend empfunden. Da soll es wenigstens in den eigenen vier Wänden schön sein. Dahin kann man sich zurückziehen. Die Wohnung, ein Zufluchtsort! Die Tür hinter sich zumachen, abschalten und zuhause sein! „I need a place to hide away“, sangen einst die Beatles. Ich brauche einen Platz, um mich irgendwo zu verstecken, frei und ungestört, ganz bei mir selbst!

[5] VHS-Rede im Stern-Center 04.09.1999

Das ist der Traum eines jeden Menschen: ein echtes Zuhause. Wissen, wohin. Vertraute Menschen, vertraute Räume, Geborgenheit. Ein Dach nicht nur überm Kopf!
Stellen Sie sich vor, Sie müssten das drangeben! Ich erinnere mich: eine allein stehende Frau im Pflegeheim. Sie hatte schwer gearbeitet, ja geschuftet - für eine gemütliche Wohnung. Mit über sechzig kamen die Rente und fast gleichzeitig der Krebs. Sie musste die Wohnung aufgeben und ins Pflegeheim. Sie sprach nicht viel über die Krankheit, aber sehr viel über den Verlust der Wohnung. Das hatte sie am härtesten getroffen.
Man kann gar nicht dankbar genug sein, wenn man ein Zuhause erfahren hat: Wärme, Gemeinschaft, Geben und Nehmen, aber auch genügend Freiheitsräume, Raum für den Einzelnen, Ungestörtsein. Ohne dass man viel darüber reden wird, spannt sich dann wie selbstverständlich das Dach auch über die Seele!

Und wenn dieses Dach nicht mehr selbstverständlich ist? Die seelische Obdachlosigkeit wächst. Viele Kinder wissen nicht mehr ganz sicher, wohin sie gehören. Es gibt viele Menschen, die innerlich wie Vagabunden, wie Nomaden sind. Beheimatung? Fehlanzeige!

Einige Beobachtungen vom Wohnen:
Man sieht so oft die Möbelwagen. Dauernd ziehen Leute um. Ich selber musste schon zehn Mal in meinem Leben die Koffer packen. Immer wieder trage ich in meinem privaten Adressbuch Änderungen ein. Die Zeit fordert es, mobil zu sein, flexibel. Das verändert auch unsere menschlichen Beziehungen: zu Nachbarn, zum Umfeld, auch zum Partner. „Alte Bäume soll man nicht mehr verpflanzen“, sagt man wohl. Aber auch jüngere Bäume haben es schwer, wieder Wurzeln zu schlagen. Der Wunsch nach Stabilität, nach einem Zuhause, nach einem Obdach bleibt ungebrochen, aber die Erfahrung damit wird schwieriger.
Eine andere Beobachtung: „Schöner wohnen“ - das ist nicht nur eine Zeitschrift, sondern ein hohes Ziel für viele. Aber auch hinter schönen Hausfassaden kann sich viel Leid verbergen, viel Einsamkeit. Eine luxuriöse Villa ist noch nicht unbedingt ein Zuhause. Wie oft werden Menschen, Kinder zu-

mal, mit Materiellem abgespeist, wo sie doch ganz anderes brauchen! So viel Energie geht ins Kaufen und Konsumieren, und die Zeit bleibt auf der Strecke. Keine Zeit! Kein lebendiges Miteinander! In den großen Wohnzimmern kann sich auch viel Leere breit machen.
Eine dritte Beobachtung: Gibt es so etwas wie ein „Heiligtum“ im Wohnzimmer, auf das hin sich alles ausrichtet und zentriert? Ich empfinde oft den Fernseher so: „Er hat aus dem Kreis der Familie einen Halbkreis gemacht“, sagte ein Spötter. Wenn ich irgendwo zu Besuch hinkomme, dann wird der Fernseher häufig nicht mehr abgeschaltet - erst auf mein Bitten hin - wir können uns doch sonst nicht so gut unterhalten! Leben vor laufendem Fernseher! Das Riesenangebot der Programme! Leben als Zappen durch die Angebote? Wie sieht da mein eigenes „Programm“ aus, mein Lebensprogramm?

Also einige Anfragen an uns, in Richtung „Obdach für die Seele“.
Wir müssen so mobil sein - wie bewahren wir unsere Wurzeln? Wo sind wir zuhause?
Das Materielle, die Warenwelt hat eine riesige Faszination und Sogwirkung - was können wir tun, um uns darin nicht zu verlieren?
Die Medien (das Fernsehen, das Internet) spielen eine so große Rolle - wie können wir die passive Zuschauerrolle zurückdrängen und eine innere und kreative Lebendigkeit bewahren?

Mitten in unserem Wohnen ein Obdach für die Seele?
Bei den Juden gibt es einen alten Brauch. Sie lassen ein Stück Wand in ihrem Wohnzimmer unverputzt. Alles ist schön eingerichtet - bis auf dieses ausgesparte Stück Wand, das förmlich sagt: Halt, Stopp - da ist noch etwas Anderes! Dieses Zeichen erinnert die Juden an das Laubhüttenfest, an das Herumziehen des Volkes damals in der Wüste, steht für Aufbruch, für ein unruhiges Herz, für einen weiteren Horizont, der über unsere vier Wände hinausreicht - steht dafür, dass wir auch in unseren schönen Wohnungen immer nur „Gast auf Erden“ sind.
Jesus, der von diesem größeren Horizont des Lebens ganz und gar durchdrungen war (von diesem Gott!), sagte: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“

Der Mensch lebt nicht allein von vollen Kühlschränken, von seinen Hobbys und Passionen, von seinem Zuhause und seiner Familie. Das alles ist wichtig, ganz wichtig - aber es kann uns auch blockieren. Wir suchen dann nicht mehr, wir haben - angeblich - dann ja schon gefunden.
Ich denke, wir sollten das Dach über unserem Inneren nicht so niedrig anbringen, dass wir ständig mit dem Schädel dagegen hauen. Unsere Seele braucht Raum, braucht Weite. „Du führst mich hinaus ins Weite“, heißt es in einem Psalm. Aus allen Verengungen und Engstirnigkeiten heraus gibst du dem Leben Weite. Weite - und Heimat. Bei meinen vielen Umzügen und Ortswechseln käme ich ganz durcheinander, wenn ich Heimat als einen bestimmten Ort angeben müsste. Ich möchte in meinem Leben - und auch einmal in meinem Tod - in *dem* daheim sein, den wir Menschen Gott nennen. Ihn brauchen wir nicht zu suchen hinter den Wolken oder in den außergewöhnlichen Dingen. Vielleicht finden Sie ihn in Ihrer Wohnung. Teresa von Avila hat sehr schön gesagt: „Gott ist gegenwärtig auch zwischen Kochtöpfen!“ Davon erzählt diese Geschichte zum Schluss:

Es war einmal ein Ehepaar, das lebte glücklich irgendwo. Die beiden liebten sich, teilten Freude und Leid und alles miteinander. So lebte das Paar in seinem Glück, bis eines Tages …
Eines Tages lasen die beiden in einem alten Buch. Sie lasen, am Ende der Welt gäbe es einen Ort, an dem der Himmel und die Erde sich berührten. Dort gäbe es das große Glück, dort sei der Himmel.
Die beiden beschlossen, diesen Ort aufzusuchen. Sie wollten nicht umkehren, bis sie ihn gefunden hätten. So durchwanderten sie nun die Welt. Sie erduldeten alle Entbehrungen eines langen Weges. Sie hatten gelesen, an dem gesuchten Ort sei eine Tür, da brauche man nur anzuklopfen, hineinzugehen und schon befinde man sich im großen Glück. Endlich fanden die beiden, was sie suchten. Sie klopften an die Tür, bebenden Herzens sahen sie, wie sie sich öffnete. Und als sie eintraten, blieben sie sehr erstaunt stehen: sie standen wieder in ihrer Wohnung. Und da begriffen sie: der Ort, an dem Himmel und Erde sich berühren, das Obdach für die Seele, befindet sich im Vertrauten - wenn man nur neu hinsieht, wenn man es neu und anders und tiefer sieht!

Im Konvoi[6]

Rom hat mal wieder das letzte Wort - zumindest das letzte Grußwort!

Als einer der wenigen „von außen“ Blickenden in dieser Feier wusste ich bislang nicht ganz genau, was ein „Superintendent“ ist.
Auf das schwierige Wort stieß ich zum ersten Mal mit etwa dreizehn Jahren. Mit Begeisterung las ich damals die Krimis von Edgar Wallace, und seine Helden waren die superintendents von Scotland Yard. Es gab sogar einen chief superintendent, und alle waren ständig mit dem Mysterium des Bösen befasst, mit Morden und ähnlichen Scheußlichkeiten.
Ich hoffe für den neuen Superintendenten, dass das Mysterium des Bösen in diesem Sinne Sie im neuen Amt nicht eigens bedrängt und beschäftigt, Sie werden mit den Mysterien der Kirchenpolitik und der Verwaltung genug zu tun haben.

Superintendent ist für eine bibelnahe Kirche wie Ihre eine eigentlich erstaunlich bibelfremde Bezeichnung.
Paulus listet im 1. Korintherbrief bekanntlich die Charismen auf, und dann findet sich da die „Kybernesis“, die Steuerungs- und Lenkungskunst. Der Superintendent ist biblisch am ehesten wohl ein Kybernetes, ein Steuermann, oder wie mein griechisches Wörterbuch noch sagt: Vize-Admiral - jedenfalls einer, der mit Leitung betraut ist.
Bleiben wir statt bei kriminalistischen Anklängen also lieber bei Bildern aus dem Marinebereich:
Im großen Meer der Gegenwart, Abschnitt Märkischer Kreis, findet sich der große Tanker „evangelische Kirche“ mit dem neuen Steuermann, der natürlich wahrnimmt, was da noch so auf dem Wasser daher zieht, oder daher dümpelt. Da sind diese kleinen wendigen Barkassen in dieser Ecke des Meeres besonders häufig und lebhaft - doch mögen die Freikirchen für sich selber sprechen. Und dann ist da dieses alte Schlachtschiff „Catholica“. Frü-

[6] Gekürztes Grußwort bei der Einführung von Superintendent Majoress in der Erlöserkirche Lüdenscheid am 14.8.2000

her – es ist lange her – fuhren sich Schlachtschiff und Tanker eher aus dem Wege, nur in Seenot war aufeinander zu zählen. Heute finden wir sie im Konvoi. Sie tauschen inzwischen Navigationspläne aus, treffen sich auf Offiziers- und Mannschaftsmessen, helfen sich gelegentlich beim Personal aus, schimpfen manchmal gemeinsam auf ihre Reedereien (in Bielefeld, Essen und Rom), haben mit denselben Flauten zu tun, landen mitunter in denselben seichten Gewässern, teilen aber vor allem eines miteinander: die Sehnsucht nach dem weiten, offenen Meer, auf das Gott uns hinausführt. Und wie sie es lieben, wenn einer oben im Ausguck rufen kann: „Land in Sicht!“

Im Konvoi fahren, unter demselben Wind – dazu sagen wir in der Kirchensprache: Ökumene. Es ist ein gemeinsames Unterwegssein. Voran kommen wir nur als Lernökumene, als Lerngemeinschaft. Die Steuermänner des „Schiffs, das sich Gemeinde (oder Kirchenkreis) nennt“ sind dankbar für gute Beschlüsse, Resolutionen und Konvergenzpapiere „von oben“, aber für eine Ökumene, die Köpfe und Herzen der Menschen wirklich erreicht, braucht es noch anderes. Zum Beispiel die Erfahrung eines wachsenden Miteinanders vor Ort, in dem die verschiedenen Glaubensprofile nicht verschwimmen, sondern sich kennen lernen, sich bereichern und ergänzen.

Gott wohnt in ihrer Mitte - auch in einer großen Stadt[7]

Am Anfang steht ein Garten. Am Ende eine Stadt. Dazwischen Hunderte von Seiten der Bibel, mit allen Landschaftsformen: Wüste und Ödland, Berge und Täler, frische Auen und sogar das Land, das von Milch und Honig überfließt. Und schließlich Städte, große und kleine. Einige sind sprichwörtlich geworden. Babel mit dem größenwahnsinnig hohen Turm. Sodom und Gomorra: keine guten Adressen. Ninive - Jona braucht einige Tagesreisen, um sie zu durchqueren. Babylon, der Ort des Exils. Wer möchte da gerne wohnen? Diese großen Städte bilden das Urbild des Molochs - der riesigen, nicht mehr menschengerechten, gottfernen Stadt. Moloch ist eigentlich ein orientalischer Gott, dem Menschenopfer dargebracht werden. Die Stadt frisst den Menschen.

Aber es gibt das Gegenbild, und es hat mächtig nachgewirkt. Das Paradies am Ende ist eine Stadt, die aus dem Himmel, von Gott her auf die Erde herabkommt: das *himmlische Jerusalem*. Da entsteht in der Vision ein ganz anderes, alternatives Leben - in dieser sozusagen gläsernen Stadt, in der es keine krummen Touren und Mauschelecken gibt, in der alles transparent, durchscheinend ist auf Gott hin. Einen Tempel, eine Kirche sucht man in dieser Stadt vergebens; Gott braucht dort keinen eigenen heiligen Bezirk, er ist alles in allem. Die Stadt als Ganzes ist heilig, ist Reich Gottes.

Auch ohne diesen Höhenflug in die Geheime Offenbarung des Johannes wird die Stadt seit der Antike hoch geschätzt. Stadt - das bedeutet Zivilisation, Kultur, auch Zuflucht („Stadtluft macht frei", sagte man lange). Die Stadt ist ein Abbild des Kosmos (Kosmos im Sinne von Ordnung, als Gegensatz zum Chaos), eine geordnete Welt also, ein möglichst harmonisches kleines Universum - während draußen, außerhalb der Stadtmauern, in finsteren Wäldern die Wölfe heulen und die Barbaren hausen. (Etwas von dieser antiken Einstellung schwappt übrigens noch bis heute ins Bistum Essen hinein. Wir haben da das Sauerland, das in der bedeutenden Kulturzone Ruhrgebiet gerne als Region der Wölfe und Barbaren betrachtet wird - wo-

[7] Vortrag bei der ADVENIAT - Tagung am 8.9.2008 auf der Wolfsburg, Mülheim

hingegen ein typischer Sauerländer vor einer Autofahrt etwa in den verwirrenden Moloch der Großstadt Essen ungefähr so viel Angst hat wie Jona vor Ninive!) - So ist es nicht verwunderlich, dass sich das Christentum vor allem über die Städte ausgebreitet hat. Fast alle Paulusbriefe sind an Stadtbewohner gerichtet, Römer, Korinther, Kolosser, Philipper, Thessalonicher. Bischofskirchen entstehen dort und schaffen ein kulturelles Umfeld. Das platte Land - bestenfalls mit seinen gepflegten römischen Landgütern - ist dagegen ziemlich unterentwickelt. Die "pagani", die Landleute, gelten als ungebildet, als "Dorfdeppen" - in der folgenden Zeit wird man das Wort mit "Heiden" übersetzen - Leute, die stehen geblieben sind, während die Helleren und Beweglicheren in den Städten die neue religiöse und kulturelle Macht des Christentums angenommen haben. Im Mittelalter bilden einzig die Klöster und Abteien Lichtblicke auf dem Land; der gregorianische Gesang übertönt gelegentlich das Wolfsgeheul.

Und dann wachsen und wachsen die Städte - mit ihren viel größeren Möglichkeiten der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung. Städte - das heißt bis heute: Möglichkeiten! Residenzstädte von Königen und Fürsten bündeln die Macht. Universitätsstädte entwickeln eine große geistige Ausstrahlung. "Paris ist der Ofen, in dem das geistige Brot der Menschheit gebacken wird" - ein Zitat aus dem Jahr 1250! (So viel geistiges und hoffentlich nahrhaftes Brot wird heute noch in Paris gebacken, dass der wöchentliche Veranstaltungskalender "La semaine de Paris" in der Regel es nicht unter 400 Seiten tut!)

Bischofsstädte fördern neben dem kirchlichen Leben Bildung und Kunst. Markt-, Handels- und Industriestädte ziehen die Menschen vom Lande an und sorgen für Arbeitsplätze.

Vor hundert Jahren sprach man von Weltstädten, von Metropolen, und meint vor allem Paris, London und New York. Sie werden überall kopiert, die Avenues von Paris werden zu den Avenidas von Buenos Aires. Diese Städte verbindet man meist mit "Glanz und Glamour" - während die großen Megacities von heute - Bombay, Rio, Lagos, Kairo, Mexico - im derzeitigen

öffentlichen Image eher mit "Schreck und Graus" assoziiert werden (Kriminalität, Drogen, Slums, Smog, Müll usw.)

Harry Graf Kessler, ein preußischer Intellektueller und Diplomat, sieht in den 1920er-Jahren New York und notiert in sein Tagebuch: "NY ist überwältigend. Ich hätte nicht geglaubt, dass irgendein Eindruck mich noch aus der Fassung bringen könnte. Vor dem ungeheuren Anprall dieser Stadt gerate ich ins Wanken. Hier ist das moderne Rom, die kolossale Welthauptstadt, Beherrscherin der modernen Welt. Wie Babylon trägt sie das Kainszeichen auf der Stirn. Es ist die Welt des Dr. Mabuse, die Welt des rücksichtslosen Spiels, die Welt, wo die Zahl, wo alles, was nach Wert oder Größe messbar und käuflich wird, titanisch und schamlos das Haupt bis zu den Sternen erhebt."

So ist das mit den Weltstädten: sie faszinieren, und ihre unglaublichen Möglichkeiten ziehen an. Aber sie erscheinen auch als neues Babel – „mit dem Kainszeichen auf der Stirn". Gerade die konservative und kirchliche Kulturkritik des 20. Jahrhunderts, die die Kirche oft „lieber im Dorf ließe", hat die Großstadt als Hort der modernen Übel ausgemacht und dämonisiert: sie ist demnach gottlos, sittenlos, schamlos - ein wahrer Sündenpfuhl. Sie treibt den Menschen in die Vereinzelung. Sie zerstört die Traditionen, die Geborgenheit und die religiösen Bindungen. Die Stadt wirkt sich zentrifugal aus - isolierend und trennend - und dabei war sie doch zentripetal gemeint: sammelnd und Kräfte und Menschen bündelnd!

Beispiel: Paris. Vor 80 Jahren, um 1928 herum, macht der katholische Soziologe und Historiker Gabriel Le Bras eine bestürzende Entdeckung. Er interessiert sich für die Bretagne und die Bretonen; keiner in Frankreich ist so katholisch wie sie. Die Zahl der praktizierenden Katholiken in einem bretonischen Dorf liegt bei mindestens 80 bis 90 Prozent. Eine pastorale Idylle! Viele junge Leute aus der Bretagne ziehen aber nach Paris, als Dienstmädchen oder Handwerker. Ahnen Sie, wie es dort mit der religiösen Praxis bergab geht? Kaum 10 Prozent sind es noch, die in Paris die Messe besuchen. Le Bras untersucht diesen Sachverhalt und begründet hierbei eine neue Wissenschaft, die Pastoralsoziologie. Der Sachverhalt der säkularisier-

ten Großstadt lässt die französische Kirche nicht los. 1943 erscheint wie ein Aufschrei ein Buch zweier junger Priester: "La France, pays de mission". Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, wie sie sich immer stolz gefühlt hat: jetzt Missionsland. Paris: Missionsstadt. Man ist dort aber sehr kreativ, um der neu erkannten Situation zu begegnen. Die "mission de France" und die "mission de Paris" werden gegründet, viele französische Priester und Laien (Madeleine Delbrel, Sozialarbeiterin im kommunistisch geprägten Vorort Ivry) werden missionarisch. Die Arbeiterpriester gehen in die Fabriken, die Berührungsängste schwinden, neue Koalitionen bilden sich heraus - Christen und linke Gewerkschaftler z.B. -, und die meist bürgerlich geprägten Pfarrgemeinden sind nur noch *ein* Ort Gottes unter anderen. In den verschiedenen beruflichen und sozialen Milieus - von den Intellektuellen an der Sorbonne bis zu den Obdachlosen (Abbé Pierre) entstehen Zentren und Foyers, in denen auf eine neue Weise der Glaube gelebt wird - immer dem jeweiligen Milieu entsprechend. Selbst die Prostituierten an der Place Pigalle haben dort ein Café, das von Nonnen in Zivil betrieben wird, und in dem sie Gemeinschaft, Hilfe und ein offenes Ohr finden - und sogar beten können! Die erst viel später aufkommenden neuen Leitworte "Evangelisierung" und "City-Pastoral" werden also in Paris schon dreißig bzw. fünfzig Jahre früher eingeübt und vorbereitet.

1975 gründet der Studentenseelsorger Pierre-Marie Delfieux in Paris die „monastischen Fraternitäten von Jerusalem". Mitten in der Stadt, gleich beim Rathaus um die Ecke, an der Kirche St. Gervais, leben nun die Stadtmönche. Tagsüber gehen sie den unterschiedlichsten Berufen nach - als Ärzte, Journalisten, Architekten, Ingenieure, Lehrer oder Designer. Am Nachmittag kommen sie wieder zusammen, feiern die Liturgie und gestalten ihr gemeinschaftliches und kontemplatives Leben. Ihr Gründer und Prior Delfieux erklärt in einem langen Interview u.a.: „Wir fühlen uns als Stadtmenschen und leben im Rhythmus der Stadt. Wir sind offen für die gesellschaftlichen Realitäten von Paris. Vorher habe ich zwei Jahre wie ein Einsiedler in der Stille der Wüste Sahara gelebt. Aber mir wurde ganz klar, dass die wahre Wüste nicht da in der Sahara war. Sie ist in der Mitte der modernen Megastädte. Da gibt es die Anonymität und Einsamkeit, den inneren Hunger und Durst. Ich bin ins Herz von Paris zurückgekehrt, um dort

mit anderen eine kleine Oase zu schaffen, in der an einem monastischen Brunnen das lebendige Wasser zu finden ist." Auf die Frage, warum die Gemeinschaften „Jerusalem" im Namen haben, antwortet er: „Jerusalem ist die Patronin der Städte - eine Stadt, die den Menschen von Gott gegeben wurde und von den Menschen für Gott gebaut wurde. Wir gehören zu ihren Bürgern. Es ist die Stadt, auf die Jesus zugeht und in der er sein Leben vollendet. Es ist auch die Heilige Stadt der drei Religionen, ein starkes ökumenisches Symbol, und besonders ist es die Stadt der Endzeit, der Hoffnung auf das himmlische Jerusalem. Diese Hoffnung bewegt uns und lässt uns in der jetzigen Stadt, in Paris leben."

Oasen und Brunnen in der Großstadt schaffen - auch in Berlin. Vor ein paar Jahren haben zwanzig Leute aus unserer Gemeinde in Lüdenscheid eine Wallfahrt in unsere Hauptstadt gemacht. Der Kardinal von Berlin, der damals sehr gebeutelt war von dem Pleitegeier, der über seinem Bistum schwebte, begrüßte uns bei der Fronleichnamsmesse auf dem Gendarmenmarkt und war höchst erstaunt über die Idee, ausgerechnet nach Berlin zu pilgern! Unsere Idee war halt: Gott wohnt in der Stadt, auch in Berlin - und wir suchten seine Spuren: in der Suppenküche der Franziskaner in Pankow, im Karmel von Plötzensee, im Jüdischen Museum, in den Kapellen des Bundestags und des Brandenburger Tors, im Morgengebet einer geistlichen Gemeinschaft am Prenzlauer Berg, ja selbst im Stasi-Gefängnis von Hohenschönhausen, und sicher auch bei der Fronleichnamsprozession durch die Innenstadt, vorbei an sonnenbadenden und Eis schleckenden Berlinern, die leicht irritiert das seltene Schauspiel betrachteten. Auf dem Funkturm am Alexanderplatz stand die Sonne und bildete mit ihren Lichtreflexen das berühmte Kreuz über der Stadt, das die damaligen DDR-Größen sehr geärgert hat. Mancher von uns dachte auch an den Film „Himmel über Berlin", in dem der Regisseur Wim Wenders die angeblich so gottlose Hauptstadt als Ort der Engel und der Transzendenz ins Bild bringt.

Ich schließe mit einem Hinweis auf Carl Sonnenschein, den „Weltstadtapostel", wie man ihn genannt hat. Als er nach dem Ersten Weltkrieg vom Rheinland kommend in Berlin eintraf, notierte er über seinen ersten Tag: „Dieser ganze erste Tag war Traum, Wirrwarr, - Babylon!" Er spürte, wie

unerreichbar weit aus der Mietskasernen- und Hinterhofperspektive das himmlische Jerusalem erschien. Das Besondere an Carl Sonnenschein war: Er hielt sich nicht damit auf, das Berliner Sündenbabel zu verteufeln, sondern kümmerte sich bis zur völligen Erschöpfung um die Armen und Entwurzelten. Gott war damals sehr in der Stadt, in jeder Aktion und in jedem Zeitungsartikel Carl Sonnenscheins. In seinem Stakkato-Stil mit den vielen Ausrufezeichen schrieb er: „Die Leute gehen stempeln! Dreimal die Woche! Der Stempel wechselt die Farbe. Rot! Blau! Grün! Aber er wiederholt das furchtbare Wort „arbeitslos". Als er 1929 starb, schrieb das SPD-Blatt "Vorwärts" im Nachruf: „Wie selten sind, gerade im Lager der Frommen, die Menschen, die ihren Glauben zu leben den Mut und die Kraft haben! Sonnenschein war einer dieser wenigen Menschen."

Sonnenschein war kein einfacher Zeitgenosse. Aber er verstand es, ganz glaubwürdig ein urbanes Ideal der frühen Kirche mit Leben zu erfüllen. "Um es kurz zu sagen:", heißt es im Diognetbrief aus dem zweiten Jahrhundert, „was die Seele im Körper ist, das sind die Christen in der Welt." Oder eben auch: in der Stadt.

Mutters Sonnenschein: JB im zarten Alter von 2 Jahren

Beispiel eines Reiseberichts:
Eine Wallfahrt nach Berlin[8]

Eine Wallfahrt nach Berlin? „Man höre und staune: Wir haben eine Pilgergruppe aus Lüdenscheid bei uns“, sagte Kardinal Sterzinsky, als er die Teilnehmer der Berliner Fronleichnamsprozession begrüßte. Man merkte ihm die Verwunderung an: Berlin ist als Wallfahrtsziel noch nicht entdeckt, gilt gemeinhin als gottlose Großstadt, die katholische Kirche ist zudem gebeutelt durch eine tiefe Finanzkrise, die auf die Stimmung drückt.

Was machen die 18 Wallfahrer und Wallfahrerinnen aus der Gemeinde St. Joseph und Medardus aus Lüdenscheid nun ausgerechnet in Berlin? „Gott soll man nicht an den Rändern, sondern in der Mitte des Lebens suchen“, hat ein großer Berliner Christ, Dietrich Bonhoeffer, vor sechzig Jahren in sein Tagebuch geschrieben. Abgewandelt: Gott-Suche in der Mitte eines Landes, in der Hauptstadt - da, wo die Entscheidungen fallen und wo nichts direkt von Gott spricht! Werden wir auf seine Spuren stoßen?

Wussten Sie, dass es im Reichstag einen Andachtsraum gibt und im Brandenburger Tor einen Raum der Stille? An diesen beiden geschichtsträchtigen Orten „liegt im Stillesein eine wunderbare Macht der Klärung, der Reinigung, der Sammlung auf das Wesentliche“ (wieder D. Bonhoeffer). Beide Räume sind überkonfessionell, offen für alle. Nagelbilder von Günther Uecker im Andachtsraum der Abgeordneten drängen keine christliche Deutung auf, sind aber offen dafür. Christen werden wohl an das Kreuz Jesu denken. (Und sie freuen sich über die Ironie der Geschichte, dass schon in DDR-Zeiten auf dem Fernsehturm am Alexanderplatz durch den Sonneneinfall ein riesiges Kreuz über der Stadt zu sehen war.)

Erstes Wallfahrtsfazit: Gott scheint diskret in Berlin. Er drängt sich nicht auf, aber vieles ist offen für ihn - auch an unerwarteten, ungewohnten Orten, auch abseits der Kirchen.

[8] Westfälische Rundschau 5.7. 2003

Von der Mitte in den Osten. Der Prenzlauer Berg ist ein klassisches Arbeiterviertel in Ostberlin: viele junge Leute, eine unglaubliche Fluktuation. Und 91 % der Bevölkerung nicht getauft! Ansonsten: 6 % Protestanten, 3 % Katholiken. Wie kann man da Kirche sein? Wir sind unterwegs zur Pfarrkirche Herz Jesu. Die Kirche ist - wie so oft in Berlin - eingefügt in die Häuserreihe. Das Innere überrascht: glanzvoll wie eine römische Basilika. In der Apsis kommt Christus den Menschen mit weit geöffneten Armen entgegen. Eine aus Frankreich stammende Gemeinde mit charismatischem Hintergrund „Chemin neuf“ (der neue Weg) inspiriert nun die Gemeinde. Der Pfarrer (gebürtig aus Paris), der Diakon, zwei Schwestern, Studentinnen, einige Familien gehen voran auf dem „neuen Weg“. Gemeinsame Gebetszeiten, eine sehr ansprechende Liturgie, ökumenische Ausrichtung, Gastfreundschaft und ein wacher Sinn für die Nichtgetauften prägt die Atmosphäre. „Viele Menschen sind auf der Suche und offen wie ein Schwamm. Sie haben keinerlei Erfahrung mit der Kirche, also auch keine schlechten. Wir spüren echte Neugierde“, sagt der Pfarrer, und er erinnert an ein Wort des in Plötzensee hingerichteten Jesuiten Alfred Delp: “Gehet hinaus, hat Jesus gesagt, und nicht: Setzt euch hin und wartet, ob einer kommt.“

Zweites Wallfahrtsfazit: Was jetzt schon in Berlin sichtbar ist, kommt auch auf uns zu: die krasse Diaspora. Alles hängt dann von glaubwürdigen Christen ab, nicht von Plänen und Programmen. „Lebe so, dass du gefragt wirst!“

Nicht weit davon die Suppenküche der Franziskaner in Pankow. Konfrontation mit der Welt der Armen. Hunderte finden dort jeden Tag ein warmes Essen, auch Kleidung, Duschen - und offene Ohren. Die Klientel hat sich verändert; erst waren es Leute, die mit der Wende nicht zu Recht kamen und wegen der gestiegenen Mieten obdachlos wurden. Heute kommen dazu Menschen mit Schulden und Problemen in der Haushaltsführung, Alleinerziehende, Rentner und Ausländer. Auch die vielen Helfer bringen ihre Probleme mit und brauchen oft selber Hilfe; vielen würde - ohne diese Mitarbeit - zuhause die Decke auf den Kopf fallen. Alles wird allein durch Spenden finanziert. „Eines lernst du bei dieser Arbeit ganz schnell: Richtiges Gottvertrauen“, sagt Bruder Peter, die „Seele der Suppenküche“.

Drittes Wallfahrtsfazit: „Gott ist gegenwärtig auch zwischen Suppentöpfen.“ (Teresa von Avila).

Drückende Vergangenheit: Nazis wie Kommunisten haben in Berlin unzählige Menschen zu Opfern gemacht. Einer von ihnen wurde 1996 seliggesprochen: der Berliner Domprobst Bernhard Lichtenberg. Bei den täglichen Abendgebeten in der Hedwigskathedrale hatte er es von 1938 an gewagt, für die verfolgten Juden zu beten, und aktuelle Opfer beim Namen genannt. Was andere nur hinter vorgehaltener Hand aussprachen, machte er öffentlich - im fürbittenden Gebet.

In der Nähe der Gedenkstätte Plötzensee, wo viele zum Widerstand gegen die Nazis zählende Menschen (u. a. Nikolaus Groß aus Hattingen-Niederwenigern, ebenfalls seliggesprochen) hingerichtet wurden, besuchten wir den Karmel und die Kirche „Regina Martyrum“. Die Schwestern meinen, dass gerade das Gedenken der Opfer und der Märtyrer ein wichtiger Dienst an den Menschen sei, die so sehr von der Aktualität des Tages in Beschlag genommen sind. Die Karmeliterinnen lassen vergangenes und gegenwärtiges Leiden so vieler Menschen an sich heran, versuchen die Gleichgültigkeit gegenüber den Leidenden zu durchbrechen und tragen das, was Menschen bewegt, vor Gott hin. Ihre stille Präsenz wird in der Stadt durchaus wahrgenommen; gerade auch junge Menschen kommen mit ihren Fragen. Unsere Gesprächspartnerin, Schwester Katharina, ist zuversichtlich: „Es gibt viele Hinweise, dass Gott hier in Berlin lebt“, sagt sie, und ihre fröhliche Ausstrahlung spricht fast noch mehr dafür als ihre Worte.

Beklemmend der Besuch im Stasi-Gefängnis Hohenschönhausen. Ein Zeitzeuge, der dort in den siebziger Jahren inhaftiert war, gibt uns genaue Einblicke, wie Menschen entwertet und namenlos gemacht wurden, völlig isoliert und jeder Lüge und Täuschung ausgeliefert. Der Staat war der höchste Zweck, der Mensch dagegen ein Nichts.

Viertes Wallfahrtsfazit: Die Leidensgeschichte der Menschen drückt schwer - ohne Gott wohl unerträglich. Das Gedenken kann zu dem Gott hinführen,

der leidenschaftlich widerspricht, wenn der Mensch Opfer des Menschen wird...

Berlin hat uns viele Impulse mitgegeben. Bei einer abschließenden Gruppenmesse - in einem Hotelzimmer - bedachten wir die Eindrücke im Blick auf das Tagesevangelium vom „Sturm auf dem See“. Und es schien uns, dass wir die bergende Kraft des Bootes, die bedrängende Kraft der Stürme - und die Kraft des stillen (schlafenden) Mitfahrers im Boot erfahren hatten.

Deutsch im Pfarrhaus:

(singt) „Von guten Mädchen wunderbar geborgen…“

11.09.2001
Ökumenisches Friedensgebet, drei Tage später

Gott
wie uns die Worte fehlen
für das Unfassbare
Sprachlos
fassungslos
hilflos
ist die Welt bislang

Aber
lass uns beten
und eine Sprache finden
für das Unfassbare
an Schrecken und Hass
und sprechen
zu Dir hin
dem Unfassbaren
an Liebe zum Menschen

Gott
So rücken wir Menschen
zusammen
weltweit
näher zueinander
näher zu Dir

und teilen das Entsetzen
und die Trauer
teilen den Blick
in die Abgründe
- selten hat sich Teuflisches
so in Reinform gezeigt -
teilen die Sehnsucht
nach Frieden
teilen unsere Fragen
auch unsere Fragen
an Dich

Wir denken
an die Opfer
und beten für sie.
Passagiere
in vier Flugzeugen,
missbraucht
als lebendige Bomben.
Tausende Menschen
in den Büros

Ein paar Hundert Helfer,
umgekommen
beim Versuch zu retten.
Und die vielen Familien
und Angehörigen,
denen ein lieber Mensch
grausam entrissen wurde

Wir beten
für die Rettungsdienste,
für die stillen Helden von heute,
die in den Trümmern
das Menschenmögliche tun

Wir beten für das Volk Amerikas
Geschockt, gelähmt,
verwundet,
geeint in der Trauer und im Gebet

Lass es im Gebet
eine Antwort finden
auf den Terror

nicht im schnellen Dreinschlagen
nicht in der Rache und Vernichtung
Unschuldiger
nicht in der Eskalation von Gewalt

Wir bitten
um eine starke Bemühung,
den Terrorismus zu überwinden
und „auszutrocknen“
durch Friedensschritte im Nahen Osten
durch eine gerechtere globale Ordnung
durch Einsatz für die Armen,
die ständig Opfer der Gewalt sind
ohne dass man sie wahrnimmt

Wir bitten um Besonnenheit
und langen Atem
und beten für Christen,
Muslime und Juden:
dass sie das Verbindende
entdecken und für den Frieden
fruchtbar machen
dass sie Dich ganz neu entdecken
als *den* Verbindenden

Wir bitten
dass die Religionen nicht
Quelle der Spaltung
und des Zusammenpralls
der Kulturen werden

Wir bitten besonders für die Muslime
dass sie nicht büßen müssen
für die Verbrechen derer
die ihre Religion missbrauchen
und dass sie die Traditionen
ihres Glaubens deutlich machen,
die den Frieden stützen

Wir bitten, dass auch hier
in unserer Stadt
noch mehr Schritte aufeinander zu
gewagt werden

Ja Gott
gib uns
DEINEN FRIEDEN

Und ein Jahr später…[9]

Fast jeder weiß noch genau, was er am 11.9. letzten Jahres gemacht hat. Ich war in einer Besprechung und wurde herausgerufen. Es war halb vier. Ich sah die Fernsehbilder und konnte sie nicht glauben. Als ich begriffen hatte, beschlossen wir, das Pfarrfest zu verschieben, das vier Tage später stattfinden sollte. Da waren wir uns einig: Wie hätte man angesichts solcher Ereignisse feiern können.

Nie habe ich so viel vor dem Fernseher gesessen wie in der Septemberwoche 2001. Für das normale Leben und Arbeiten fühlte ich mich wie gelähmt. Fast so etwas wie ein Ventil war der Friedensgottesdienst, den wir freitags in der Erlöserkirche feierten. Ein Ventil, um aus der Lähmung, aus dem Entsetzen herauszufinden, ins Gebet, in die Weitung des Geistes, auch in die Gemeinschaft der Christen. Es tat gut zu erleben, dass rund tausend Menschen zu diesem Gebet gekommen waren und wohl ähnlich empfanden.
In diesen Tagen laufen auf allen Kanälen die Gedenksendungen. Wie geht es den Menschen, die den Einsturz der Türme überlebt haben? Eine Überlebende sagt: „Oh, wir haben uns sehr verändert. Wir sind nicht unbedingt bessere Menschen geworden. Aber es steht uns sehr klar vor Augen, wie zerbrechlich unser Leben ist, wie verwundbar. Nicht nur unser eigenes, persönliches Leben, sondern genauso unser kollektives Leben, unsere Kultur, unsere Werte, unser Lebensstil. Und wir hielten uns und das alles für so unangreifbar!“

Ein Feuerwehrmann, einer dieser unglaublichen Helden jener Tage, der alle fünf Kollegen („Brüder“, wie er sagte) seines Löschzuges in Ground Zero verlor, meint: „Der Tag fing so strahlend an - blauer Himmel, kein Wölkchen. Bilderbuchwetter. Die Leute mochten diesen Morgen. Man bindet sich den Schlips um, trinkt noch eine Tasse Kaffee, verabschiedet sich zuhause, liest in der U-Bahn die Zeitung. Alles ganz normal, ganz friedlich. Und in diese Normalität platzt dann der Schrecken, der Terror. Die Türme stürzen ein, und auch in mir selbst blieb kein Stein auf dem anderen.“ Und

[9] Einführung in den ökumenischen Friedensgottesdienst am 11.9.2002

dann, nach einigem Nachdenken: „Vielleicht sind wir aufgeweckt worden, um zu erkennen, dass es da draußen - fernab von New York - noch eine andere Welt gibt…“

10. Juni 2006:
Messe in Belkenscheid als Abschluss der Gemeindewanderung

Zum Tode Papst Johannes Pauls II. [10]

Liebe Schwestern und Brüder,
die Apostelgeschichte erzählt, wie die Apostel aus dem Gefängnis befreit werden - von einem Engel - und in der „Höhle des Löwen“, im Tempel das Evangelium verkünden. Das Wort Gottes lässt sich nicht einsperren! Weder ins Gefängnis - etwa im Fall einer antichristlichen Herrschaft - noch in die Kirchenräume oder in die Sakristei - im Fall einer ganz uninteressierten Welt.

Das Wort Gottes lässt sich nicht einsperren! Es will hinaus in die Welt, an die Hecken und Zäune. Es will zu den Jugendlichen, es will in die Elendsgebiete und Slums der armen Länder, es will in die Wallstreet und in die UNO, es will in die Universitäten und in die Krankenhäuser, es will nach Kuba wie nach China, es will eingebracht werden in den Dialog mit Juden, mit Muslimen und mit Buddhisten. Es gibt grundsätzlich keinen Raum, der für das Wort Gottes ausgespart werden kann.

Man hat in den letzten Tagen so viel gesagt und geschrieben über Papst Johannes Paul II - über seine historische Größe, seine politische Rolle, seine Reisen und seine Leistungen, über das, was er getan und was er unterlassen hat. Mit vielen anderen Menschen bewundere ich an ihm, dass er das Wort Gottes nicht eingesperrt hat in die Kirche, sondern es „von den Dächern ausgerufen hat“, wie es in der Bibel heißt: mit seinen Worten und mit seinen Gesten. Bei Fidel Castro in Kuba. Oder an der Klagemauer in Jerusalem. Vor drei Millionen jungen Leuten in Manila. Wenn er gedurft hätte, auch auf dem Roten Platz in Moskau, oder auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking.
Er war ein Pilger, ein Brückenbauer (Pontifex), ein Mann des Friedens. Er hatte etwas an sich von dem Bußprediger Johannes dem Täufer und mehr noch von dem Völkerapostel Paulus. Johannes Paulus.

[10] Predigt in dem Gedenkgottesdienst in St. Joseph und Medardus am 6.4.2oo5

Der begann 1978 - es kommt mir wie eine Ewigkeit vor- mit dem Ruf: “Habt keine Angst! Öffnet die Türen für Christus!“ Er selbst kannte offenbar keine Angst. Und er selbst öffnete viele Türen für Christus, führte aus den Gefängnissen, aus den Ghettos heraus, in denen sich der Glaube manchmal abschottet und Christen „nur unter sich“ sein wollen.

Johannes Paul II. ist Christus nachgefolgt, hat sich nicht geschont, hat sich aufgerieben in seinem Dienst, hat sein Kreuz getragen und ist bis in seine letzten Tage ein treuer, authentischer Zeuge des Evangeliums gewesen. „Im Paradies ist noch genug Zeit, um sich auszuruhen,“ so meinte er.
Er kannte den Karfreitag. Er kannte Auschwitz und den Holocaust und die Abgründe dieser Welt. 1981 wäre er bei dem Attentat fast umgekommen. „Die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht,“ heißt es im Evangelium (Joh 3,20). Die Finsternis war ständige Begleitmusik des Papstes. Aber er brachte ein Licht hinein. Seinem Fast-Mörder vergab er. Der Dramatik des Lebens wich er nie aus.
Der Papst starb in der Osterwoche. Nicht die Finsternis und nicht der Karfreitag hatte das letzte Wort, sondern das österliche Licht. „Ich freue mich - freut ihr euch auch!“, soll er auf dem Sterbebett gesagt haben. Von „Habt keine Angst!“ (1978) zu „Freut ihr euch auch!“ (2005) - eine Linie, eine gerade Linie!

Nun kommen die Menschen zu Millionen nach Rom. Viele haben ihn kritisiert, fühlten sich von ihm nicht recht verstanden. Und viele, viele andere haben ihn geliebt, sind von seinem Leben tief berührt. Die Trauer jetzt ist weltweit und beispiellos.
Auf dem Petersplatz haben die Leute, seit sein Tod bekannt gemacht wurde, immer wieder applaudiert. Der Applaus, eine neue Form der Trauerbewältigung! Vielleicht ist Auferstehung ja so etwas wie der Applaus Gottes, seine Bestätigung zum Leben Christi oder zum Leben des Papstes - oder vielleicht auch zu unserem Leben.

Ganz am Ende seines Lebens sagte der alte Papst „Amen“. Das war wohl sein letztes Wort. So soll es sein. So ist es gut. Sagen wir auch zu seinem Leben unser „Amen“.

Amen.

23. Juli 2002: Eucharistie im Weinberg hoch über Ehrenstetten (Breisgau)

Fünfzig Jahre Bistum Essen - einige Erinnerungen[11]

1958 wurde das Bistum Essen gegründet - das „Ruhrbistum“, wie es zum Verdruss der Sauerländer sofort genannt wurde. Das Ruhrgebiet war damals noch das, was man sich landläufig darunter vorstellte: eine Zeche neben der anderen, qualmende Schornsteine, Hochöfen und jede Menge „Kumpel Anton“. Die Bevölkerung war „gerade heraus“, leicht im Kontakt und ziemlich katholisch. Viele Namen endeten auf -ski, die Vorfahren waren aus dem Osten eingewandert. Ein vielfältiges Vereinsleben half vielen, sich zurechtzufinden. Was es in meiner Kindheit nicht alles an Vereinen gab! Die eucharistische Ehrengarde, Knappenvereine, Kolping natürlich und KAB, Borromäusverein (in dessen Pfarrbüchereien ich die Lust auf Bücher bekam), DJK (sportlich), Jung- und Frohschar, Vinzenz- und Elisabethkonferenzen (caritativ); Mütterverein und Frauenbund (der galt als etwas „vornehmer“, nur die „Jungfrauenkongregationen“ waren inzwischen zumindest sprachlich aus der Mode gekommen.) Christ sein war weithin Sonntagsmesse plus Verein. Die Zahlen konnten beeindrucken: 1,5 Millionen Katholiken. 35-4o Prozent Messbesuch. Schlangen vor dem Beichtstuhl. 3 Priester in den meisten Pfarreien, dazu ein Schwesternhaus.

Dieser kräftige Volkskatholizismus von großer Geschlossenheit mit starkem sozialen Einschlag verteilte sich bis 1958 auf die Bistümer Köln, Paderborn und Münster. Das Ruhrgebiet war keine Einheit - ist es politisch bis heute nicht. Die Evangelischen dort gehören auch heute noch teils zur rheinischen, teils zur westfälischen Landeskirche. Mit der Gründung des Bistums Essen wurde mindestens für die Katholiken eine Einheit geschaffen, die dann weit ins gesellschaftliche Leben ausstrahlte. Der erste Bischof, Franz Hengsbach, war der Garant dieser Einheit und jahrzehntelang der wohl bekannteste und wichtigste Bürger des Ruhrgebiets. Als ich in die Grundschule ging, war er Bischof von Essen. Als ich Pfarrer in Lüdenscheid wurde, war er immer noch Bischof von Essen - und in seinen allerletzten Lebensjahren Kardinal dazu. Er hat das Bistum geprägt wie kein anderer. Es ist ihm das kleine Wunder gelungen, aus Kölner, Paderborner und Münsteraner Tradi-

[11] Portal 3

tionen etwas Neues und Eigenständiges zu machen - nämlich unser Bistum Essen. Typisch für Franz Hengsbach war seine Nähe zu den Bergarbeitern. Stolz trug er ein Stück Kohle im Bischofsring. „Kreuz über Kohle und Eisen“ - so hieß das erste Buch über unser Bistum. Mit dem Strukturwandel und dem Zechensterben in den 6oer Jahren tat er sich schwer. Ein überzeugter Anhänger des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-65), besonders engagiert in Fragen des Laienapostolats, sah er später den Niedergang der ihm vertrauten kirchlichen Welt und stemmte sich energisch dagegen. Der Essener Katholikentag mit seinen scharfen kritischen Tönen im Umbruchjahr 1968 muss ihn wohl besonders getroffen haben. Wir Studenten und jüngeren Priester erlebten ihn als den „übermächtigen Vater“ und rieben uns oft an ihm. Mit dem zeitlichen Abstand ist es leichter, ihn in seiner großen Bedeutung als Gründerbischof, als Chef von ADVENIAT, als unermüdlichen Kämpfer für die Sache des Ruhrgebiets und seiner Menschen zu sehen.

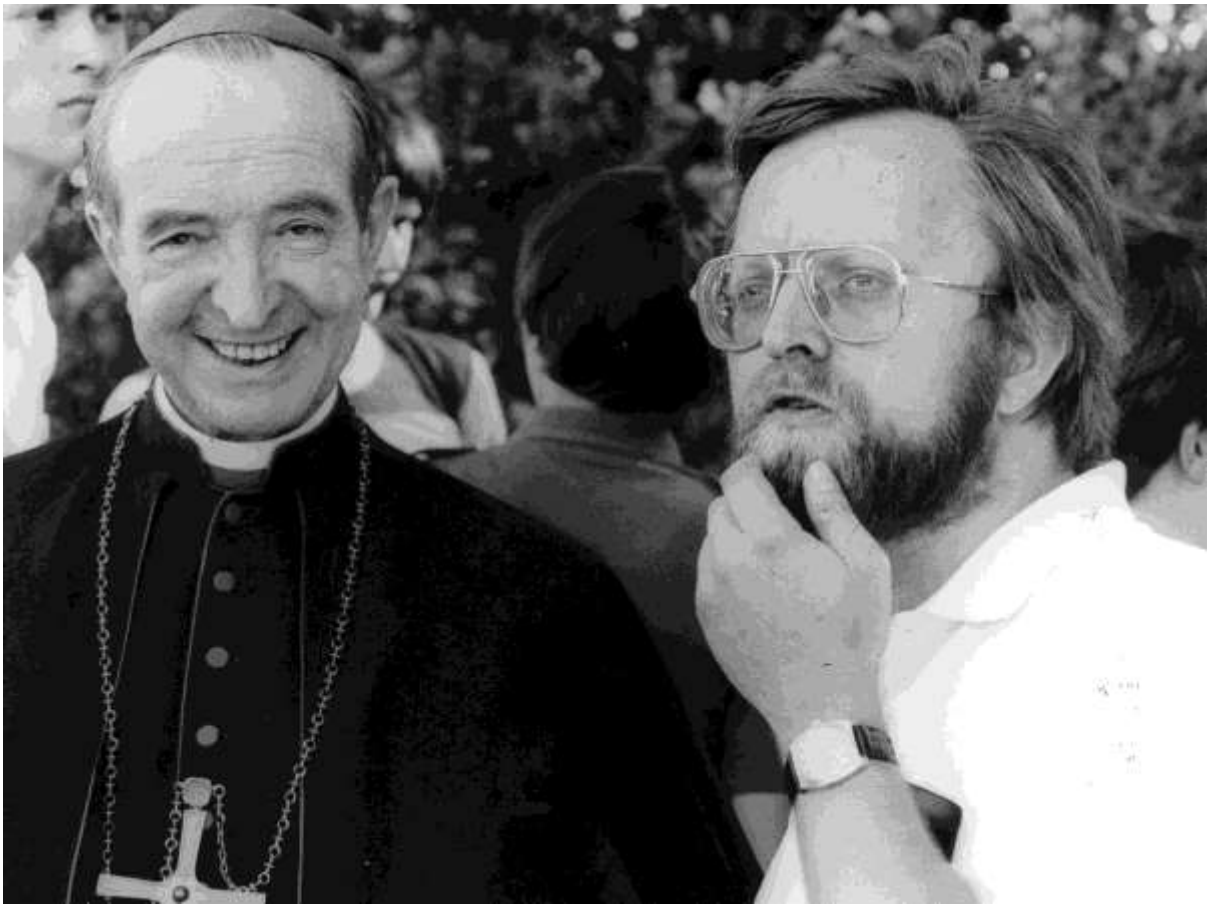
In den ersten Jahren des Bistums begann man von „Gemeinde“ zu sprechen. Das Wort erwärmte unser Herz. Auch „Pfarrfamilie“ war ein gängiges Leitbild. Bischof Hengsbach „schöpfte aus dem Vollen“, er gründete viele neue Pfarreien und baute viele Kirchen. Das sind meist die Kirchen, die heute geschlossen werden. Sein Ziel war: Kein Katholik soll mehr als zehn Minuten zu seiner Kirche laufen müssen! Als ideale Größe für eine Gemeinde („Pfarrfamilie“) galten ca. 2000-3000 Katholiken. Statt der Vereinshäuser, die es überall gab, wurden nun Gemeindezentren gebaut: wirklich eine Zentrierung auf das Modell „Gemeinde“, die bis heute nachwirkt (und es so manchem schwermacht, das jetzige Großpfarreiensystem anzunehmen). Neue Themen, Dienste und Formen tauchten in den 60er und 70er Jahren auf, im Gefolge des Konzils: Ökumene z.B., Liturgie- und Lektorenkreise, Familienkreise, Dritte-Welt-Gruppen, Gruppenmütter für den Kommunionunterricht, Teams für Kindermessen, Pfarrzeitungen, neues Liedgut („Halleluja“: inzwischen ist das „Neue“ auch schon in die Jahre gekommen): Im Grunde sind diese Akzente seitdem so geblieben und bestimmen das Gemeindeleben bis heute.

Dabei hat sich die Gesellschaft gerade im Ruhrbistum rasant geändert: von der Schwerindustrie zur Dienstleistungsgesellschaft, hin zu einer sehr vielfältigen Bevölkerung mit hohem Ausländer-, besonders Türkenanteil. Der Altersdurchschnitt klettert hoch, die Kinderzahl nimmt deutlich ab (hauptsächlich bei den Deutschen), die Katholikenzahl auch: heute sind wir noch 920.000 Katholiken. Die kirchlichen Bindungen haben sich gelockert, der Messbesuch ist auf ca. 12 % gefallen. In den Gottesdiensten überwiegen die Grauköpfe.

Was ist da zu tun? Die nächsten Bischöfe, Hubert Luthe (1991 - 2002) und Felix Genn (2003 - 2008) haben sich den Herausforderungen der veränderten Zeiten gestellt. Bischof Genn sagt ausdrücklich: „Die traditionelle und vertraute Gestalt der (Volks-)Kirche geht nicht zu Ende - sie ist zu Ende.“ Um auf den Mangel an Gläubigen, an Seelsorgern und an Finanzen zu reagieren, hat er seit 2004 eine Strukturreform eingeleitet: die Gemeinden wurden zu 43 Pfarreien zusammengefasst (davon sechs im Kreisdekanat Altena-Lüdenscheid), und ca. jede dritte Kirche wurde geschlossen bzw. umgewidmet. Ein harter, aber unvermeidlicher Prozess, um den „viel zu groß gewordenen Mantel wieder passend zu machen“.
Nachdem die äußere, organisatorische Seite der Reform bei uns mehr oder weniger abgeschlossen ist, gilt es jetzt zu zeigen, wie die Kirche des Mitgehers Jesus Christus nicht um sich selber kreist und nur mit sich selber beschäftigt ist, sondern Mitgeherin der Menschen sein kann. Der Schauplatz des Glaubens ist nicht (nur) die Gemeinde, sondern die „Straße“, die Öffentlichkeit - darum Versuche der City-Pastoral auch bei uns. Die Kirche muss „missionarisch“ sein wollen, eine neue Nähe zu den verschiedenen Milieus der Menschen gewinnen - oder sie wird nicht mehr sein! Die meisten Menschen suchen immer noch Gott oder einen Sinn des Lebens, über den sie sich verständigen können. Christen können mit den immensen Schätzen ihrer Tradition und Erfahrung bei dieser geistlichen Suche helfen - wenn sie erkennbar sind und als Partner des Gesprächs wahrgenommen werden. Der Bogen spannt sich vom Kindergarten bis zum Hospiz und Altenheim. Die besten Gespräche über Gott und die Welt werden übrigens oft in Kneipen geführt (was man im Ruhrgebiet immer gewusst hat!) Auch

die neuen Medien wie das Internet bieten viele Möglichkeiten, die z.B. der Verein gott.net nutzt.

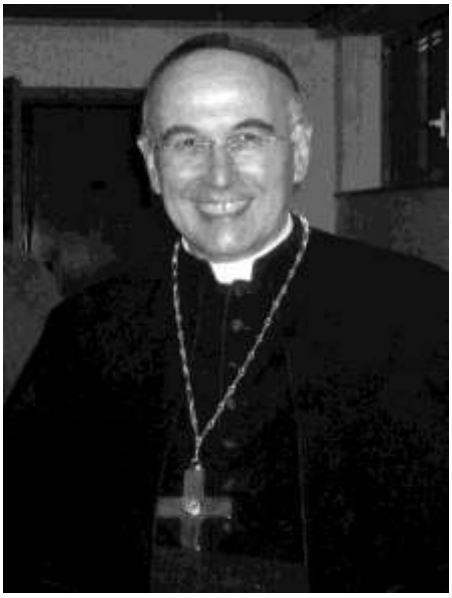
Auf vielerlei Weise Kirche sein - auf den Geist Gottes hören und mit Freude und Begeisterung auch neue Wege gehen - das ist das Gebot der Stunde beim 50. Geburtstag unseres Bistums Essen.



1985: JB mit Bischof Hengsbach

Abschied von Bischof Felix Genn[12]

Erstes Treffen des Domkapitels im April 2003 mit dem neu ernannten Bischof von Essen: Felix Genn ist bestens präpariert, hat den Schematismus (das Personalverzeichnis) schon halb im Kopf, hört gut zu, fragt nach, will wissen, was los ist im Bistum. Er kommt aus der Ferne, Mosel und Ruhr haben wenig gemeinsam. Von Anfang an hat er wohl gespürt: Es ist ein Sprung nach Essen hin, auch ein Glaubenssprung! So beginnt ein tapferes Bemühen, dem „typischen Ruhrgebiet“ mit Schalke, Malochern und Pilstrinkern – und ihren weniger Klischee beladenen Nachfahren - nahe zu kommen; „Kumpel Anton“ wird nicht seine Marke.



Im September besucht ihn eine Jugendgruppe aus unserer Pfarrei - 10 Jungen und Mädchen - um ihn zu interviewen. Eine halbe Stunde ist angesetzt. Anderthalb Stunden werden daraus. Die Jugendlichen sind schwer beeindruckt. Nach neun Monaten sieht er die Jugendlichen wieder. Neun von zehn kennt er noch mit Namen. Ein Gedächtnis wie ein Elefant! Das geht nur, wenn man einen „Blick für Menschen“ hat!

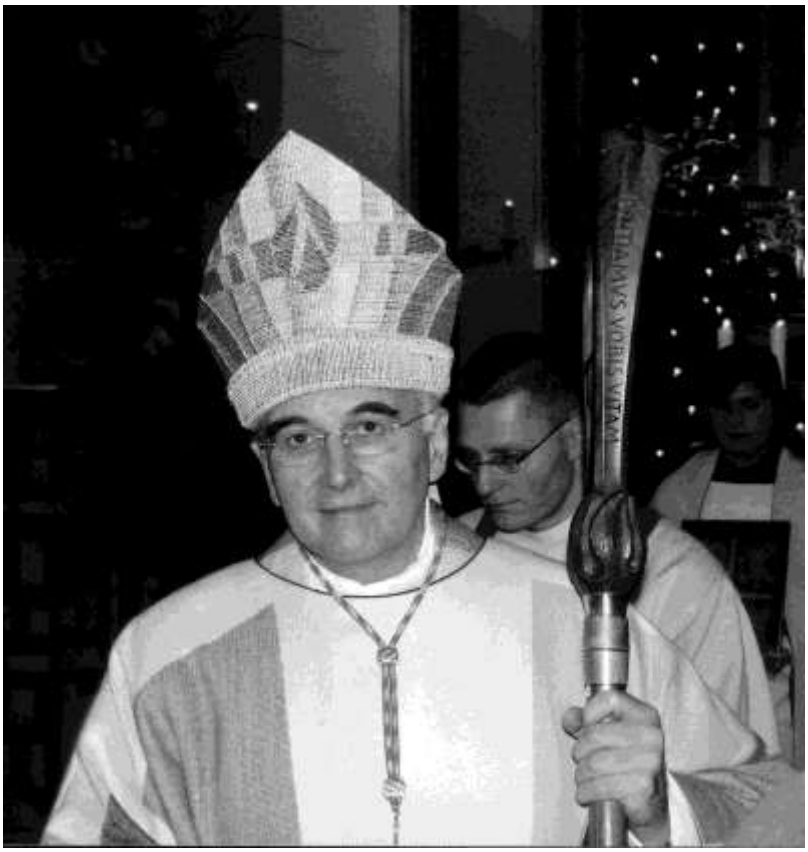
November: Der Bischof kommt zum ersten Mal zu uns nach Lüdenscheid, ins Sauerland. Das ist das „Sibirien“ des Bistums Essen, „und der Zar ist weit“ - normalerweise. Aber der Bischof kommt den Menschen nah, er spricht auf einer Veranstaltung zur Alltagspiritualität von seinem Glauben, von seiner Gebetspraxis. Ein Zuhörer sagt später: „Das ist ein Denker nach vorne, der sich Visionen erlaubt.“
Ich liege derweil im Krankenhaus. Er schaut vorbei. Immer wird er sich interessieren für Priester und Mitarbeiter, die erkrankt sind.

[12] Beitrag in der Sonderausgabe von „Kirche und Leben“, Kirchenzeitung des Bistums Münster 29.3.2009

2004, 2005, 2006: Der Pleitegeier ist schon im Anflug auf unser Bistum; unsereins hat es nur noch nicht gemerkt. Eine tief greifende Strukturkrise nagt schon lange an der Substanz des Ruhrgebiets. Das Bistum muss eine Antwort finden auf den Mangel an Gläubigen, Priestern - und Geld. Es ist notwendig, den „zu groß gewordenen Mantel zu kürzen“. Der Bischof tut dies mit einem Reformprozess und in einer Deutlichkeit, die ihm nicht auf den Leib geschneidert ist. In anderen Diözesen spricht man bald - etwas vorschnell - von Essen als dem „Killerbistum“. Die Wogen gehen hoch, wer sieht schon gerne zu, wie seine Pfarrkirche geschlossen wird? Bischof Genn hat sich vor diesen unpopulären Entscheidungen nicht gedrückt, sondern die Herausforderung angenommen. Die meisten in der Seelsorge Tätigen verstehen und unterstützen ihn; andere emigrieren innerlich. Niemand möchte in dieser Zeit in der bischöflichen Haut stecken, die alles andere als gepanzert ist. Ein „dickes Fell“ ist ihm nicht gegeben. Es liegt eine persönliche Tragik darin, dass dieser sensible, freundliche und mit einer geistlichen Tiefe ausgezeichnete Bischof, der mit seiner inspirierenden Glaubensfreude eigentlich einem inneren Aufbruch im Bistum Essen dienen wollte, nun von Struktur- und Finanzfragen heimgesucht wird. Der Stoßseufzer des Papstes Adrian VI. (gest. 1523), der die Folgen der Reformation geerbt hatte: „Wie viel kommt doch darauf an, in welche Zeit das Wirken eines Mannes fällt“, mag auch ihm nahe gewesen sein. Im kleineren Kreis stellt er sich der Frage, was Gott ihm mit dieser Situation sagen will. Öffentlich deutet er unermüdlich die „Zeichen der Zeit“: Eine vertraute Gestalt der Kirche - die Volkskirche - ist zu Ende. Wir sind in der Realität angekommen. Nun kommt es darauf an, dass jeder Christ zum „Zeugen“ wird, mit dem Evangelium lebt und ausstrahlt auf andere.

Mit den Priestern und allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in der Seelsorge fängt dieses Ausstrahlen an. Brüderlich geht er auf sie zu. Das „unum presbyterium“ ist bei ihm keine Leerformel. Er wirbt um Vertrauen, gibt gute geistliche und theologische Impulse. In persönlichen Krisen anderer zeigt er sich hilfreich und verständnisvoll. Er ist nicht blind für die Schwächen, Einseitigkeiten und Gefährdungen unserer Zunft. Im persönlichen und geistlichen Gespräch spürt man ihn in seinem Element. Eine der Gemeinde-

referentinnen sagt: „Er begegnet uns mit großer Wertschätzung. Jede Kollegin kennt er und weiß sie zu nehmen. Er kann motivieren und moderieren und hat wirklich einen klaren Plan im Kopf.“
Dezember 2008. Der Bischof geht bald nach Münster – weg von der „Baustelle Essen“, die nicht mehr einsturzgefährdet ist. Noch einmal erleben wir Stadtdechanten seine Gastfreundschaft im Bischofshaus und seinen legendären Sinn für (Mosel-)Weine. Im Hinausgehen raunt er mir zu, in einem Anflug allzu großer Bescheidenheit: „Es war halt nur ein Episödchen!“ Nein, lieber Bischof, es war mehr! Fünf Jahre, die uns in Atem hielten, fünf Jahre des Versuchs, das jetzt Notwendige zu tun. Fünf Jahre mit Wüste und Wagemut und Gottvertrauen! Fünf Jahre – Leben.



Bischof Felix Genn (im Hintergrund unser Kaplan Michael Pahl)

Ganz kurz …

Beiträge im Ruhrwort, in den Lüdenscheider Zeitungen und anderswo

Sternstunde[13]

„Du bist mein geliebter Sohn“: Mit der Taufe Jesu hebt sich der Vorhang

Dreißig Jahre lebt Jesus verborgen, unerkannt in Nazareth. Nur einmal hebt sich der Schleier und zeigt den Zwölfjährigen - aber nicht in Nazareth, sondern im Tempel von Jerusalem. 90 Prozent des Lebens von Jesus liegen schlichtweg im Dunkeln. Er reift in der Stille und wächst in der Alltäglichkeit. Sein Lebensraum in Nazareth steht wahrlich nicht im Rampenlicht.

Dreißig Jahre - das ist ein markantes Alter. Da geschieht oft Entscheidendes im Leben. Bei Jesus ist es eine „Epiphanie“: der Einbruch Gottes in sein Leben.
Nach so langer Zeit der Verborgenheit tut sich der Vorhang wieder auf; nach der Taufe im Jordan öffnet sich der Himmel, der Geist kommt wie eine Taube auf Jesus herab, und eine Stimme aus dem Himmel spricht: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden“.

Auch später - auf dem Berg der Verklärung - wird Jesus diese Stimme hören und den geöffneten Himmel erfahren - wirklich ein Gipfelerlebnis auf seinem Weg!
Man muss das nachklingen lassen: ein geöffneter Himmel.
Viele Menschen kennen nur den verschlossenen Himmel. „Denn verschlossen war das Tor“, wie wir im Advent singen. Die Öffnung („bis der Heiland trat hervor“) kennen sie allenfalls vom Hörensagen, kaum als eigene innere Erfahrung.

Der selige Heinrich Seuse, ein großer Mystiker des Mittelalters, beschreibt das Leben unter verschlossenem Himmel so: „Meine Seele gleicht einem Kranken, dem nichts schmeckt, dem alles zuwider ist; was ich auch sehe, höre und weiß, verdrießt mich. Wer zu mir kommt, findet das Haus leer; der Hausherr ist nicht daheim.“ Wenn sich aber der Himmel öffnet, schwin-

[13] Ruhrwort 11.01.2009

det diese Verlassenheit. Seuse weiß aus eigenem Erleben, dass „der helle Morgenstern aufgehen kann mitten in der Seele“. Dann, so fährt er fort, „ist alle Finsternis gelichtet, der Himmel wird hell und heiter, und mein Herz lacht. Es freuen sich Sinn und Seele in mir, und alles wird zu einem Lobe für dich. Was schwer, mühsam, unmöglich war, wird leicht und angenehm. Die Seele wird so mit Klarheit, Wahrheit, Freundlichkeit durchtränkt, dass sie alle Mühsal vergisst… Mir ist dann, als wäre ich über Raum und Zeit hinausgewachsen und stünde in dem Vorhof ewiger Seligkeit.“

Vorhof ewiger Seligkeit, offener Himmel, Aufgehen des hellen Morgensterns mitten in der Seele: Ein glückliches Liebespaar könnte seine Erfahrung in ähnlichen Bildern beschreiben. „Ich liebe dich!“ - dieses beste aller Worte holt den Menschen aus der Alltäglichkeit und Verlassenheit heraus und schmeckt nach Himmel.

„Du bist mein geliebter Sohn.“ Diese Liebeserklärung des Vaters war sicher eine Stern- und Gnadenstunde im Leben Jesu. Ähnlich spricht Gott zu uns, beginnend in der Taufe. Ich wünsche uns allen den Durchbruch, die Epiphanie, den geöffneten Himmel: Dass wir die besten aller Glaubensworte („Du bist geliebt.“ „Dir wird vergeben.“ „Wir alle sind Schwestern und Brüder.“) nicht im Trott der Glaubensroutine hören bzw. überhören. Sie möchten in uns zünden, uns glücklich - oder unruhig machen. Sie möchten in uns ankommen.

Gott spielen[14]
(Kurz vor Beginn des 2. Irakkriegs)

„Könnten wir nicht mal einen Tag lang Gott spielen?“ fragt das Kind im Religionsunterricht. „Wie stellst du dir das vor?“, hake ich nach. „Ja, tun und lassen können, was man will. Ins Stern-Center gehen und einkaufen, ohne zu bezahlen! Bei Rot über die Ampel laufen…“ Es folgen noch mehrere Beispiele, die für einen Chaostag reichen, immer nach dem Motto: „Was ich immer schon mal tun wollte, aber nicht zu tun wage.“
Ich hielt dagegen: „Gott spielen finde ich ganz schön anstrengend.“ „Wieso?“ „Ja, mein Gott hat ein anderes Tagesprogramm. Der fängt morgens an, einem anderen die Füße zu waschen. Dann schlichtet er einen dicken Streit und sorgt für Frieden. Mittags besorgt er Hungernden Brot und teilt es mit ihnen. Ein Kind, auf dem alle herumhacken, verteidigt er und steckt dafür vielleicht Prügel ein. Und so geht das weiter. Das heißt für mich Gott spielen!“
So kindlich, wie sie klingt, ist diese Debatte gar nicht. Die Großen - die Erwachsenen, und jetzt die Super-Mächtigen, - lieben es, Gott zu spielen, und zwar den ersten Typ, den mit der absoluten Macht. Sie machen, was sie wollen - Kriege eingeschlossen. Es geht ja gegen die „satanischen Mächte“ - da ist jedes Mittel recht! Das ist „Gott spielen“, wie Kinder es sich vorstellen. Gott spielen, wie Jesus ihn sich vorstellt, ist etwas Anderes. Frieden vorbereiten, nicht Krieg. Hunger bekämpfen, nicht Völker und Kulturen. Quellen des Lebens suchen und nicht Ölquellen. Gewaltlosigkeit üben, nicht Gewalt.

Der Krieg im Irak rollt heran.

Wo steht die Christenheit?
Beim Gott der Macht oder beim Gott des Friedens? Ein Spagat zwischen beiden geht nicht. Man muss sich klar entscheiden.

[14] Lüdenscheider Nachrichten 25.01.2003

Die Schlange lockt[15]
Die Versuchung Jesu

Der Missionar in Peru verstand die Welt nicht mehr. Er hatte auf seinem Heimaturlaub eine Menge Geld gesammelt für seine Gemeinde im kargen Hochland der Anden. In dem armseligen Dorf fehlte es an allem. Eine Wasserleitung wäre gut, dachte er, ebenso dringend eine kleine Krankenstation. Aber seine Vorschläge fielen im Gemeinderat durch: „Padre, alles gut und schön. Aber lasst uns lieber eine kleine Kirche bauen." Der Pater hielt dagegen, hakte nach, was denn nun wirklich dringend und notwendig sei. Die Leute ließen sich nicht beirren: „Bauen wir zusammen die Kirche. In ihr spüren wir unsere Würde - Kinder Gottes zu sein!"

Für diese Armen in den Anden steht Gott im Mittelpunkt. Ihre Würde als Menschen erfahren sie nicht von der Gesellschaft, sondern von Gott her. Sie wissen sich -wesentlich, nicht beiläufig- als Kinder Gottes und wünschen sich einen gemeinsamen Ort, wo sie spüren können, wer sie sind.

Vielleicht liegt ihr Dorf in einer wüstenähnlichen Landschaft. Im Andenhochland gibt es jedenfalls nicht viel Ablenkung. Da konzentriert man sich automatisch auf das Wesentliche.
Von der Wüste des Evangeliums, dem Ort der Versuchung, sind die Andinos indes weit entfernt. In der Wüste, dieser Seelenlandschaft der Versuchung kennen wir uns in unseren Breiten ganz anders aus. Versuchung hat bei uns ein harmloses Gesicht bekommen; sie trägt eine banale Maske. Schöne Frauen und Verstöße gegen die Diät („die zarteste Versuchung, seit es Schokolade gibt") - das ist in der Alltagssprache von der Versuchung geblieben. Die Schlange lockt, wie es scheint, nur noch sexuell oder kulinarisch! Die Grundversuchung in diesem Evangelium und in unserem Leben ist dagegen eine ganz andere: dass wir die Weisheit der peruanischen Bauern vergessen, das heißt Gott vergessen. Oder ihn missbrauchen, ihn instrumentalisieren, ihn für unsere Zwecke und Interessen einspannen. Oder ihn

[15] Ruhrwort 10.02.2008

zu einem sehr zahmen Feiertagsgott machen. Immer dann ist Gott nicht mehr Gott, der Herr des Lebens, und die Wirklichkeit des Lebens (dass wir Geschöpfe und Kinder Gottes sind) verliert sich in eine von den Menschen zurechtgeschusterte manipulierte Scheinwelt, in der wir uns sehr häuslich eingerichtet haben. Da geht es dann nur noch um Leistung und Erfolg, Haben und Tun, Besitz und Beziehungen, kurz: um die Selbststeigerung des Menschen.
Ob Jesus, der im Evangelium kurz vorher in der Taufe am Jordan in hoher Würde (Sohn Gottes, Messias) angekündigt wird, diese abgrundtiefe Gefährdung des Menschen innerlich erlebt hat? Das Evangelium sagt: Er hat sie erlebt. Der Teufel schläft nicht. Später ringt Jesus am Ölberg und am Kreuz mit der Gottverlassenheit und steigt ab in die Tiefe der Hölle. Aber er hat die Versuchung durchstanden (anders als Adam und Eva) und die Hölle durchschritten - und nicht die Selbststeigerung seiner Person, sondern die Nähe des Vaters gesucht.

So wurde er der Sohn. So werden wir Kinder Gottes.

Ferienfreizeit Hinterglemm (1977)

Auf den Regenbogen hoffen[16]

Mehr als eine „Flut“ bedroht die Welt: Deshalb muss der Blick nach oben frei bleiben

Einen unserer Kindergärten haben wir „Die Arche“ getauft. Wir wollten der Sintflut etwas entgegensetzen.
In seinem Entstehungsjahr 1991 hatte uns der erste Golfkrieg schockiert: der Ölteppich, die Bilder der sterbenden Tiere - die Bilder sterbender Menschen durfte das Fernsehen ja nicht bringen. Und in jedem Jahr kamen neue Fluten dazu: Schmutzfluten, Fluten der ökologischen Zerstörung, der Gewalt, Fluten von Flüchtlingen aus dem Balkan und anderswo. Katastrophen als Folgen falschen Lebens. Die Gier und ihre Folgen. Die Ungerechtigkeit und ihre Folgen. Der Terrorismus und seine Folgen. Der(mögliche) Krieg im Irak und seine Folgen. Und diese Folgen steigen an wie eine Flut und reißen alle mit weg.
Dagegen setzt Gott die Arche - damals. Die vielen Archen heute: kleine Orte zumeist - wie Kindergärten -, wo gutes, gelingendes Leben eingeübt wird. Wo der Mut da ist, nicht mit dem Strom, nicht mit der Flut zu schwimmen. Wenn die alte Erzählung um Sintflut, Arche und Regenbogen als ihren wirklichen Täter Gott hat, der in der Geschichte der Menschen handelt, dann steuert die Arche in eine andere Richtung. Ihr Steuermann, ihr Noah wird dann ein Gerechter sein, der die Ungerechtigkeit der Welt nicht mit in die Arche hineinnimmt. Was zur Sintflut führte, soll nicht in die Arche hinein - sie ist der Raum eines anderen Lebens. In der Arche spielt man Frieden, nicht Krieg.

Ich höre aus der biblischen Geschichte die Mahnung, den Ruf zur Umkehr. Es gilt, die Sintflut und ihre Ursachen ernst zu nehmen. Auch: sie einzudämmen. Mehr ist zurzeit nicht drin als Schadensbegrenzung. Und wieder sind wir gerufen zur Hoffnung auf einen neuen Anfang. Hoffnung auf Arche

[16] Ruhrwort 08.03. 2003

und Regenbogen: Hoffnung auf gerechte Friedensverträge und Leben für alle, die in den Fluten „baden gehen“, untergehen. Hoffnung auf Gott.

Wo Gefahr ist, wächst das Rettende auch, sagt der Dichter Hölderlin. Ich schließe meinen Bund mit euch, meinen Bogen setze ich in die Wolken, sagt Gott in der Bibel. Wo die Gefahr ist, muss man uns heute nicht sagen. Sie macht uns ratlos und ohnmächtig.
Aber der Blick muss auch frei bleiben für das Rettende: der Aufblick nach oben. Zum Bogen, gerade jetzt.

Schönheitspflege am Toten Meer

Über den Wolken das Licht[17]
Die Verklärung Jesu

Berg und Tal, Wolkenschatten und strahlendes Licht, schlafen und wachen, Angst und tiefes Glück, zusammen und allein, reden und schweigen - welche Gegensätze stecken in diesen wenigen Sätzen. Eine Gotteserfahrung wird beschrieben, nach der die Menschen auch heute hungern. Jesus betete - das ist wohl das Schlüsselwort. Er ist auf den Berg gestiegen, er hat die Täler verlassen, wo sich die Leute an ihn herandrängen und seine Kraft fordern. Das Gebet auf dem Berg („näher, mein Gott, zu dir!“) gibt die Kraft zurück und vertieft sie noch. Die Stimme aus der Wolke geht ins Herz, Jesus strahlt in leuchtendem Weiß, in diesen intensiven Exerzitien. Er weiß sich getragen und geliebt als der „auserwählte Sohn“. Darf man vermuten, dass er sich dessen nicht immer sicher war und das sich abzeichnende Scheitern ihm schwer auf der Seele lag? Die paar Stunden auf dem Berg der Verklärung sind nur ein Intermezzo, schließlich geht es weiter zum nächsten und endgültigen Berg - Golgota -, und das - innere - Gespräch mit Mose und Elija, den beiden anderen Großmeistern der Gotteserfahrung, handelt „von seinem Ende, das sich in Jerusalem erfüllen sollte“. Auch Mose und Elija hatten ihre Erfahrungen mit dem Scheitern und mit dem Unverständnis des Volkes. Der eine durfte, als sein Ende nahte, das Gelobte Land zumindest aus der Ferne sehen, der andere fuhr im Feuerwagen aus der sichtbaren Welt heraus. Das Ende, so haben die beiden Jesus vielleicht vermittelt, kann auch Vollendung werden - Auferstehung!

Derweil schlafen die Jünger. Das tun sie später auch, in Gethsemane. Müde Freunde, die den Kirchenschlaf späterer Generationen schon vorwegnehmen. Das Un- und Missverständnis, das Jesus wie ein Schatten begleitet, steckt auch in ihnen und spricht aus Petrus: Wir wollen drei Hütten bauen. Wir wollen uns - oder euch - in dieser Gipfelerfahrung wohnlich einrichten. (Dabei gibt es solches Glück nur als Momente, nur „auf Zigarettenlänge“,

[17] Ruhrwort 04.03.2007

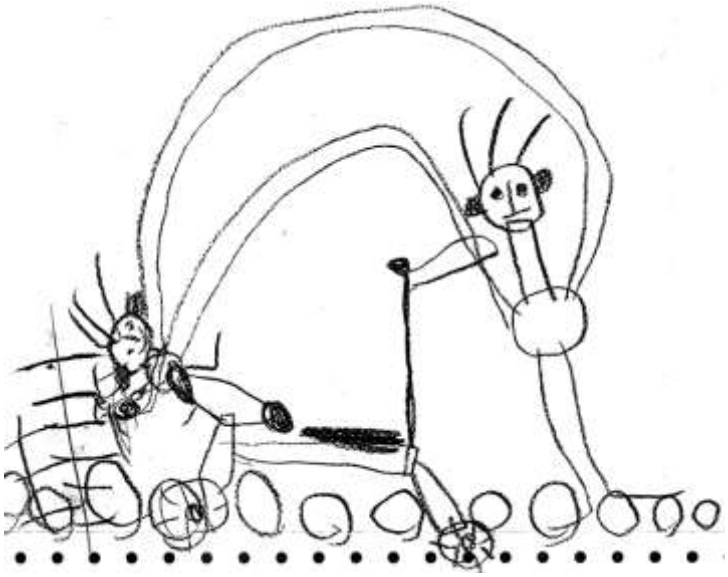
weiß eine Romanfigur). Petrus wusste aber nicht, was er sagte, schreibt der Evangelist Lukas. Er geriet in die Wolke und in die Angst hinein und steht nun im Schatten. Wer auch könnte das strahlende Licht lange aushalten, wer lange in die Sonne blicken? Im Wolkenschatten schweigt er dann. Was der Moment des strahlenden Lichtes zeigte - davon kann man nur stammeln - oder schweigen. Und wir stammeln mit Petrus - auch wir im Wolkenschatten, stammeln in unseren heutigen Versuchen, das Geheimnis in Worte zu fassen. Und hoffen und wissen, dass „über den Wolken“ das Licht ist.

Deutsch im Pfarrhaus:

„Da ist ein Herr gekommen, der hat auch seine Lebensgefahr mitgebracht!“

Lange Arme, die uns aufhelfen[18]

Max ist fast 6 Jahre alt und geht in unseren Kindergarten. Er hat das Bild gemalt, das Sie rechts sehen. Die Gruppe hat sich mit dem „Aufstehen“ beschäftigt, und da fiel dem Max ein Erlebnis ein: Er war mit seinem Roller unterwegs und stürzte („da lagen so viele Steine auf dem Weg herum“). Und dann ist der Vater gekommen und hat ihm aufgeholfen. In seiner Erinnerung hat der Vater einen „langen Arm“, oder genauer: zwei lange Arme wie Schläuche oder wie Greifer, die überall hinlangen. „Die gibt es wirklich“, sagt Max. „Siehst du sie nicht? Ich kann sie sehen!“



Das Kinderbild ist für mich in diesem Jahr ein Zugang zur heiligen Woche. Sie beginnt mit einer friedlichen Szene: Jesus auf dem Esel. Menschenauflauf, Applaus, Hosianna-Rufe, Winken mit Palmzweigen. Die Menschen erkennen in Ihm den Boten des Friedens. Nach so vielen Missverständnissen und Feindseligkeiten eine „stimmige“ Einschätzung - und so stimmig und glücklich wie Kinder beim Spiel auf ihren Rollern. Aber dann kommen die Stolpersteine. Mit dem Getragen-Sein ist es vorbei. Stattdessen: die Steine, die Fallstricke, die Intrigen, die Rufe: „Kreuzige ihn!“ Blutiger Ernst löst den Beifall ab. Die Abwärtsbewegung - hin zur Erde - ist dramatisch: dreimal stürzt Jesus unter dem Kreuz, liegt auf dem Boden, kommt kaum wieder hoch, muss sich aufhelfen lassen. Aber vor dem Kreuz, vor dem Tod kann ihm keiner helfen. Da ist nur noch Blut und Schmerz und Qual: trost-los, aussichts-los, gott-los! „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

[18] Ruhrwort Palmsonntag 2002

Vor solchem Abgrund bleibt unser Alltag bewahrt - in der Regel. Sturz mit dem Roller, blutige Nase und Schrammen am Knie, Schrecksekunden und -minuten, aber dann geht das Leben weiter. Es ist nicht alles aus.

Selten naht Hilfe so übermächtig, so überwältigend wie in unserem Bild. Die Arme des Vaters füllen den Raum. Glücklich die Kinder, die den Vater (und die Mutter) so präsent, so hilfreich erleben!
Auch wir Erwachsenen sind immer wieder angewiesen auf lange bzw. verlängerte Arme. Wir reden vom „langen Arm“ des Gesetzes und des Staates, der überall eingreift. Lieber ist uns ein langer Arm, der uns aufhilft, wenn wir auf der Nase liegen. Woher kommt dieser Arm? Ist es ein guter Mensch? Oder das Schicksal, das Glück? Die Bibel spricht ungeniert vom Arm Gottes. Dafür muss man Augen haben: „Siehst du ihn nicht? Ich kann ihn sehen!“ Diese Augen brauchen wir für Ostern. Dass der Vater den toten Sohn aufstehen, auferstehen lässt, ist gegen den Augenschein. Aber der österliche Glaube sieht die unsichtbaren Arme. Er hofft zumindest auf sie.

Drei Striche im Ei[19]

Zwei Sätze. Frohe Ostern! Das hören und sagen wir in diesen Tagen immer wieder. Ostern? Laut Umfrage denken die Leute dabei an Eier, Hasen und Ausflüge. Anderen genügt das nicht; sie rufen aus: Jesus lebt. Man müsste mindestens drei Ausrufezeichen dahinter machen!!! Denn dass ein Toter, ein Gekreuzigter lebt, ist schon ein starkes Stück. Tot ist tot, sagt der Augenschein und der gesunde Menschenverstand. Der tote Jesus lebt, sagen Glaube, Hoffnung und Liebe. 2000 Jahre Christentum werden nicht müde, dies zu bekennen und darauf zu bauen: Er ist auferstanden! Er lässt den Tod hinter sich.

Die Karte von gott.net drückt dieses geheimnisvolle Geschehen auf eine originelle Weise aus. Die Leute mit Eiern und Hasen im Hinterkopf werden abgeholt: ein Ei ist zerbrochen. Ein alltäglicher Vorgang! Das neue Leben (ausgeschlüpft? auferstanden?) ist nicht mit im Bild; nur die Eierschalen bleiben übrig. Fühlen Sie sich auch an ein Gefängnis erinnert? Eine Gefängniszelle, die gesprengt ist? Der Zelleninsasse hat während seiner Haft in diesem Gehäuse drei Striche an die Wand gemacht, wie dies Gefangene zumindest in Karikaturen immer wieder tun. Drei Tage – vorbei! Drei Tage gefangen im Dunkeln und in der dunkelsten Dunkelheit, im Tod. Und dann: die Sprengung des Kerkers, die Befreiung, das Licht: das ist kein Naturereignis, mit dem man rechnen kann wie mit einem ausgeschlüpften Küken oder dem Frühling, der nach langem Zögern doch noch gekommen ist.

Auferstehung – das ist eine unglaubliche Tat Gottes, gegen allen Augenschein (und darum von vielen nicht mit geglaubt). Diejenigen aber, die gerade an das Unglaubliche glauben, freuen sich, dass sie keine Striche mehr machen müssen, und dass Gott dem Tod einen Strich durch die Rechnung gemacht hat. Darum: Frohe Ostern!

[19] Lüdenscheider Nachrichten 27.3.2005

Er geht voraus[20]

Ostern: Ein leeres Grab. „Leer“ drückt in der Regel Mangel und Armut aus: leere Kassen, leere Taschen. Leere Worte. Leere Kirchen. Leere Kassen und Kirchen reizen zur Klage. Man hätte es gern anders: voll. Das leere Grab führt nicht zur Klage - im Gegenteil: es hat Osterfreude, Osterlachen in Gang gebracht! Hier ist Leere kein Mangel, sondern Fülle, Voll - sein: „Das Grab ist leer, der Held erwacht“, die Hoffnung ist nicht mehr auszuschöpfen. Es braucht Zeit, dies zu verstehen.

Zunächst ist Grabpflege angesagt. Die Frauen (wo sind eigentlich die Jünger geblieben?) wollen dem toten Jesus dienen: Blümchen aufs Grab pflanzen, ihn salben, einbalsamieren. Der letztmögliche Liebesdienst: Jesus zur Mumie gemacht, als solcher für die Nachwelt konserviert. Seine Worte und Taten sind dann reine Erinnerung, reine Vergangenheit, niemals Gegenwart. Die Nachwelt - die Kirche - aber wäre dann Traditionspflegeverein geworden mit nostalgischen Erinnerungen an den Jesus von einst: „Wisst ihr noch - damals?“ Zur Grabpflege ist es nicht gekommen, Gott sei Dank! Die Blumen werden welk, die Salben fallen den Frauen aus der Hand. Im Grab ist *er* nicht; Verwesungsgerüche sind nicht auszumachen. Wo ist er dann?

Ein junger Mann im weißen Gewand sitzt da - ein Engel offenbar; was diese Stimme zu sagen hat, haben wir uns nicht selber ausgedacht und zurechtgelegt. Er erklärt nichts, beweist nichts, analysiert nicht das Geschehen - wir sollten es auch nicht tun -, aber er macht den Richtungsanzeiger: Jesus ist nicht hier! Zieht los und sagt seinen Jüngern: er geht euch voraus nach Galiläa. Dort werdet ihr ihn sehen.

Raus aus den Gruften und Gräbern, raus aus dem Totenkult, raus aus dem Kirchenmuseum, wo man die Mumie Jesus besichtigen will. Denn er geht euch voraus! Immer ist er voraus. Die Lebensrichtung heißt: Hinter ihm her! Man nennt das auch „Nachfolge“.

Zunächst also: Galiläa. Da ist eigentlich nicht viel los. Dort können die Jünger wieder an ihren Alltag anknüpfen: bei den Fischern am See, bei den Zimmerleuten in Nazareth, bei den Bauern auf dem Feld. Da können sie an-

[20] Lüdenscheider Nachrichten 15.04.2006

knüpfen und zugleich alles verwandeln, in ein neues Licht rücken, eine neue Praxis ausprobieren. „Wir sind dabei aufzuwachen“, sagen die Indio-Bauern in Guatemala, Jahrhunderte lang unterdrückt, und haben damit einiges von Ostern verstanden.

Aufwachen - die erste Station auf der Strecke nach Galiläa.

Was ist der kürzeste Weg nach Galiläa? „Der kürzeste Weg, dir zu begegnen, Jesus? Schiebe den Rollstuhl - hat mir einer ohne Beine gesagt.“ (R. O. Wiemer)

König Johannes von Avete – mit Hofstaat

Treppenhausgespräch[21]

Ostern, sagt Frau Scholz, damit kann ich nichts anfangen. Sicher, die Kinder freuen sich über die Eier und den Schokoladenhasen und das ganze Drumherum. Frühlingsfest, das verstehe ich auch noch. Die Osterglocken und die Weidenkätzchen und die Natur, die wiedererwacht. Aber dieses christliche Ostern? Diese Geschichte mit Jesus, der wieder aus dem Grab herauskommt? Im Fernsehen haben sie gezeigt, dass das so alles gar nicht stimmen kann. Tot ist tot, da helfen auch so fromme Geschichten nichts.
Tja, sagt Frau Kunz im gleichen Haus, jetzt, wo mein Mann und ich arbeitslos sind, könnten wir was Hoffnungsvolles gut gebrauchen. Schaut euch an, wie deprimiert er durch die Gegend schleicht. Hat doch alles keinen Sinn, meint er oft, oder sogar: Hat das Leben überhaupt einen Sinn?
Nun mal langsam, wirft Frau Krüger ein, was soll ich denn sagen? Seit mein Mann tot ist, macht mich das Alleinsein richtig grüblerisch. Ich denke oft darüber nach, ob nach dem Tod was kommt. Tot ist tot, das reicht mir nicht. Vielleicht gibt es ja so eine Seelenwanderung oder ein ewiges Leben. Wer weiß?
Ich glaube daran, sagt die alte Frau Falk, oben aus dem Dachgeschoss. An das ewige Leben. Nein, besser: an Jesus. Wenn der wirklich ist, was er ist, - der Sohn Gottes -, dann bleibt er nicht im Tod. Gott ist stärker, und irgendwo muss das doch mal rauskommen und klarwerden. Darum geh ich Ostern gern in die Kirche, sogar in die Feier der Osternacht. Die Kirche ist dann anfangs ganz dunkel, so wie der Tod, und danach tragen sie die Osterkerze rein, die Lichter werden angezündet, und man spürt: Das Leben ist wie neu geschenkt!

Gespräch unter Frauen - eine kleine Ostertheologie im Treppenhaus. Christus ist für sie alle auferstanden. Für die Skeptiker, die nur gelten lassen, was sich beweisen lässt. Für die vom Leben Enttäuschten, die nicht wissen, worauf sie noch hoffen können. Für die Trauernden, denen der Tod zur offe-

[21] Lüdenscheider Nachrichten 07.04.2007

nen Frage und oft auch zur offenen Wunde wurde. Und für die Glaubenden, die in Ostern eine Kraft erspüren, die sie auch durchs Dunkle trägt.

Christus ist für alle gestorben und auferstanden. Auch für Sie und mich. Wie immer Sie selber dazu stehen: ich wünsche Ihnen ein gesegnetes Osterfest!

20. April 1996: Wanderung mit dem Pfarrgemeinderat von St. Joseph und Medardus

Den Platz gewechselt[22]

In Berlin fand sich im letzten Jahr eine Todesanzeige für Eddie, einen Obdachlosen aus Berlin-Kreuzberg, und die ging so: „Eddie ist tot. Jeden Tag half er uns in der Suppenküche Liebfrauen, hatte dort seinen festen Stammplatz am Spültisch. Täglich wusch er rund 400 Teller und Becher, kehrte den Hof und war immer fröhlich - ein Freund aller Obdachlosen. Wir freuen uns, bekannt geben zu dürfen, dass Eddie jetzt seinen Platz gewechselt hat. Er sitzt beim himmlischen Festmahl Gottes jetzt ganz oben an der Tafel. Und nun sind andere dran, ihn zu bedienen.“ - Soweit diese Todesanzeige, in der eine kirchliche Suppenküche einen Obdachlosen würdigt. Und darin dieser wunderbar österliche Satz: Wir freuen uns, bekannt geben zu dürfen, dass Eddie jetzt seinen Platz gewechselt hat …

Wirklich ein österlicher Satz? Ja, denn es heißt nicht: Er hat seinen Platz verloren, beendet, aufgegeben. Er hat ihn gewechselt. Er steht jetzt nicht mehr in der Spülküche, sondern sitzt beim himmlischen Festmahl Gottes mit an der Tafel, vielleicht ganz oben, vielleicht im Mittelfeld, wer weiß das schon. Hauptsache: Er ist dabei, beim Fest mit Gott im Himmel: Hauptsache: Das bleibt unsere Hoffnung.

Warum sind viele Menschen zu dieser Hoffnung und zum österlichen Glauben gekommen, damals und auch heute? Weil sie etwas vom neuen Leben mitbekamen, das Jesus bringt und vorlebt. Neues Leben, eine neue Lebenspraxis: Dazu gehört die Liebe zu den Armen und Kranken, die sich nicht mehr verstecken mussten. Dazu gehört, dass Sklaven wie Brüder und Schwestern behandelt wurden, selbst wenn sie gesellschaftlich Sklaven blieben. Dazu gehören die ungeahnten Möglichkeiten, die im Gemeindeleben stecken, in einem geschwisterlichen Miteinander. Dazu gehört vor allem die Kraft der Hoffnung, die den Tod nicht mehr fürchtet - ja oft genug das eigene Leben hingab, nach dem Beispiel Jesu. Dazu gehört es auch, dass die genannte Todesanzeige erscheint, in der der Kreuzberger Obdachlose

[22] Lüdenscheider Nachrichten 22.3.2008

Eddie sozusagen in den Himmel erhoben wird. Über Obdachlose rümpft man häufig genug die Nase, und die Gesellschaft will von ihnen nichts wissen. Hier aber wird gesagt: „Er sitzt beim himmlischen Festmahl Gottes jetzt ganz oben an der Tafel“ - ganz nah bei Jesus, der Menschen wie diesen Eddie ganz besonders in sein Herz geschlossen hat. Und das geht, weil wir nur unsere Plätze wechseln, wenn wir tot sind. Und da, beim himmlischen Festmahl in der Ewigkeit, werden die Plätze wohl gerechter und barmherziger verteilt als hier. Ostern könnte also heißen: “Wir freuen uns, bekannt geben zu dürfen …“ dass Jesus Christus seinen Platz gewechselt hat. Nicht mehr das Kreuz ist sein Platz, sondern die innerste und innigste Nähe zu Gott („der Himmel“) und zu uns Menschen. Innigste Nähe: das ist meine Vorstellung von Ewigkeit. Die wartet auch auf uns. Gute Aussichten! Wir dürfen Menschen „guter Hoffnung“ sein! Darum: Frohe, fröhliche, gesegnete Ostern!

Im Bibelmuseum bei Maastricht (Niederlande) - 1993

Klare, gerade Menschen[23]

„Thomas geht später weg, aber anders: aufrecht."

Das Bild hängt neben meinem Bett, hängt auch im Beichtraum unserer Kirche. Vor gut 30 Jahren war es mein Primizbild. Es begleitet mich - manchmal auch in die Schule, wo die Kinder die linke Figur auf Anhieb für Jesus halten. Warum? „Der steht so gerade." Und der Andere? „Der ist so krumm."
Wie spielen dann Satzzeichen durch: Jesus wirkt wie ein Ausrufezeichen, der andere wie ein Fragezeichen. Der andere ist Thomas, der „ungläubige Thomas", wie man ihn fast automatisch nennt. Er steht da für jeden - wirklich jeden Menschen, der mit seinen Lasten zu Jesus kommt. „Krummes Holz", so nannte der große Philosoph Immanuel Kant den Menschen, „in sich zurück gebogen" (Martin Luther) und krumm unter dem Druck von Unsicherheit, Zweifel und Schuld.
Aber er muss seine Verbiegungen vor Jesus nicht verstecken. Der Auferstandene schaut in der Skulptur wie in weite Fernen, sein Blick geht ins Neuland, aber er hält den Thomas fest. Dessen Wunsch, Jesus zu sehen und zu berühren, wird nicht abgewiesen. „Was ich von Jesus halte? Dass er mich hält!", textet Lothar Zenetti meisterhaft kurz. Dass er uns alle heute noch hält, ist auch unsere Hoffnung. Keine menschliche Verbiegung, kein Sündenfall kann uns daran hindern, uns von ihm halten zu lassen.
Aber der Thomas kann doch nicht ewig in den Armen von Jesus liegen, sage ich den Kindern in der Schule. „Nein, braucht er auch nicht! Er geht später weg, aber anders: aufrecht", meint ein Neunjähriger (Kinder mit solchen Antworten gibt es immer noch!). Er geht den „aufrechten Gang", der nicht nur die Wunschhaltung der neuzeitlichen Aufklärer ist, sondern - viel länger

[23] Ruhrwort 22.04.2006

schon - die Frucht der Jesusnähe. Das „krumme Holz“ bleibt, die Schuld und der Tod, aber der „aufrechte Gang“ kommt hinzu, im tiefsten der österliche Glaube an die Auferstehung. Bettina Wegener lässt noch in der alten DDR ihr Kinderlied „Sind so kleine Hände“ mit diesen Worten enden: „Klare, gerade Menschen wär´n ein schönes Ziel! Leute ohne Rückgrat ha´m wir schon zu viel.“

Thomas wird aufrecht wie Jesus, mit geradem Rückgrat. Damit, so erzählt die Tradition, kommt er bis nach Indien. Er wird zum lebenden Ausrufezeichen. Die Osterbotschaft jedenfalls, die Thomas verkündigt, muss man sich mit vielen Ausrufezeichen vorstellen: Jesus lebt!!!

Uns heutigen Christen stände es gut an, etwas weniger in der Frageform und etwas mehr in der Ausrufeform zu reden und zu leben.

Deutsch im Pfarrhaus:

„Ich bin in Trauer, meine Mutter ist gestorben.“
„Oh, mein Beifall!“

Hinaus ins Weite[24]

In diesen Wochen findet ein Katholikentag statt. In Osnabrück, im Norden. Das Motto dieses großen Treffens spricht mich sehr an: *Du führst uns hinaus ins Weite!*

Also nicht: „das Weite suchen“! Nicht: Fliehen vor dem Alltag, nicht davonlaufen vor den Anstrengungen und schwierigen Zügen des Lebens. Sondern: *Du führst uns* …
Bei diesem Motto, einem Wort aus den Psalmen, wird mir wirklich weit ums Herz. Oft schon habe ich es erlebt: Ich sitze in der Klemme, es wird eng, Ärger und Unverständnis schnüren mich ein, ich bin blockiert. Dann spreche ich: Du führst mich hinaus ins Weite. Merkwürdig: Die Weite, an die ich mich erinnere, stellt sich ein! Die Enge wird mir bewusst - die Fixierung auf mich selbst, auf meinen gestörten Seelenfrieden. Jetzt hast du dich ganz schön in die Enge rein manövriert, sage ich mir dann, lass dich hinausführen ... in die Weite. In die Weite des Herzens, das nicht um sich selbst kreist. In die Weite Gottes - wer könnte weiter sein als er? Weit, der Großmeister der Vergebung, alles andere als kleinlich rechnend. Großherzig, groß-zügig. Eben Liebe - und die ist immer weit. Die Anrufung Gottes im Psalm und die Erinnerung an seine Weite machen selber weit. Das habe ich oft erfahren.

Apropos Weite: Ich finde, die Kirche ist eine Lehrmeisterin der Weite. Vielleicht nicht auf den ersten Blick, da fallen mir auch manche Engstirnigkeiten ein. Aber wer mit der Kirche lebt, lernt kennen:

- Eine räumliche Weite, die der Weltkirche: Brüder und Schwestern unter Eskimos und Südseeinsulanern, unter Chinesen, Amerikanern und Arabern. Wie viele Spaltungen in der Welt, und was für ein Potenzial des Friedens und der Gemeinschaft. Menschen aus allen Kulturen und Sprachen in der einen Kirche.

[24] PORTAL 3, Pfingsten 2008

- Eine zeitliche Weite: von Adam und Eva bis heute. Ein enormes Gedächtnis, das davor bewahrt, in den Moden des Tages aufzugehen. Die Geschichten aus der Bibel und von den Heiligen als Schätze der Erinnerung und einer großen Tradition, die man trotz ihrer Entgleisungen (Kreuzzüge, Hexenverfolgungen usw.) nicht schlecht reden sollte. Auch die Erinnerung an die Toten - in jeder Messe.

- Eine menschliche Weite: Weite des Herzens! Nächstenliebe ist das wichtigste Erkennungszeichen, Caritas ein wesentliches Feld in der Gemeinde. Viele Christen kümmern sich um Arme und Kranke, um Menschen, die arm dran sind - hier und in fernen Ländern der Erde. Auch dem Fernsten kann die Nächstenliebe gelten.

- Eine geistliche Weite: nicht nur Zeit - heute und morgen -, sondern Ewigkeit. Unser Leben: 60 oder 70 oder 80 Jahre plus Ewigkeit! Unser Diesseits kein abgeschlossenes Gehäuse, sondern mit Türen hin zu der größten Weite, hin zu Gott. Der Mensch nicht nur auf sich selbst und auf seine Produkte bezogen, sondern auf Gott.

Das nenne ich Weite! Ich wünsche sie Ihnen - gerade zu Pfingsten, zum Fest des Geistes, der weht, wo er will.

Christen sind wie ein Luftballon[25]

So sagt ein Freund, der unsereins gerne neckt oder auch am Zeug flickt. Er meint: zugeschnürt. Aufgeblasen. Abgehoben. Viel heiße Luft. Man braucht euch bloß anpieksen, und schon platzt ihr. Oder die Luft ist raus, und ihr schrumpelt und hängt schlaff und kraftlos herum.

Wahrscheinlich hat er ja Recht. Die Kirchen schrumpfen und schrumpeln. Viel heiße Luft wird produziert, und vielen geht die Puste aus.

Und trotzdem: Aufsteigen wie ein Luftballon, hoch in die Luft, das ist doch was! Aufsteigen und leicht werden und von sich loskommen, freigelassen und mit weiter Sicht, im Flug und nicht mehr im Schleichgang. Das Bleigewicht der Sorgen und Probleme, die Erdenschwere hat nicht das letzte Wort. Hoch in die Luft, mit Freude! Näher, mein Gott, zu dir…

Wie kommt man dahin? Wenn der Luftballon von mir selber aufgeblasen ist, mit meiner Luft, nur von mir selbst gefüllt ist, wird´s nichts mit dem Aufstieg. Er bleibt unten. Unser eigener Atem, unsere eigene Puste reicht nicht. (Das könnte der neuralgische Punkt sein mit den schrumpelnden Kirchen!) Wir brauchen Helium, Gas-Luft von woanders.

In der biblischen Geschichte von der Erschaffung des Menschen wird der Mensch lebendig, als Gott dem Lehm, der Materie seinen Lebensatem einbläst. Sein Atem, sein Geist macht uns heute lebendig, lässt uns weitersehen, als wir sind. Wir müssen nicht in abgestandener Luft leben; der frische Wind des Evangeliums (manchmal ein Sturm!) kann auch uns nach vorn, nach oben bringen. Nur eines ist nötig: dass wir nicht mit uns selbst gefüllt sind…

[25] Lüdenscheider Nachrichten 31.03.2005

Die schönste Wohngemeinschaft[26]

Beziehungsreicher Gott für beziehungsarme Zeiten: Überall wirkt das dreifaltige Modell der Liebe weiter

„Du musst aber ganz schön einsam sein“, schreibt eine Achtjährige in den „Kinderbriefen an den lieben Gott“. Vielleicht hat sie ihren Vater mal sagen hören, je höher hinauf, desto einsamer würde es. Er hat dabei an den Bundeskanzler und den Papst gedacht; noch höher hinauf - denkt das Kind.
Christen kennen dieses Thema. Sie sprechen vom „dreifaltigen Gott“ und verkünden nicht die einsame, sondern die „gesellige Gottheit“ (Kurt Marti). Die anderen Religionen machen da nicht mit. Sie sind mono- oder polytheistisch, glauben an einen Gott oder an viele Götter. Entweder - oder! Der Monotheismus wird heute in politischen Debatten gescholten; die Kritiker wittern Intoleranz, Rechthaberei und die Neigung zur Gewalt. Der radikale Islamismus z.B. sei nur konsequentes Ausleben der Schwächen und Gefährdungen, die der Monotheismus in sich trage. Der Polytheismus gewinnt dagegen an Boden; er passe besser zu multikulturellen Verhältnissen und zur bunten Vielfalt des Lebens. Monotheismus sei „monoton“ und überholt wie die Monarchie und der Monolog in demokratischen, dialogischen Zeiten.

Wir Christen haben keinen Grund, den Glauben an den dreifaltigen Gott zu verstecken und ihn für ein zeitbedingtes Erklärungsmodell zu halten, das nicht mehr in unsere Zeit passt. Im Gegenteil! Einer beziehungsarmen Zeit wird ein beziehungsreicher Gott vorgestellt. Die möglichen Einseitigkeiten und Schwachstellen des Monotheismus werden damit vermieden; Gott ist kein einsamer, unnahbarer Monarch, sondern er lebt sozusagen in „Wohngemeinschaft“!
Kommunion - das ist sein Wesen. Gott ist Liebe, weiß die Bibel: Liebe, die sich mitteilt, die aus sich herausgeht, die sich verströmt in die Schöpfung wie in die Geschichte der Menschen hinein. Ein „geselliger Gott“! Liebe strömt zwischen dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist.

[26] Ruhrwort 06.06.2004

Der Tabernakel in der Kirche St. Joseph und Medardus in Lüdenscheid drückt das so aus: der Vater und der Sohn begegnen und umarmen sich; die Luft dazwischen ist der Raum des Geistes, und in diesem Ur-Modell der Liebe ist die Erde gehalten! Dieses göttliche Modell der Liebe tragen wir in uns. Wir sind nicht gemeint als einsame, in sich verschlossene Individuen, sondern als Ebenbild des dreifaltigen Gottes - als Personen.
Person wird man am Anderen, im Miteinander und Füreinander. Ohne den Anderen könnte ich nicht sein. Ohne die Beziehung der Liebe wäre ich nicht und nichts. Dazu gehört auch, dass man das Andere, den Anderen respektieren und schätzen kann. Wenn alle gleich wären - wie schrecklich! Dann brauchte keiner den Anderen. Erst „der Andere“, der ungleich ist mit uns, kann uns herausfordern, ergänzen, korrigieren. Und so entsteht Einheit: in großer Vielfalt, im Miteinander, im Austausch und in der Ergänzung - in der Familie, in der Kirche. Überall wirkt das göttliche, dreifaltige Modell der Liebe weiter.
„Malt ein Bild von Gott“, bittet der Religionslehrer in der Grundschule. „Kann ich nicht“, sagt ein Junge, „ich habe heute keinen Goldstift dabei.“ „Ich nehme alle Farben“, meint ein anderer, „ganz bunt soll das Bild werden“. Ein buntes, vielfältiges, „dreifaltiges“ Bild. Vielleicht ist unser persönliches Gottesbild nicht so vielfarbig, sondern nur in Gold oder in Schwarz-Weiß. Aber der Geist der Wahrheit hat seine Wege, uns „in die ganze Wahrheit zu führen.“

Gottes Geh-Hilfe[27]

Die Auferweckung des Jünglings von Nain

„Alles tote Hose“, sagt der Junge, der am Jugendheim immer auf der Stange sitzt. Er ist die personifizierte Langeweile: müde sein Blick, lustlos sein ganzes Gehabe. Pädagogen beißen sich an ihm die Zähne aus. „Er ist kaum zu motivieren“, meint die Klassenlehrerin. Anstrengungen geht er grundsätzlich aus dem Weg. Seine berufliche Zukunft - drohende Jugendarbeitslosigkeit - schreckt ihn nicht. „Kein Bock auf nix“, das trägt er wie ein Motto vor sich her.

Eines Tages kommt Bewegung hinein. Er hat sich verliebt! Ja, wahrhaftig, es ist doch noch Leben drin! Die Eltern, Lehrer, Freunde staunen. Bei dem beißt doch keine an! Fehlanzeige. Aus unerfindlichen Gründen - die Liebe ist mitunter seltsam- hat sich eines der Top-Mädchen in der Klasse für ihn interessiert, eine von den ganz aktiven mit vollem Terminkalender. Die Eltern, Lehrer, Freunde reiben sich die Augen. Die Freundin, Tina, nimmt ihn mit zu den Treffen von Greenpeace, und gerüchteweise heißt es schon, er wolle auch zum Weltjugendtag nach Sydney fahren.

Da wird er dann vielleicht an einer Bibelarbeit über den „Jüngling von Nain“ teilnehmen und sich womöglich in diesem wiedererkennen. War der wirklich tot auf seiner Bahre, fragt er sich dann, oder nur „tot“ in Anführungszeichen, sozusagen symbolisch tot, leblos, „tote Hose“, wie er selbst in grauer Vorzeit - vor zwei Jahren - da auf der Stange hockend am Jugendheim, vor der großen Wende mit Namen Tina? Egal, denkt er, es läuft ja auf dasselbe hinaus. Die Trauer der Witwe damals in Nain war sicher ganz schrecklich gewesen, aber der Zoff mit ihm, die Sorge und Enttäuschung saß seinen Eltern auch tief in den Knochen. Wie kommt man von der Bahre herunter? Damals kam Jesus, der „Anführer des Lebens“, wie er in der Bibel genannt wird, und erweckte den jungen Mann von seinem Tod. Er tat das aus der Liebe Gottes zum Leben, und ganz sicher aus Mitleid mit der Mut-

[27] Ruhrwort 10.06.2007

ter, die als nun kinderlose Witwe keine Zukunft hatte, ganz mittellos und ungesichert war und sich sozial „mit begraben“ lassen konnte. Weine nicht! Leicht gesagt. Der Sohn wurde doch so dringend gebraucht. Er konnte und durfte - in den Augen Jesu - einfach nicht auf der Bahre bleiben.

Wie kam er selbst - der Junge von heute- herunter von der Stange am Jugendheim? Seine Freundin, seine Tina hatte ihm die Augen geöffnet, hatte auch ihn „erweckt“. Ja, auch er wurde gebraucht. Seinen Eltern und Lehrern hatte er das nie abgenommen, hatte es für schönes Gerede gehalten. Jetzt, durch Tina, war es ihm sonnenklar. Die hatte in ihren Weltjugendtagsunterlagen ein Zitat des alten Papstes Johannes Paul gefunden und rot angestrichen: „Die Welt braucht junge Menschen und ihr Engagement. Ihr seid die Baumeister einer neuen Zivilisation der Liebe und Gerechtigkeit.“ Das war ein bisschen steil ausgedrückt, aber er fand das gut mit dem „Baumeister“. Und darum wollte er mit nach Sydney. Baupläne zeichnen lernen.

Noch eine andere Parallele war ihm aufgefallen. Jesus hatte in Nain sehr drastische Worte gefunden: „Junger Mann, ich befehle dir: Steh auf!“ Ich befehle dir! Jesus neigte immer zu deutlichen Worten, er redete nicht um den heißen Brei, in göttlicher Vollmacht befahl er, und es geschah. Tina hatte auch ein wenig davon! Was hatte sie ihm in einem langen ersten Gespräch die Hölle heiß gemacht, von wegen Trägheit und „sein Leben weg werfen“. Das Gespräch war mehr als deutlich gewesen, und genau das hatte geholfen. „Steh auf“ - das ging nach so eindringlichen Gesprächen irgendwie, das ging vor allem durch die Unterstützung der Freundin, die er gerade in der ersten Zeit als ausgestreckte Hand und als Geh-Hilfe (als seine „Krücke“) erlebte. Ja, er ist aufgestanden, er ist auch „auferstanden“, Gott ist für ihn mit im Spiel. Der Herr schickt seine Boten - ob sie nun Jesus oder Tina heißen.

Geschenktes Heil [28]

„Statt Haben: Sein, lehrt uns in seinem Bestseller Erich Fromm. Geschenkt: Schließlich sind wir keine Materialisten. Jetzt warte ich, dass einer einen Folgeband schreibt: Sein, statt Tun. Den sollte der Bischof uns allen zu Weihnachten schenken!“

Ich krame in alten Aufzeichnungen und stoße auf diese Notiz. Nicht nur im Klerus, sondern unter vielen Christenmenschen ist die Neigung weit verbreitet, das Heil im Tun zu suchen. Tu Gutes, das ist das Tor zum Himmel! Es kann einem dann allerdings so gehen wie der böhmischen Dienstmagd Teta Linek, die in dem Buch und Film „Der veruntreute Himmel“ (die Älteren werden sich erinnern!) einen entfernten Neffen „auf Priester studieren lässt“, um durch dieses verdienstvolle Werk in den Himmel zu kommen. Im Alter muss sie erfahren, dass sie einem Schwindler aufgesessen ist. Ihr Lebensplan liegt nun in Scherben, angesichts des so veruntreuten Himmels. Auf einer Pilgerfahrt nach Rom - sie stirbt dort bei einer Papstaudienzführt ein mitreisender Kaplan sie in die Welt der Gnade ein. Der Himmel lässt sich nicht erzwingen. Es gibt keine Leiter hinauf mit den Sprossen guter Taten und großer Aktivität. Wer sich auf diese Weise hinauf quält, hat übersehen: Der Himmel senkt sich herunter, wird uns geschenkt. „Ohne es verdient zu haben, werden sie gerecht, dank seiner Gnade, durch die Erlösung in Christus Jesus.“

Dank seiner Gnade. Das ist das Schlüsselwort. Unsere Hände mögen tätig sein, mögen sich abmühen im Dienst an Gott und dem Nächsten - doch zuvor sollen sie wie Schalen sein, offen, um Gott und seine Gaben zu empfangen. So beten die Töpfer von Taizé: „Herr, mach mich zu einer Schale für dich, aus der du etwas nimmst, in die du etwas hineinlegen kannst. Mach mich zu einer Schale für meine Mitmenschen, offen für die Liebe, offen für ihre Sorgen und Nöte. Herr, mach mich zu einer Schale!“

[28] Ruhrwort 29. 05. 2005

Diese Schalenhand ist unter Katholiken nicht immer betont worden. Häufiger hat man es mit der rastlos tätigen Hand gehalten, die dem Leben Sinn geben soll. Man müsste eigentlich noch viel mehr tun. So heißt es in vielen Abwandlungen gerade in der Pastoral und in den Gemeinden; der Folgeband zu Erich Fromm ist wirklich aktuell!

Die Theologen sprechen von „Werkgerechtigkeit“, und dieses religiöse Leistungsdenken hat den Einspruch der Reformation provoziert. Wir sind kein Baron Münchhausen, der sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf der Sünde und Gottesferne herausziehen will - wir würden uns mächtig verheben! Und so lesen Katholiken wie Protestanten heute mit demselben Blick den Römerbrief, diese leidenschaftliche Gnadenbotschaft des Apostels Paulus, der den sündigen Menschen „gerecht gesprochen“, zurechtgerückt und als Kandidaten des Himmels sieht: durch Christus, durch Gnade, durch Glauben. Dank seiner Gnade. Aus Dankbarkeit können wir dann auf dem geschenkten Weg weitergehen und Gutes tun - dankbar und unverkrampft. Sich das Heil und den Himmel selbst erarbeiten zu müssen, sich selbst rechtfertigen zu müssen - das ist dagegen der größte Krampf! In der Gnade zu leben wie der Fisch im Wasser - das ist das uns zugedachte „Sein“. Es macht uns innerlich leicht. Gott sei Dank!

Die kleinen Leute und das Evangelium[29]

„Das Niedrige in der Welt hat Gott erwählt.“ Schade, dass es keine Mitgliederliste der Gemeinde in der Hafenstadt Korinth gibt. Als Berufe würde ich dort vermuten: Markthändler, Fischverkäuferin, Matrose, Schauermann, Gepäckträger, Handwerker, Kneipenwirtin, Haushaltssklave. Die eine oder andere Prostituierte dazu- nach der Taufe eher mit dem Zusatz „ehemalig“. Zwei oder drei, die im Ruf stehen, ziemlich intellektuell zu sein. Dann noch ein paar reiche Witwen. Insgesamt lässt sich mit so einer Truppe „kein Staat machen“. Es sind vor allem die „underdogs“, die kleinen Leute, auch die Sklaven, die das Evangelium anzieht wie ein Magnet. Von Paulus haben sie gehört, dass der Unterschied zwischen Herren und Sklaven, Männern und Frauen, Juden und Heiden vor Gott nichts gilt, sondern alle als Kinder Gottes und damit als Schwestern und Brüder geschaffen sind. Auch das große Glaubensstichwort von der „Gnade“ trifft die Leute tief: Nicht weil du soviel aufzuweisen hast und so toll dastehst, bist du ein Kandidat des Himmels - sondern weil Gott das so will und dir durch den Glauben die Tore öffnet. Der heilige Geist, dieser größte aller Türöffner, ist mächtig am Werk in Korinth, und die Leute sind stolz auf den charismatischen Überschwang, neben dem sich die „Normalchristen“ wie ein lahmer Haufen ausnehmen. Da ist was los in der Gemeinde, und manche tragen deshalb die Nase sehr hoch: Wir sind die Elite! Darum bringt Paulus das „Rühmen“ aufs Tapet: Selbstruhm und Eigenlob passen nicht in diese Glaubenswelt der Gnade, und „wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn.“

Seit vielen Jahren kenne ich Frau X., die aus Kasachstan stammt, ein Kopftuch trägt und jeden Morgen in die Kirche geht. In Kasachstan haben Großmütter wie sie den Glauben bewahrt und versucht, die Kinder und Enkel einzuladen zum Christsein. Ihr einziges Hilfsmittel war ein uraltes Gebetbuch. Sie ist „keine Weise im irdischen Sinn“, ihre Schulbildung sehr bruchstückhaft. Von Theologie und pastoralen Methoden weiß sie nichts, aber in ihrem Gesicht leuchtet etwas von Gott. Wenn ich das Wort vom

[29] Ruhrwort 30.01.2005

„mündigen Laien“ höre, denke ich zuerst an sie. Vielleicht liegen Kasachstan und Korinth nicht weit auseinander, und Paulus hätte seine Freude an ihr, weil sie - fast mühelos - „in Christus Jesus ist“ und „Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung“ wirklich von Ihm erwartet.

21. September 2008: Schwarz-Weiß-Foto beim Gemeindefest

Vom Schreibtisch weg[30]
Berufung des Zöllners Matthäus

Wenn ich in Rom bin, lasse ich die Gegend um die Piazza Navona nie aus und besuche die nah gelegene Franzosenkirche des heiligen Königs Ludwig. In einer Seitenkapelle hängt dort ein Hauptwerk des Barockmalers Caravaggio, das die Berufung des Zöllners Matthäus zeigt. Caravaggio malte für Kardinäle, war aber nicht gerade hoffähig. Er hatte ein heftiges Temperament und tötete im Duell den Gegner, musste fliehen und starb jung im Exil. Seine religiösen Szenen sind auf eine damals ungewohnte Weise „geerdet“: Maria ist eine junge Frau aus den römischen Vorstädten, bei einem alten Pilgerpaar erkennt man selbst die schwarzen Ränder unter den Fingernägeln (wo hätten sie sich auch waschen können?). Seine Menschen sind wirkliche Menschen, und in ihrer alltäglichen Wirklichkeit begegnet ihnen das Heil.

Zum Beispiel dem Matthäus. Der sitzt mit seinen Kumpanen im Zollbüro, als Jesus, begleitet von Petrus, den Raum betritt. Geldmünzen liegen auf dem Tisch, zwei aus der Gruppe kommen mit ihrem Blick gar nicht vom Gelde los. Matthäus immerhin schaut auf, schaut zu Jesus hin, greift dessen Handbewegung auf, zeigt auf sich. Meinst du mich? Ja, er ist gemeint. Matthäus, so sagt das Evangelium, steht auf, verlässt die Geldwelt mit ihrer Faszination und folgt dem Rufenden.
Der Ruf kam nicht nur damals, vor zweitausend Jahren. Jesus ruft in jede Zeit hinein. Der Maler hat die Gruppe um Matthäus in die Gewänder seiner Zeit (Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert) gesteckt, während Jesus und

[30] Ruhrwort 07.06.2008

Petrus die Kleidung der biblischen Zeit tragen. Wir Menschen tragen immer die Gewänder, Gedanken, Gefühle unserer jeweiligen Zeit. Wir kommen da kaum raus. Aber auch wenn sie wie Rüstungen und Mauern wirken - der Ruf kann dennoch durchdringen.

Jesus kommt nicht allein. Er hat Verstärkung mitgebracht: den Petrus. Neue Bildanalysen zeigen, dass Caravaggio erst später den Petrus zugefügt hat. Jetzt verstellt er ein wenig die Sicht auf Jesus. Man sagt dem „Bodenpersonal des Herrn“ nach, dass es mitsamt der ganzen Kirche oft genug „im Weg ist“ und den Blick auf Jesus erschwert. Immerhin- Petrus übernimmt die Handbewegung Jesu: schüchterner zwar und weniger ausdrucksvoll. Die Apostel und ihre Nachfolger rufen mit, geben den Ruf weiter - in Jesu Namen.

Die ausdrucksvolle Handbewegung Jesu ist sozusagen ein „Zitat“ und war den Zeitgenossen des Malers wohl bekannt. Jahrzehnte vorher hatte Michelangelo die „Erschaffung des Menschen“ in der Sixtinischen Kapelle gemalt. Caravaggio greift die Geste auf, mit der Gott den Adam ins Leben ruft. Der Ruf in die Nachfolge, ins Christ -sein ist wie eine „zweite Schöpfung“! Der „alte Adam“ in uns - der naturhafte Mensch -schaut nicht auf, blickt aufs Geld, blickt auf sich selbst, beschaut sich sozusagen permanent im Spiegel. Der Mensch, den der Ruf trifft wie Matthäus, schaut auf, blickt auf Jesus, richtet sich an ihm aus. Wo Christus, der „neue Adam“ Raum bekommt, wird es dem „alten Adam“ eng.

Am kommenden Sonntag feiern wir den 50. Geburtstag unseres Bistums Essen. „Aufbruch“ ist das beherrschende Stichwort. Unser Bild lädt ein, vom gewohnten Zollhaustisch aufzubrechen, aufzuschauen und sich rufen zu lassen. Der Rufer ruft in die Nachfolge, die ganz verschiedene Formen hat. Das Bild sagt: Der Weg geht ins Licht, in Richtung der Lichtquelle über dem Kopf Jesu. Der alte Adam - übers Geld gebeugt - hat nicht das letzte Wort, sondern: Christus.

Ständig unter Strom: Paulus[31]

Paulus und Christus. Erst war es Hass, der losschlägt gegen Christus und seine Jünger. Dann, vor Damaskus, stürzt der Christusfeind vom hohen Ross herunter, erst geblendet, dann erleuchtet. Immer glüht es in ihm. Der Hass war glühend, nun glüht die Liebe. Gemäßigte Temperaturen sind dem Paulus fremd. Ein bisschen Frieden, ein bisschen Liebe - nichts für ihn! Paulus ist maßlos, unbedingt, hat nur ein Thema: Christus!

Mit einem Glühenden kann man kaum plaudern, kann man auch nicht gemütlich in der Gemeinde zusammenhocken. Die Leute sagen: Der ist uns zu anstrengend! Wahrscheinlich war Paulus wirklich anstrengend: ständig „unter Strom“, ständig vorwärts drängend. Nun sitzt er fest, im Gefängnis, und kann nicht raus. Der sonst so Reisefreudige geht in seiner Zelle sozusagen im Kreis. Er kreist um die Mitte.
Die Mitte ist nicht er selbst - das bleibt modernen Zeiten vorbehalten. Die Mitte ist Christus. Paulus glüht von ihm her und auf ihn hin. Von ihm her, auf ihn hin laufen die Drähte heiß, alle Fäden und Verbindungslinien zu den Menschen in den Gemeinden.

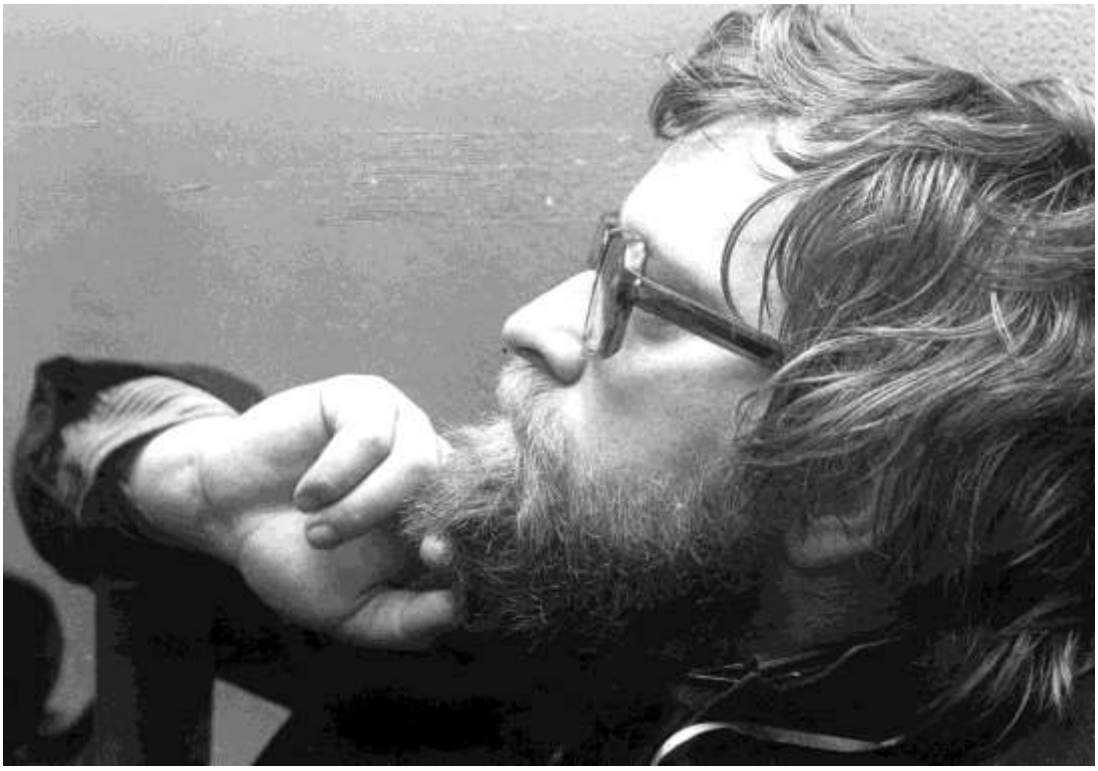
Mystik, so heißt das Fachwort für dieses Glühen. Christus - Mystik. Bei Christus sein, in Christus sein. Vielleicht lieber tot als lebendig, Hauptsache: verbunden mit Christus. „Denn für mich ist Christus das Leben, und Sterben Gewinn.“
Dem Mystiker geht es so, dass er schier geblendet ist von dem göttlichen Überfall, dass er die Augen und den Mund schließt und doch reden möchte und muss, dass ihm die Worte fehlen für die überwältigende Erfahrung und er nur noch stottern und stammeln kann. Auch Paulus stottert herum beim Versuch zu beschreiben, was „in Christus sein“ heißen könnte. Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir... Ich sehne mich danach, aufzubrechen (zu sterben) und bei Christus zu sein, schreibt Paulus. Er ist nicht lebensmüde, sondern Christus-(sehn)süchtig.

[31] Ruhrwort 17.09.2005

Wir ahnen: da wird eine ganz große Liebesgeschichte eigener Art angedeutet. Paulus hat den irdischen Jesus nie kennengelernt. Er glüht „im Geist“ für den Auferstandenen.
Mit einem solchen inneren Reichtum hält man wohl das Gefängnis aus, schreckt einen auch nicht die Todesnähe. Aber es zieht ihn nicht nur in Richtung Tod (in die volle Christusgemeinschaft), sondern ebenso ins Leben: Für euch, für die Gemeinde steht noch so viel fruchtbare Arbeit an. Euretwegen ist es notwendiger, dass ich am Leben bleibe.

Für die Brüder und Schwestern bleibt Paulus rastlos da. Er hat seinen Herrn und Meister gut verstanden.

Paulus kennt nur ein Thema. Wir in der Kirche haben so viele Themen, über die wir predigen, debattieren und plaudern. Der Blick auf den Apostel kann uns helfen, dass in dem Wust der Themen der Eine mehr und mehr durchklingt, der Menschen wie Paulus zum Glühen bringt.



Die wilden Jahre (1975)

Senfkorn-Glaube[32]

Glauben kann Berge versetzen. Glauben kann Maulbeerbäume mit ihren starken Wurzeln vom Acker ins Meer verpflanzen. So sagt Jesus und spricht da aus eigener Erfahrung. Der heutige Hörer mag denken: Die Botschaft hör ich wohl - allein, mir fehlt der Glaube! Ich schaffe es ja kaum, mit meinen bescheidenen Glaubenskräften auch nur eine einzige schlechte Gewohnheit zu verrücken und loszuwerden. Da traut sich doch keiner an Berge und Bäume!

Doch, der „Senfkornglaube“ tut´s! Er ist zwar klein (wie das kleinste aller Körner), aber unglaublich „oho“! Mikrokosmische Winzigkeiten wie das Atom können eine gewaltige Sprengkraft entwickeln - der Senfkornglaube nicht minder; die Berge und Bäume sind vor ihm nicht sicher.

Wir sollten dieses Wort „Glauben“ als ein Tätigkeitswort nehmen. Die Tätigkeit heißt: Vertrauen. Sie lehrt uns, wie ein schönes Wort aus Asien sagt, „in der Raupe den Schmetterling zu sehen, im Korn die Blüte und im Ei den Adler“. Dieses Vertrauen bringt uns Menschen in Bewegung: uns, die wir ja häufig genauso unbeweglich sind wie ein Berg oder ein Baum. Und dann passieren unerwartete Transportvorgänge: selbst „alte Eichen“ in der Gemeinde, in der Kirche lassen sich bewegen (z.B. Johannes XXIII.), weil sie sich den ungeahnten Möglichkeiten Gottes und des heiligen Geistes mit uns anvertrauen.

Von diesen Höhen wieder in unsere Niederungen. Der alte Adam in uns ist zu träge, um sich bewegen und versetzen zu lassen. Er sitzt fest in uns, oder er steht fest (auf seinem Standpunkt z.B.) - aber für eine innere Bewegung ist er nicht zu haben. Der Glaube dient ihm dazu, sich in Ruhe und Sicherheit zu wiegen und alles zu bestätigen, was einem lieb und teuer ist.

[32] Ruhrwort 03.10.2004

Vom Glauben des „alten Adam“ in uns geht wohl kaum eine Berge versetzende Kraft aus. Ganz anders ist es mit dem Glauben des „alten Abraham“ in uns. Dieser Abraham ist ja das personifizierte Gottvertrauen. Er kennt Gott nicht aus Büchern und Katechismen - von außen-, sondern aus lebendiger Anrede -von innen-. Sein Herz sucht und hört Gott, und der Ruf an ihn ist so stark, dass er sich aufmacht (was dem alten Adam nie einfallen würde!) und aufbricht ins Unbekannte, mit dem Gotteswort als einzigem Kompass. Hören - und gehen, vertrauen - und aufbrechen, selbst ins Dunkle und Unbekannte- das gehört seitdem zusammen. Der „Senfkornglaube“ weiß das und verbündet sich mit der Hoffnung, dem Mut und der Tat. Ihm ist daran gelegen, dass die Beziehung zu Jesus Christus sich auswirkt und „arbeitet“ in meinem Verhältnis zu anderen Menschen, in meinem Umgang mit Geld und Besitz, in meinen Plänen und Absichten. Da haben dann Resignation und Erstarrung keine Chance. Die Wirkungen dieses Glaubens sind nachzulesen: im Leben von Männern und Frauen, die aus Glauben heraus die Trägheit und Egozentrik des „alten Adam“ und manches andere Hindernis überwunden und Großes bewirkt haben. Der ins Meer verpflanze Maulbeerbaum ist nichts dagegen.

Der Sämann und die Saat[33]

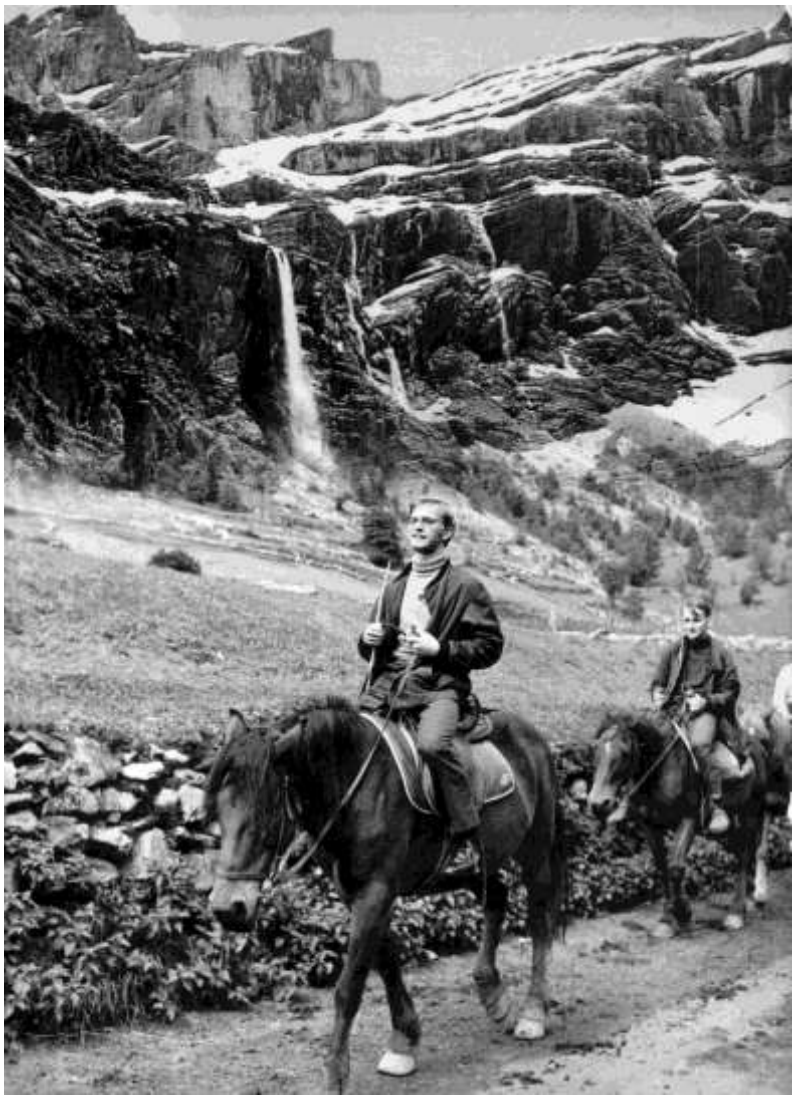
Da ist ein Sämann, der streut die Saat verschwenderisch aus. Er bietet sie allen an: ohne hinzuschauen, wohin sie fällt, ohne Vorsortierung und Numerus clausus. Die Saat: Das sind Worte und Taten grenzenloser Liebe. Solche Liebe kann nur göttlich sein.
Der Sämann Jesus Christus ist nicht allein geblieben. Die Saat ist durch viele Menschen, in denen sich etwas von dieser grenzenlosen Liebe wiederfand, zu uns gekommen. Wie trifft die Saat uns an? Welche Antworten geben wir? Wird die Saat Wurzeln schlagen in uns? Heißt unsere Antwort Glauben?

Lauter Fragezeichen.

In unserem Bistum stehen diese Fragenzeichen hinter einigen hunderttausend Menschenleben. Verschwenderisch ist die Saat ausgestreut in der Taufe; wie aber der Boden für die Saat beschaffen ist, steht auf einem anderen Blatt.
Befragt, was ich als Pfarrer so den ganzen Tag tue, müsste ich antworten: mit dem Säen zugleich den Boden beackern. „Motivieren“, wie man heute meist sagt. Denn auf Beton hat die Saat kaum Chancen, kaum auch auf felsigem Grund, kaum unter Dornen, kaum auf fest getrampelten Wegen. Da dringt nichts ein, kein Riss, keine Ritze öffnet sich für die Saat, nichts geht mehr unter die Haut, alles bleibt an der Oberfläche, platt und festgetreten als bloße Gewohnheit. Das „man“ trampelt jeden Boden platt, der allmächtige Zeitgeist wirkt wie eine Dampfwalze, und wir hätten doch Pressluftbohrer und Pflugscharen nötig - zum Aufbohren, zum Umpflügen! Aber das besorgt das Leben oft selber, es schafft die Furchen und Rillen, die offenen Stellen und offenen Fragen und pflügt uns oft genug ganz kräftig um.
Auch bei den Dornen wird´s heikel für die Saat. Sie hängt im Gestrüpp, hängt in der Luft - und der Boden bleibt unberührt. Ein Filter hat sich dazwischengeschoben, die Welt der faszinierenden Dinge, die uns in Beschlag nehmen und ablenken. Um uns herum und in uns spielt sich ein groteskes

[33] Ruhrwort 13.07.2002

Ablenkungsmanöver ab: Das sind die Dornen, Affären von Sportlern und Filmsternchen beschäftigen die Nation, Nebensächliches wird aufgeblasen, und Wichtiges läuft unter „ferner liefen“. Das Gleichnis will uns wieder auf den Boden bringen, auf den Teppich - in die Realität der Botschaft Jesu, vor der so vieles heute als Schaumschlägerei zusammenfällt.
Jesus endet hoffnungsvoll: Fruchtbarer Boden ist möglich und gute reichliche Frucht ist möglich, auch heute. Hungrige werden satt davon. Dafür möchte ich danken und Jesu Wort aufnehmen: Wer Ohren hat zum Hören, der höre! Denn dieses Hören ist der Weg zum guten Boden, zur guten Frucht.



Cowboys bei Lourdes (1970)

Ein Rippenstoß des Engels - und die Folgen[34]

Gefängnisse sind ein Hauptschauplatz in der Apostelgeschichte. Petrus, Johannes, Paulus und andere werden immer wieder inhaftiert, aber die Kerkermeister haben es schwer mit ihnen. Viermal werden die Apostel befreit - durch einen „Engel des Herrn“ (Apg 5,19; 12,7), durch ein Erdbeben (16, 26) oder durch die Freunde des Saulus (9, 25), die ihn bei Nacht in einem Korb die Stadtmauer hinunterlassen. Engel und Erdbeben sind wundersame Befreiungskommandos Gottes.

Und dabei haben sich die Kerkermeister doch so viel Mühe gegeben: Sie lassen den Petrus mit Ketten fesseln, sparen nicht mit Soldaten und Wachposten, halten die eisernen Türen fest verschlossen. Die Macht (ob jüdisch oder römisch) lässt sich einiges einfallen, die Frohe Botschaft zu unterdrücken: Verfolgung, Haft, Folter, Mord - man ist da sehr einfallsreich.

Aber - an diesem „aber“ hängt nun alles! - Gott ist stärker als die Mächtigen, die den Tod bringen. Er ist stärker als der Tod selbst! Der gekreuzigte Jesus lässt sich nicht einsargen und vergraben. Gott sprengt die Ketten des Todes, er sprengt auch die Ketten der Boten des Evangeliums. „Steh auf!“, ruft der Engel dem Petrus zu: kleine Auferstehung mitten im Leben! So nimmt das Evangelium seinen Lauf von Jerusalem bis nach Rom, ins Herz des Weltreiches, bis an die Enden der Erde. Es kommt in alle Räume, in alle Zeiten und hier und heute zu uns. Kein Widerstand, kein Hindernis kann es aufhalten.

Wie nehmen wir es an? Bei vielen herrscht die Stimmung vor, es gehe zu Ende mit dem Christentum, seine Zeit sei vorbei. Die Apostelgeschichte hingegen zeigt uns, dass wir immer Anfänger des Glaubens sind und auch der Glaube heute als Beginn und nicht als Finale zu nehmen ist. Wir dürfen die Überraschung des Petrus teilen, der sich in unserem Text die Augen reibt über das, was da mit ihm geschieht: Rippenstoß des Engels, fallende Ketten, aufspringende Türen.

Petrus lässt sich vom Engel alles sagen und folgt, ohne zu wissen wohin, fast hypnotisch, ohne klar zu haben, ob er schläft und träumt oder schon

[34] Ruhrwort 29.06.2003

ganz wach in der Wirklichkeit angekommen ist, in den Gassen der Stadt. Erst später kommt er zu sich und weiß, wem er diese Befreiung verdankt.
Wie Petrus möchte ich die Ketten hinter mir lassen, die mich hindern, mit dem Glauben anzufangen. Wie Petrus möchte ich auf die heilsamen Rippen- und Seitenstöße achten, die mich aus der Trägheit des Herzens herausbringen. Ein Engel des Herrn möge mir zeigen, in welchen Gefängnissen ich heute sitze, ohne es zu merken, und mir die Türen ins Freie aufstoßen. Denn: Du führst mich hinaus ins Weite. Du machst meine Finsternis hell.

Hauskommunion bei einem sehr alten Herrn.
Dieser nimmt die Kommunion an mit den Worten: „Auf Wiedersehen!“

Murren pur[35]

„Ich frage mich oft: Warum sind die Leute so unzufrieden?“ sagt die Frau im Treppenhaus. Ja, es ist wahr: Es wird auf hohem Niveau geklagt, gejammert, genörgelt und gemurrt. Ein Haar in der Suppe findet sich immer! Wir Deutschen sind möglicherweise Weltmeister in Sachen Verdrossenheit - ob es um Politik geht („Die da oben haben doch keine Ahnung.“), um Gesundheit („Ist mir heute wieder schlecht!“), um die Zeitläufe im Allgemeinen („Früher war alles besser!“). Auch die Orte, wo man eigentlich Gottesfreude erwarten sollte, sind oft von Klage und Jammer durchzogen („Geht doch alles den Bach runter.“) Ja, ich muss es gestehen: Selbst auf kirchlichen Sitzungen wird selten frohlockt, auch nur in Maßen gelobt, dafür aber ziemlich viel gemurrt: über die Blindheit der Vorgesetzten, die Lahmheit der Kollegen und die Taubheit der Leute. Wer mit fröhlicher Miene hereinschneit, sieht viele heruntergezogene Mundwinkel und meint, er wäre im falschen Film.

In der Bibel gibt es das auch. Das Volk Israel war von Gott aus der Sklaverei in Ägypten befreit und auf beschwerlichen mühsamen Wegen durch die Wüste geführt worden. Doch das Gelobte Land ließ auf sich warten, die Milch- und Honigströme waren noch nicht in Sicht. Und als Kundschafter Israels es schließlich entdeckt hatten, brachten sie aus lauter Angst vor der Zukunft richtige Ammenmärchen mit nach Hause: „Das Land, das wir erkundet haben, frisst seine Bewohner auf, und die Leute dort sind alle riesig hochgewachsen.“ Da murrte das Volk, und Mose bekam es zu hören: „Wären wir doch in Ägypten geblieben …“
Das ist Murren pur: Nie ist es recht. Nicht in Ägypten, nicht in der Wüste. Auch nicht später im Gelobten Land! Murren ist die Angst, zu kurz zu kommen, Angst, zu verlieren. Angst vor den hochgewachsenen Riesen, vor denen man sich selber wie ein Zwerg fühlt. Da lobe ich mir den jungen David, der sich vom Riesen Goliat nicht einschüchtern lässt, sondern ihm mit der Schleuder entgegentritt: mutig, listig, und mit einer ganz großen Portion

[35] Lüdenscheider Nachrichten 29.9.2007

Gottvertrauen. Bei dieser Ausstattung haben weder die Riesen noch das Murren eine Chance…

Mein Lieblingstext pro Vertrauen - Gelassenheit und contra Murren, frei nach Lothar Zenetti: Ich traf einen jungen Mann, sonnengebräunt, in seinem flotten Sportwagen und fragte ihn beiläufig, wie es ihm gehe. „Mist“, murrte er, „alles Mist!“ - Danach begegnete ich einer alten Frau im Rollstuhl und fragte sie beklommen, wie es i h r gehe. „Gut“, strahlte sie. “Es geht mir gut!“ Da sieht man mal wieder, dachte ich, immer hat man mit den falschen Leuten Mitleid!

Johannes und die Kunst

Zivilcourage[36]

Haltestelle Sauerfeld: eine Fundgrube für menschliche Situationen! Drei ältere Frauen haben einen Sitzplatz, warten und beobachten, was sich so tut. Ein junger Afrikaner kommt vorbei, sein Handy klingelt, er telefoniert. Die erste Frau: „Typisch: arbeitslos, aber mit Handy.“ Die Zweite:“ Habe ich auch gerade gedacht. Aber das Sozialamt bezahlt´s ja! Alles von unseren Steuern.“ Mischt sich die Dritte ein „Sind Sie sicher, dass er arbeitslos ist?“ „Nein, eigentlich nicht.“ „Dann würde ich mit solchen Bemerkungen etwas vorsichtiger sein!“

Nein, Lüdenscheid ist nicht Eisenach oder Rostock. Bislang wurden keine Messer gezückt gegen Afrikaner, flogen keine Steine oder Brandsätze. Rechtsradikale Gewalt zeigt sich brutal woanders. Aber die dummen Sprüche und Vorurteile blühen auch hier: “Typisch: arbeitslos aber mit Handy!“ Die dummen Sprüche, die das Mistbeet werden können für Schlimmeres.
Das Handy, die Satellitenschüssel am Fenster, das Schrottauto für 900 € wird den Afrikanern, den Ausländern kaum gegönnt. „Alles von unseren Steuern!“ Wie hätte des „Volkes Stimme“ denn die Fremden gerne? Als demütige Asketen ohne materielle Bedürfnisse? Welche Heuchelei im Wohlstandsland!
Einige Afrikaner gehören zu meinen Freunden. Ich spüre bei ihnen eine wachsende Unsicherheit. Einmal ging ich mit einem Afrikaner in ein Straßencafé, aber er konnte dort sein Eis nicht recht genießen: „Was werden die Leute denken, wenn sie mich hier sehen,“ fragte er. Es ist nicht so sehr die Angst vor direkter Gewalt, sondern das Gefühl, eigentlich nicht erwünscht zu sein, mit einem Blick voller Vorurteile beobachtet zu werden. Da lobe ich mir die dritte Frau an der Haltestelle! Mit ihrer Frage: „Sind Sie sich sicher, dass er arbeitslos ist?“ hat sie den beiden anderen ihr Vorurteil bewusst gemacht. Zu solchen störenden Zwischenfragen möchte ich ermuntern: zum Widerstand gegen die „dummen Sprüche“, zur Zivilcourage in der kleinen Münze des Alltags.

[36] Lüdenscheider Nachrichten 19.8.2000

Im Weinberg[37]

Als ich vor vielen Jahren meinen Dienst in der jetzigen Gemeinde begann, schrieb mir ein Mitbruder: „Ich wünsche Dir im Weinberg - Lage Lüdenscheid - Gottes Segen."
Seit der Zeit ist das alte biblische Bild vom Weinberg für mich mit der aktuellen „Lage" (Gemeinde) verknüpft: Welcher Wein wächst im Regen und Nebel der Sauerländer Hanglage?

Über den Weinberg kann man Freuden- und Klagelieder singen. In der Lesung fängt der Prophet Jesaja in freudigem Ton an: „Ich will ein Lied singen von meinem geliebten Freund, ein Lied vom Weinberg meines Liebsten …" Der Weinberg: ein schönes Bild für das Volk Israel, später für Kirche und Gemeinde. Der göttliche Besitzer erhofft und erwartet süße Trauben. Stattdessen kommen nur saure Beeren, die Früchte sind schlecht, weshalb aus dem Freudenlied des Jesaja eine Klage wird: Der Weinberg taugt nichts, er wird aufgegeben, wird zum Ödland, von Dornen und Disteln überwuchert. Saure Beeren verderben nur den Magen, der Besitzer ist enttäuscht und zornig - so wie Gott enttäuscht ist über die Rechtlosigkeit und soziale Ungerechtigkeit im Volk und wirklich bald die Disteln und die Dornen über den Ruinen wachsen, während das Volk in die Verbannung zieht - und mehr als zweitausend Jahre warten muss, bis es wieder in seinem eigenen Staat leben kann.

Im Evangelium wird Jesus noch deutlicher. Wieder dasselbe vertraute Bild - der Weinberg. Nun aber die heilsgeschichtliche Dramaturgie: der Gutsbesitzer legt alles Nötige an und „reist dann in ein anderes Land", nicht ohne das Werk seiner Hände in andere Hände zu legen, von denen er in großem Zutrauen eine gute „treuhänderische" Verwaltung erwartet. Aber die Winzer verderben alles: die Führenden, Mächtigen und Reichen im Volk an erster Stelle. Die Hörer Jesu wissen, wie es im Lande aussieht, wie die Großgrundbesitzer sich breitmachen und die Armen ausquetschen - wie die

[37] Ruhrwort 05.10.2008

Trauben in der Kelter - und kaum jemand wirklich nach dem Willen Gottes fragt. Wer an diesen Willen erinnert (die „Knechte“: die Propheten, schließlich der Sohn selber), wird totgeschwiegen, auch ausgelacht, verprügelt und sogar umgebracht. Das geht so bis heute. Darum wäre es sehr kurz gegriffen, unter dem „Volk“ nur die Juden zu verstehen, die ihre große Chance verpasst haben und nun den Weinberg an ein anderes Volk - das des Neuen Bundes - abtreten müssen. Für judenfeindliche Vorurteile ist das Gleichnis nicht geeignet. Auch wir Christen haben keine Weltordnung hervorgebracht, über die der göttliche Gutsherr Freudenlieder singen könnte. Sein Wille wird ziemlich zaghaft nur und eher in geschlossenen Räumen (von Kirchenkanzeln herunter), selten „von den Dächern“ gerufen. Die Armen werden weltweit immer noch ausgequetscht und ausgeplündert, viele Propheten mundtot oder ganz tot gemacht. Süße Früchte oder saure Beeren - das ist auch hier die Frage, die sich durchaus am Erntedanktag stellen lässt. Dornen und Disteln im Weinberg Jesu Christi, aufgelassenes, verstepptes Ödland - wer könnte es übersehen?

Im Weinberg, in dem ich arbeite - „Lage Lüdenscheid“ -, will ich mich der Frage des Gutsherrn stellen: Was habt ihr aus meinem Hab und Gut gemacht? Wie seid ihr umgegangen mit dem, was ich euch anvertraut habe? Ist euch noch bewusst, dass der Weinberg mir gehört, oder fühlt ihr euch schon als die Erben?

Es gibt in den Gemeinden - im Unterschied zu den Winzergenossenschaften - keine Prüf- und Kontrollstelle für die Qualität des Weines. Ist der Wein genießbar, zu süß, zu sauer? Möge jeder sich selber prüfen und befragen, ob sein Wein, ins große Fass gegeben, die „Lage Lüdenscheid“ oder die „Lage Ruhrgebiet“ bekömmlicher macht und den Gutsherrn nicht enttäuscht.

Stille und Gebet - aber wo?[38]

Ich liebe die Stille, aber die Stille geht mir aus dem Weg. Gehe ich zwischendurch in die als „still“ geltende Kirche, bleiben die geschäftigen Geräusche nicht außen vor. Ziehe ich mich für ein paar Tage aufs Land zurück, haben sich alle Mähdrescher, Rasenmäher, Häckselmaschinen und Hunde der Gegend gegen mich verschworen. Das Tollste: als ich in einem Kloster ins neugebaute „Haus der Stille“ zog, um die Stille zu finden, nahm bald eine Frau mit Handy das Nebenzimmer, und die dünnen Wände machten mich zum Zeugen und Opfer ihrer Telefonierlust.

Stille? Vielleicht noch nachts zwischen drei und vier, oder tief irgendwo im Wald rings um Lüdenscheid...Was verhindert die Stille? Nur das Telefon, die Techno-Musik aus den Radios, TV und der knatternde Rasenmäher in der Nachbarschaft? Es wäre schon schön, wenn die Ohren sozusagen im Schongang leben könnten - und statt des Lärms mehr Stille wäre. Aber ob das schon reicht, das Innere zu be-ruh-igen, es in die Stille zu halten?

„Unruhig ist unser Herz“, sagt der große Augustinus: abgelenkt, hin- und hergezogen von Gedanken und Gefühlen bestürmt. Und wenn´s - von den Ohren her - mal wirklich still und ruhig wird, spürt man umso mehr das stürmende, oft so chaotische Herz. Gibt es die Ruhe in diesem Sturm? Ich schlage das Gebet vor - das heißt: sich sammeln in allem Hin und Her, sich konzentrieren auf Gott und auf sich selbst, ganz gegenwärtig sein. Mach´s wie Jesus, sage ich mir; bei vollstem Terminkalender zog er sich zurück, ging allein auf einen Berg, war ganz bei sich und ganz bei Gott, ließ sich fallen ins Vertrauen. „Unruhig ist unser Herz - bis dass es seine Ruhe findet in dir, o Gott“, fährt Augustinus fort. Der Weg kann also von der Ohren-Stille über das stürmische Herz zur Ruhe im Sturm führen, zu Gelassenheit und Vertrauen. Vielleicht helfen uns die Ferien auf diesem Weg.

[38] Lüdenscheider Nachrichten 27.07.2002

Glaubenslandschaften[39]

„Herr, stärke unseren Glauben.“ Wer würde sich nicht in dieser Bitte wiederfinden? Schauen Sie einmal ihren Glauben an und vergleichen ihn mit einer Landschaft: eine Landschaft im blühenden Frühling, im späten Herbst oder im Winter: kahl, kalt, ohne Wärme - eine Landschaft mit Quellen, Bächen und Flüssen - gut bewässert - oder trocken wie die Steppe, wie die Wüste - eine Landschaft, umweltgeschädigt und verschmutzt oder einladend, wo´s Gäste und Touristen hinzieht und sie gerne bleiben - eine Landschaft, ruhig und ausgeglichen oder eine Landschaft, dramatisch bewegt mit hohen Bergen und tiefen Tälern, mit Schluchten und Abgründen…
Haben Sie ihre derzeitige Glaubenslandschaft gefunden? Stellen Sie alle Schönheiten und alle Verschandelungen vor Gott hin und sprechen wie die Jünger: Herr, stärke unseren Glauben!
Stärke unseren Glauben, wenn er vom Zweifel angenagt und ausgehöhlt wird. Zweifel kann wie ein frischer Wind sein, der Bewegung bringt und schließlich unseren Glauben vertieft. Glauben heißt nicht Friedhofslandschaft. Aber Zweifel kann auch schädlicher Sturm werden, der die Substanz angreift, der den Boden davonträgt und nur kahlen Fels übrig lässt. Ständigen Sturm hält kein Land und kein Glauben aus. Und wenn wir unseren Glauben unter dem ständigen Dauerbeschuss des Zweifels erleben - dann „Herr, stärke unseren Glauben.“
Herr, stärke unseren Glauben, wenn die Quellen versiegen und die Bäche und Flüsse austrocknen. Die Quellen: Gottvertrauen. Wissen und spüren, dass Gott uns liebt. Wissen und hoffen, dass Gott die Quellen speist - und ihm nicht das Wasser abgraben. Und dann: Antwort geben - mit dem Herzen, nicht bloß mit dem Verstand, nicht bloß mit dem Willen. Antwort geben im Gebet - und das Gebet wird ein Hören sein, wie ein Trinken aus der Quelle, es wird mein Leben innerlich sammeln und ordnen und ausrichten - wie eine Kompassnadel das tut. Die Kompassnadel zeigt auf Christus. Er wird zur Mitte. Mitten in der Welt - da, wo ich stehe- möchte ich, dass sich alles von ihm her ordnet: meine Gedanken, meine Verhaltensweisen, mei-

[39] Ruhrwort 06.10.2007

ne Taten. Und wenn ich mein Leben als ungeordnet, als zusammenhanglos, ohne diese Mitte erlebe, dann „Herr, stärke meinen Glauben."
Herr, stärke unseren Glauben, wenn die Luft in unserer Glaubenslandschaft verschmutzt ist, wenn eine schlechte Atmosphäre da ist, wenn die Umweltschädigungen nagen. Auch der Glaube hat seine Umwelt. Niemand lebt für sich auf einer Insel. Die Umwelt will zurzeit vom Glauben, vom Evangelium nicht viel wissen. Die Kompassnadeln sind anders ausgerichtet - wohin genau, weiß kein Mensch. Und wie die Luft mich umgibt und ich mit einatme, was in ihr ist, so kann mich die Umwelt infizieren: schleichend, leise, ich merke es kaum. Es sei denn, ich treffe eine Entscheidung, ich bringe Klarheit hinein. Es wird mir dann immer bewusster, wie die Kompassnadeln voneinander abweichen, und wenn ich lieber im Unklaren und Verschwommenen, im Unentschiedenen herumtreibe, dann „Herr, stärke meinen Glauben."
Herr; stärke unseren Glauben, wenn die Landschaft kahl und dürr ist und der Winter nicht weichen will. Niemand mag immer nur in der Kälte des Winters leben. Der Glaube braucht Sonnenstrahlen, Wärme, Nahrung, braucht auch Bestätigung, braucht eine Prise Begeisterung. Er braucht den Ausblick aus der jetzigen Talsohle heraus. Und wenn die Menschen sich in resignativer Stimmung gehen lassen, nur jammern und klagen und nicht mehr recht erkennen, aus welcher Hoffnung sie auch in winterlichen Zeiten leben können, dann „Herr, stärke unseren Glauben."

„Für uns“: ein kleines Wörtchen bringt die Wende[40]

Strafe muss sein, sagen die Leute und meinten damit lange Zeit, dass Krankheiten und alle Leiden Folgen der Schuld im eigenen Leben sind. Klar: Wer falsch lebt, straft sich selbst; starke Raucher sollten sich über Lungenkrebs nicht wundern, starke Esser nicht über einen dicken Bauch.
Ansonsten aber klingt es schon ziemlich menschenverachtend, zu einem Leidenden zu sagen: Du bist selbst schuld daran, du hast dir dein Leiden selbst eingebrockt.

Nein, das Leiden trifft nicht nur die, die es sich selber zuschreiben müssen, sondern oft genug die, die nichts dazukönnen. Das der Gerechte - derjenige, der „richtig“ gelebt hat - leiden muss, das führt in der Bibel oft zum Erschrecken, Fragen und Zweifeln. Ein Mann tritt auf: Hiob, der wegen des eigenen unverständlichen Leidens mit Gott ringt und nach Antworten sucht.
Hiob hat einen weniger bekannten Schicksalsgefährten. Im Prophetenbuch des Jesaja wird eine messianische Gestalt beschrieben, der „leidende Gottesknecht“. Die erhoffte Wende der Zeiten bringt nicht ein Krieger und Machtmensch, der mit „Glanz und Gloria“ Gottes Herrschaft verkörpert. Stattdessen kommt ein „Knecht“, ausgestoßen, von den Menschen gemieden, ein Mann der Schmerzen. Nicht Beifall begleitet ihn, sondern Hass.
Dieser Mann wird verfolgt, „durchbohrt“, „zerschlagen“ - und jetzt kommt der neue und entscheidende Zusatz: „für uns“, „wegen unserer Schuld“, „als Sühneopfer“. Es gibt also stellvertretendes Leiden: „Durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Der Knecht ist der „Mensch für andere“. Das kleine unscheinbare Wörtchen „für“ wird hier zum ersten Mal ganz groß geschrieben: für mich, für uns...

Der Weg des so beladenen Knechts führt in den Untergang. Er wird „weggerissen aus dem Land der Lebendigen, für die Missetat des Volkes hingerichtet“ (Jes 53, 8). Aber dann folgt das große „Aber“ Gottes: „Nachdem er so vieles ertrug, erblickte er das Licht.“

---

[40] Ruhrwort 18.10.2003

Gelitten, gestorben, begraben - und dann das Licht: Wahrscheinlich schiebt sich bei uns sofort die Gestalt Jesu Christi über diesen Knecht. Wir lesen die alten Prophetenworte und denken schon an Jesus. Umgekehrt „las“ dagegen die frühe Christenheit das Leben und Sterben Jesu, suchte nach Deutungen und fand bei Jesaja ein Modell, um das befremdliche Schicksal Jesu verstehen zu können (MK 10,45): „Auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.“

Lösegeld, Sühneopfer, Erlösung: Hoffentlich kann hinter diesen so fremd gewordenen Begriffen etwas aufleuchten von der Freude Jesu, für andere da zu sein - für mich, für uns.

Paul und Theo[41]

Sie wohnten kaum einen Kilometer auseinander. Sie wurden beide noch vor dem ersten Weltkrieg geboren. Geprägt von schweren Zeiten, bewährten sie sich als aufmerksame Zeitgenossen, ausstrahlende Christen, mitreißende Pastöre.
Anekdoten zuhauf gibt es über beide, und sie belegen, dass Gott den Menschen als Original und nicht als Abziehbild gemeint hat. Beide hatten ein großes Herz, liebten die Armen und halfen, wo sie konnten. Gemeinsam war ihnen auch die Gabe des herzhaften Lachens und des glaubwürdigen Vorlebens der Freude als Kernstück des Christlichen. Beide starben im Abstand von nur einer Woche, im Advent. Man darf vermuten, dass sie gemeinsam bei Gott angekommen sind und nun mit ihren kräftigen Stimmen den Lobpreis Gottes verstärken: der Protestant Paul Deitenbeck und der Katholik Theo Grote (ob die Konfessionen zählen im Himmelreich? Vielleicht so, dass sie zur „Färbung“ der jeweiligen Person beitragen und „die vielen Farben in Gottes Malkasten“ unterstreichen - aber trennen können sie nicht mehr).

Schon 1960, in vorökumenischen Zeiten also, nannten sie sich gegenseitig „Bruder“: Bruder Theo, Bruder Paul. Von ihren Gemeinden wurden sie zunehmend als „Väter“ empfunden.

Überzeugende Vatergestalten (incl. Großväter) und rar geworden. Menschen mit Ecken und Kanten, die nicht stromlinienförmig den Zeitgeist bedienen, sondern Abstand halten können zu den Geschäften und Aufgeregtheiten des Tages.

Menschen, die das Alter nicht verknöchert, sondern weit und weise macht, ja manchmal geradezu prophetisch („eure Ältesten werden Träume und Visionen haben“ laut dem Propheten Joel). Die beiden Alten Simeon und Hanna in der Bibel stehen dafür, die das Kind Jesus im Tempel mit großer

[41] Lüdenscheider Nachrichten 16.12.2000

Freude als den zukünftigen Messias erkennen und begrüßen. Auch die beiden Alten Paul und Theo in Lüdenscheid stehen dafür: auch ihre Augen „haben das Heil gesehen“; dann kann man - ganz getrost - seine Augen schließen.

JB mit dem damaligen Erzbischof von Lomé, Togo

Warum?[42]

Wie diese Frage drückt! Wir kommen mit ihr nicht klar. Warum das Leiden in der Welt? Noch schärfer: Warum müssen Kinder, unschuldige Wesen, leiden? Warum wächst dem Schüler X ein nicht operierbarer Tumor im Gehirn? Warum lässt Gott das alles zu? Ja: Warum?

Ganze Bibliotheken sind darüber schon geschrieben worden. In der Bibel gibt es den Hiob, an dessen grausamen Leiden sich die Warum-Frage entzündet. Aber die Antworten in den Bibliotheken und auch bei Hiob sind nicht sehr überzeugend. Wir kommen mit der Frage nicht klar. Das Leiden drückt zu sehr.
Übrigens: auch Jesus, bei dem wir sonst Antworten auf tiefe Lebensfragen finden, teilt mit uns die Warum-Frage: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ So ruft er in seiner Todeseinsamkeit am Kreuz. Damit zitiert er ein Wort aus den Psalmen, aus dem Gebets- und Liederbuch des Volkes Israel. Das heißt: auch in seiner Gottverlassenheit betet er noch, er bringt die Warum-Frage vor Gott, er lässt nicht ab von ihm.

Im Krankenhaus wies ein Schwerkranker kurz vor seinem Tod auf das Kreuz an der gegenüber liegenden Wand und flüsterte: „Der versteht mich!“ Der Mann am Kreuz versteht uns, versteht auch unsere Frage *Warum*, weil er das Leiden kennt, die Schmerzen des Körpers und der Seele. Jesus ist kein Zuschauer des Leidens, sondern Mitgeher ins Leiden! Er ist auf der Seite der Leidenden zu finden. Jesus kann dem Fragenden sagen: Das Leiden und die Not wird dir nicht abgenommen. Du musst hindurch. Aber du stehst damit nicht allein. Du gehst mir nach, und ich gehe mit dir. Und das verändert die Aussicht. Du wirst nicht nur dein Kreuz und den Karfreitag, sondern auch deine Weise der Auferstehung, dein Ostern finden.

Mit dem Theologen Hans Küng gesprochen: Gott bewahrt nicht *vor* dem Leid - aber er kann *in* allem Leid des Lebens bewahren und unser so zerbrechliches Leben tragen.

---

[42] gott.net

Endzeit: Spüren Sie den Schock?[43]

Apokalypse, Endzeit, Weltuntergang - lange war das kaum ein Thema für die Christenheit, die sich in der Welt wohnlich eingerichtet hatte. Nur an den Rändern war man damit beschäftigt: in den Sekten, bei den Zeugen Jehovas. Die Regisseure drehten apokalyptische Filme; Vietnamkrieg, Meteoriteneinschlag, Atombombe in New York. Zuhauf gingen die Leute ins Kino und gruselten sich. In den Kirchen wollte man eher nichts davon hören.
Aber in den Kirchen sind auch die Arbeitslosen, die Kranken und die Trauernden. Plötzlich den Arbeitsplatz verloren. Plötzlich die Diagnose: Krebs. Plötzlich der Vater gestorben, noch keine fünfzig Jahre alt. Da zieht es einem den Boden unter den Füßen weg. Da verfinstert sich die Sonne. Da bebt die Erde. Da geht die Welt unter. Nicht kosmisch und global, aber höchst persönlich. Meine Welt ist es, die da untergeht.

Die Juden kannten etwas davon - dieses Volk, das später für grauenhafte „Endlösungen“ herhalten musste. In der Zeit Jesu lag Endzeiterwartung in der Luft. Die römischen Besetzer hatten den Tempel in Jerusalem durch ein Götterstandbild des Kaisers entweiht. Jahrzehnte später wird der Tempel ganz zerstört. Das Haus Gottes, der Ort seiner Macht und Herrlichkeit! Können Sie den Schock nachspüren? Die Apokalyptiker sagen: Wir hatten uns alle so fest eingerichtet in unserer Welt. Aber wir sind in ihr nicht mehr zu Hause. Seht, wie brüchig, kaputt und todgeweiht sie ist...man kann nichts mehr machen. Es ist wie bei einer Krankheit. Im frühen Stadium hofft man auf Heilung. Später wird es aussichtslos, man erwartet das Ende: Hoffentlich kommt es bald! Hoffentlich geht es schnell!

Ist uns diese Frage fremd? Wenn alles zerfällt - was bleibt? Wenn unsere Welt untergeht mit den Werten, die wir uns geschaffen haben, mit allen Sicherheiten - was bleibt? Können Sie das nachvollziehen: Nichts zählt mehr, nichts gilt mehr, nichts bleibt. Doch dann kommt der entscheidende Zusatz. „Nichts - außer Gott. Nur noch: Er!“ Seine Worte werden nicht vergehen...

[43] Ruhrwort 18.11.2006

Manchmal liegt im Zusammenbrechen einer Welt auch die Chance des Neubeginns. Der Evangelist Markus, der sich an dieser Stelle der Bildwelt der Apokalyptiker seiner Zeit bedient, hofft darauf: die alte Weltordnung, besser: die alte Unordnung der Gewalt und Unmenschlichkeit soll untergehen. Er hat die Kostprobe einer anderen Welt vor Augen: Jesus Christus. In ihm ist Gottes Ordnung, Gottes Reich sichtbar und nicht die korrumpierte Unordnung der Menschen.

Als dieser Jesus Christus am Kreuz starb, war das für Markus der erste „Weltuntergang“. Die Sonne verfinsterte sich, das Licht ging aus. Der Vorhang des Tempels zerriss. Die Erde bebte. Karfreitag: Eine Welt stirbt mit.

Ostern: Das Licht strahlt heller als je zuvor. Eine neue Welt ersteht. Gottes Welt, das endgültige Zuhause.

Konzelebration, noch in Altena, mit dem damaligen Dechanten Wilhelm Bolte. JB gibt ihm den Friedensgruß mit den - voreiligen - Worten. „O du Lamm Gottes!“

Hat Gott ein Gesicht?[44]

Ich fotografiere gerne. Am liebsten mache ich Porträtfotos. In den Gesichtern der Menschen ist so viel zu erkennen und herauszulesen: Freude und Glück, Sorgen und Nöte, Fragen und Staunen, Reife des Alterns und Unbeschwertheit der jungen Jahre. Manchmal wirken Gesichter auch wie Masken oder Fassaden: versteinert, undurchdringlich.
Hat Gott ein Gesicht? Allenfalls Kinder wagen ihn noch zu malen (mit Goldstift natürlich!). Ist der Unsichtbare in unseren Gedanken und Vorstellungen abstrakt und blutleer geworden? Für viele nur noch ein bloßes Wort, ein Begriff ohne deutlichen Inhalt?
Weihnachten bedeutet für mich vor allem dies: dass Gott ein Gesicht bekommt. Der Lichtglanz des unsichtbaren Gottes liegt nun auf dem Gesicht eines Menschen. Und was für einer das war!
Am Anfang die Krippe, am Ende das Kreuz - und dazwischen ein großes Auf-Atmen! Blinde sehen wieder das Licht, Taube hören ungeahnte Worte, Lahme brauchen keine Krücken mehr.
Er steckte Menschen an - mit Gott. Sie spürten: Gott hat ein Ohr für uns. Gott hat einen Blick für uns. Gott hat einen Mund, ein Wort für uns. Sein Wort - sein Evangelium - ist sein Passbild.
Seit Jesus leuchtet Gott in den Gesichtern der Menschen. Aus Jungen und Alten spricht er, aus Sympathischen und solchen, die sich nicht leicht erschließen.
Können Sie ihn erkennen in den vielen Gesichtern? Sogar im eigenen Gesicht, im Spiegel? Ihn, der gesagt hat: „Was ihr dem Geringsten unter den Menschen getan habt, das habt ihr mir getan!“
Seit Bethlehem bindet sich Gott an uns Menschen, wird einer von uns (von unserer Art, aber nicht von unserer Unart!). Erschienen ist seine Menschenfreundlichkeit in einer oft unfreundlichen Welt.
Eine große Sehnsucht wird in diesen Tagen spürbar, Menschenfreundliches zu erfahren.

---

[44] Westfälische Rundschau 24.12.2002

Nicht immer weiß diese Sehnsucht, wo sie suchen soll. Das Licht von Bethlehem wird nur zu oft vom Lichterglanz des Weihnachtsbetriebes überlagert.

Meine Empfehlung: Versuchen Sie es mit den Gesichtern, Gottes Ebenbildern. In allem Rummel und den Stimmungen von Weihnachten (und deren Schwankungen!) können sie die Spur sein - hin zur Quelle.
Ich wünsche Ihnen allen ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr, in dem nicht nur die Feste, sondern auch die 300 Alltage menschenfreundlich sind.

Die Hintertür[45]

Stellen Sie sich vor, Gott würde einen Brief schreiben und sein Kommen ankündigen. „Komme am 25. Dezember in Lüdenscheid an und möchte bei Euch wohnen.“ Gäbe das eine Aufregung! Man würde einen „runden Tisch“ gründen zur gediegenen Vorbereitung; auf dem Sternplatz würden Tribünen errichtet, unsere Messdiener hätten Großeinsatz, im Stadtparkbereich stände eine Villa bereit, und die Ratsherren und Kirchenvorsteher und Pastöre ließen ihre schwarzen Anzüge aufbügeln. Und dann: die ganze Stadt auf den Beinen, der Sternplatz schwarz vor Menschen die Posaunenchöre spielen „Großer Gott, wir loben dich...“, aber nichts tut sich. Keine Ankunft. Kein himmlischer Einzug. Nichts. Große Enttäuschung. Die Stadt fühlt sich blamiert und wird am Abend vom Fernsehen durch den Kakao gezogen. Indes, eine Fußnote ist zu machen: das Sozialamt berichtet, unter den neu zugewiesenen Flüchtlingen im Asylantenheim sei einer, der habe so etwas Besonderes, eine Ausstrahlung, die schwer zu beschreiben sei. Jedenfalls sei da, wo er am Tisch sitze, eine Atmosphäre des Friedens und der Zuneigung zu beobachten, der Menschenfreundlichkeit, und obwohl man doch die Sprache nicht kenne, verstände man sich auch ohne Dolmetscher. Eben von Mensch zu Mensch. Auch in unsere Stadt, dachte sich da mancher, kommt Gott durch die Hintertür!

Die Hintertür einer Stadt: das sind die Stellen, wo niemand freiwillig wohnen möchte. Ein Stall z. B. an der Peripherie oder eine Müllkippe, die man damals Golgota, Schädelstätte, nannte. Oder heute ein Obdachlosen-Container oder eine Asylantenunterkunft, wo man auf Abruf lebt und dann weiterzieht. Merkwürdig, dass Gott so in die Welt kommt: durch die Hintertür, in deinem Kind in der Krippe -durch die Hintertür, in einem Mann, der keinen festen Wohnsitz hat, keinen Platz, der ihm gehört, der sein Eigentum wäre - durch die Hintertür, in einem, der auf der Müllkippe Golgota umgebracht wird, draußen vor der Stadt. Ist das alles Zufall? Die Herbergssuche, die Flucht nach Ägypten? Der Kindermord von Bethlehem? Das ständige Aufbrechen-müssen und Unterwegssein-müssen mit diesem Kind?

[45] Lüdenscheider Nachrichten 23.12.2006

Die Hirten, Randexistenzen von damals als erste Nachbarn? Ist das alles Zufall, der Eintritt in die Welt durch die Hintertür? Hat Gott sich in der Tür geirrt?

Und er kommt herein und ist schon da -während wir alle gebannt auf den Haupteingang starren, auf Glanz und Gloria, auf Erfolg und Siegermeldungen und festlichen Schmuck.
Die Hintertür ist seine Einbruchstelle wohl auch in meinem Leben; in der Schuld, in den Ängsten und Ausweglosigkeiten, im Leiden und schließlich im Tod klopft er bei uns an: um Schuld zu vergeben, um aus Ängsten zu befreien, um Leiden mitzutragen, um den Tod zum Durchgang zu machen. So klopft er bei uns an: wehrlos, heimatlos, als Gast und Fremder ohne Gepäck. Er bittet um Aufnahme. Er bittet. Er zwingt und fordert nicht.

Mein Schlussbild, das bei mir am meisten haften bleibt: eine große römische Basilika, eine Hallenkirche mit prächtigen Säulen und Mosaiken. Am 1. Weihnachtstag nach der Messe werden Tische und Stühle dort aufgestellt, und etwa 600 Arme der Stadt Rom, Alte, Einsame, Ausländer sind eingeladen zu einem großen Weihnachtsmahl. Selbst der Papst ist schon da zu Besuch gekommen. Die Christen, die sich um die Basisgemeinschaft S. Egidio scharen und das ganze Jahr über mit den Armen leben und arbeiten, haben sich das ausgedacht - mitten in der Kirche. Denn die Menschenfreundlichkeit Gottes hat Hand und Fuß und geht in diesem Fall auch durch den Magen. So geht man den Weg Gottes von der Hintertür an mit. In diesem Sinne: gesegnete Weihnachten!

Verrückt[46]

Ganz nüchtern fängt es an. Der Kellner ist müde nach langem Dienst am Heiligabend im Hotel, zieht sich in sein Zimmer zurück, bestellt sein Lieblingsessen, eine sämige Erbsensuppe. Und während er die mit Behagen verzehrt, klopft ein kleiner Junge an, der sich wohl mit der Zimmertür vertan hat und sich selbst überlassen ist; seine Mutter betrinkt sich derweil in der Hotelbar. Der Kellner lässt sich von dem Jungen die heißgeliebte Suppe wegessen und stemmt danach auch noch eine Kuhle ins Parkett, draußen auf dem Gang, weil das Kind gerne Murmel spielen möchte. Das wird nun später zum Kündigungsgrund (Sachbeschädigung! Unfallgefahr!). „Sollte ich dem Arbeitsgericht erklären, dass ich drei geschlagene Stunden lang mit dem Jungen Murmel gespielt habe, bis er schließlich todmüde ins Bett fiel? Ich weiß nicht, wie es hat geschehen können, aber ich hab´s getan…“

So erzählte Heinrich Böll in den 50er Jahren. Eine Weihnachtsgeschichte? Nur weil sie am Heiligen Abend spielt? Eine Geschichte jedenfalls ganz ohne Tannenbaum und Lametta und auch ohne Krippe und Stall. Das Kind in der Krippe ist allerdings ganz versteckt, ganz anonym anwesend, sozusagen durch die Hintertür gekommen. „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes“, heißt es im Titusbrief, in der Bibel, im Blick auf dieses Kind. Auch ein Kellner im Hotel kann - ob es ihm bewusst ist oder nicht - wie ein Echo dieses göttlichen Erscheinens sein, kann für diese Menschenfreundlichkeit stehen: drei geschlagene Stunden Spiel mit einem fremden verlorenen Kind, dazu eine gehörige Portion Verrücktheit, die zur Kündigung führt - ein Loch ins Parkett stemmen, damit das Spiel möglich wird! Aber diese Verrücktheit ist immer mit im Spiel: Gott ist „verrückt“, dass er Mensch wird und nicht in seinem Himmel bleibt, und der gottes- und menschenfreundliche Mensch ist „verrückt“, dass er sich nicht mit sich selbst begnügt.

Vielleicht klopft auch bei Ihnen jemand an und will die Suppe mitessen und will Ihre Zeit und Aufmerksamkeit (drei geschlagene Stunden!). Es könnte

[46] Lüdenscheider Nachrichten 24.12.2008

ein Bote des göttlichen Kindes sein, denn: „Gottes Weihnachten ist voller Boten - und einige sind unterwegs zu Dir.“ (A. Goes)

Entrümpelung[47]

Ein paar Tage vor Weihnachten habe ich mich aufgerafft, das Durcheinander in meinen Räumen beseitigt, eine Menge Dinge weggeworfen und die Wohnung einigermaßen festlich hergerichtet. Das Äußere wirkt aufs Innere; mit der Bändigung des Chaos kehrte vorweihnachtlicher Friede bei mir ein. Jedenfalls fiel es mir jetzt leichter, mich auf das Fest einzulassen. Daher - mit dieser heilsamen Erfahrung im Rücken - schlage ich vor, das nahe Jahr 2008 mit einer Sperrmüllaktion des eigenen Herzens zu beginnen. Was ist da zu entrümpeln? Z.B. alte Vorurteile. Ererbte Abneigungen, Barrikaden zum anderen. Und dabei käme nicht nur der andere Mensch besser ins Blickfeld, weil uns das Gerümpel nicht mehr so die Sicht verstellt.

Es käme auch das Kind von Bethlehem ganz anders in den Blick.
Seelenmüll hat sich auch um das Kind herum aufgehäuft und versperrt die Sicht. Es kann ja sein, dass der „holde Knabe im lockigen Haar“ - wie wir singen - uns irgendwie noch rührt, aber zu nichts mehr bewegt, uns nicht verändert. Nun ist Er nicht die Gestalt aus einem lieblichen Wintermärchen - Er ist die Gestalt Gottes in der Welt! Dieses Kind, dieser Mensch Jesus verheißt einen Frieden, der das erhoffte Schweigen der Waffen bei weitem übersteigt. „Frieden auf Erden“, so singen die Engel bei seiner Geburt, aber zuvor „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Vielleicht ist das eine ohne das andere nicht zu haben. Dies „Gloria“ (Ehre sei Gott …) tönt nun ein bisschen dünn durch die Welt; es steht nicht auf der Tagesordnung unserer Sitzungen, Pläne und Programme. Und dabei hängt so viel davon ab, dass wir anbetende Menschen sind, wirklich ergriffen vom Geheimnis Gottes…Diese Haltung der Anbetung könnte bei unserer inneren Entrümpelungsaktion gestärkt werden. Wir sind dann anders geschützt gegen die Macht der Ersatzgötter auf dieser Erde und beugen unsere Knie nicht mehr so leicht vor ihnen. Erfolg, Geld, Leistung, Ansehen haben dann in der „allerersten Reihe“ des Lebens nichts mehr zu suchen. Die bleibt frei - für Gott und die Nächsten. In diesem Sinne: ein gut entrümpeltes, neu gefülltes, erfülltes Jahr 2008!

[47] Lüdenscheider Nachrichten 27.12.2007

Weihnachtskugeln[48]

Lieber Gott, ich hätte gerne:
Erstens: dass Geduld ich lerne.
Unsereins prescht gerne vor
Richtung Gott und Himmelstor.
Doch die Leute haben Zeit
auf dem Weg zur Heiligkeit.

Lieber Gott, verleih mir schnell
so ein richtig dickes Fell.
Doch ansonsten mach mich schlank.
Nur das Konto auf der Bank
(für arme Leut‘ in fernen Ländern)
Darf ins Dicke sich verändern.

Lieber Gott, wie ist das schön
Kirchen überfüllt zu sehn!
Sogar in den ersten Reihen
kann das Weihnachtsfest gedeihen.
Animier doch all die Frommen
auch im Januar zu kommen!

Lieber Gott, aufs Herz die Hand:
Mach uns alle tolerant.
Bunt hast du die Welt gemacht,
vielgestaltig dir’s gedacht.
Gut gemischt, kein Einheitsbrei,
Farbige sind auch dabei.

Lieber Gott, der Kirchturm ragt
in den Himmel unverzagt.

[48] Portal 4 (2008)

O, wie war er krank und morsch,
jetzt steht er wieder, fest und forsch.
Gönn uns vom Renovieren Ruh
und klapp die Kirchturmakte zu!

Lieber Gott, wir nörgeln, murren,
meckern, kritisier‘n und knurren.
Und im Urteil sind wir schnöde:
immer ist der andre blöde.
Halt uns einen Spiegel vor,
gib uns einen hinters Ohr!

Lieber Gott, das macht mich sauer:
ständig werd‘ ich grau und grauer.
In der Kirche wird mir heiß -
die meisten sind hier grau und weiß.
Lange Mähnen schick dazwischen
die uns mit neuem Schwung erfrischen!

Lieber Gott, dein Kind im Stall
kennt die Armut überall.
Doch wir rennen, hetzen, laufen,
um Geschäfte leer zu kaufen.
Brems uns, denn wir sind zu satt –
trotz der Leere in der Stadt!

Lieber Gott, zum Jahresende
kommt wohl kaum die große Wende.
Doch füg den Dank in das Gewebe –
ich danke dir, denn ich erlebe
mein Stückchen Welt als gut und weit.
So dank ich dir für diese Zeit!

Kalenderblätter

Aus dem Neukirchener Kalender

1 Ruhe

„Es ist also noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes“ (Hebr 4,9)

Ruhe. Wer braucht sie nicht? Das Wort hat eine natürliche Anziehungskraft. Unruhig ist unser Herz, bis dass es seine Ruhe findet in dir, o Gott - so bekennt der Kirchenvater Augustinus und gibt die Richtung an. Auch der Hebräerbrief spricht in komplizierter Gedankenführung von der „Ruhe“; er blickt zurück und nach vorn. Blick zurück: Da ist die Ruhe Gottes am siebten Schöpfungstag: „Gott segnete den siebten Tag und heiligte ihn“ und schenkte seinem Volk so den Sabbat: das große Ausruhen, das zum Lobpreis des Schöpfers führt. Der Mensch ist nicht Sklave der Arbeit und seines Alltags, sondern frei vor Gott. Später: der Weg des Volkes führt heraus aus der Sklaverei in Ägypten - hin zum „Ruheort“; dem Gelobten Land, das Gott verheißen hat. Vorher muss das Volk vierzig Jahre durch die Wüste - es hadert mit Mose und Gott, will zurück zu den vollen Fleischtöpfen, fällt in Ungehorsam und Unglauben… Der Blick nach vorn lässt uns wissen, dass die Verheißung Gottes noch nicht erfüllt ist: „Es ist also noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes“, für die christliche Gemeinde: das Gelobte Land ist verheißen, das Reich Gottes, in dem alle menschliche Unruhe zur Ruhe kommt.

06.04.2005

2 Fels

Psalm 62: Verlasst euch nicht auf Gewalt…

Wir leben oft genug auf schwankendem Boden. Der Beter des Psalms hat das schmerzlich erfahren; die Menschen erscheinen ihm wankelmütig und falsch: „An Lügen haben sie ihre Lust. Mit ihrem Munde sprechen sie Segen, in ihrem Herzen Fluch.“ Heuchelei schlägt ihm entgegen - worauf kann man sich da verlassen? Eine traurige Bilanz: Die Menschen sind bloßer „Hauch“ und „ein Trug“. Der Beter empfindet sich als Opfer: er wird bestürmt und soll zu Fall gebracht werden „gleich einer Wand, welche sich neigt, gleich einer sinkenden Mauer“. Er würde vielleicht auch versinken und untergehen in diesem Meer der Falschheit („Mobbing“ gab es damals wohl schon!), wenn er außer dem schwankenden Boden nicht den „Fels“ erfahren hätte: „In Gott allein hat meine Seele Ruh“ - Er zeigt sich als Zuflucht, als „mein Schutz“ und „mein Heil“.
Vielleicht muss man den „Hauch“ und die Falschheit erfahren haben, um die Sehnsucht nach dem Fels in ihrer ganzen Tiefe zu empfinden. Nicht mehr auf schwankendem Boden will ich herumtappen, nicht die trügerischen Dinge (Gewalt, Reichtum) sollen mich bestimmen; mein Herz bleibe frei für den Fels, für Gott.

09.10.2005

3 Bekenntnis

Sagt niemand davon, dass ich der Christus bin (Mk 8,30)

Wer hätte das gedacht: Jesus will wissen, was man so über ihn spricht. Er geht dem Gerede nicht nach, aber er will es wissen. Eine kleine Meinungsumfrage mitten im Evangelium! Meinungen heute: Jesus ist nichts anderes als „ein Vorbild im Handeln, ein sozialer Reformer, ein weiser Mensch, ein Prophet“. Auch die Meinungen damals sperrten Jesus in bekannte Schubladen, legten ihn fest auf schon Dagewesenes, auf Elia, Mose, Johannes. Petrus dagegen sprengt mit seinem Bekenntnis die Schablonen. Der Christus, der Messias, war noch nie da; er ist einzigartig, unvergleichbar. Petrus bekennt sich zu Christus, voller Staunen und Ergriffenheit, voll von Erwartung und Liebe, wenn auch nicht frei von Missverständnissen. Ich möchte in das Bekenntnis des Petrus einstimmen und hoffe, dass mir das Wort „Christus“ nicht zur bloßen Formel wird. Ich möchte staunen können über das Geheimnis hinter diesen Worten. Und so nehme ich das Schweigegebot Jesu als eine Hilfe, innezuhalten und das Geheimnis seiner Person nicht zu zerreden.

20.08.2004

4 Bunt

Die gepflanzt sind im Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie auch alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein. Psalm 92,14

Schaue ich „im Hause des Herrn“, in meiner Pfarrkirche herum, so sprosst nicht „Grün“, sondern „Grau“. Die grauen und weißen Köpfe sind meist in der Überzahl. Wer noch „grün“ (hinter den Ohren oder sonst wo) ist, traut sich nur gelegentlich in die Vorhöfe unseres Gottes. Er tut sich schwer im Schatten der dort gepflanzten Gerechten, der „Palmen und Zedern in der Gemeinde“. Anders als in Gottes freier Natur blühen und wachsen Jung und Alt, Grün und Grau in der Kirche nur noch selten beisammen. Aber wenn sie es tun, bereichern sie sich gegenseitig, und die Jungen können entdecken, dass hinter faltiger Haut und unter weißen Haaren oft noch das Feuer brennt und die „Gerechten“ des Psalms kein selbstgerechtes, sondern ein menschenfreundliches Gesicht haben. Noch im Alter tragen sie Frucht und sind frisch und lebendig. Das kommt aus ihrer reichen Erfahrung. Sie wissen noch, wo die Quellen und (Jung-)Brunnen zu finden sind, und mancher ist direkt neben den Wasserbächen gepflanzt.

16.05.2004

5 Reines Herz

Ich handle umsichtig und redlich, dass du mögest zu mir kommen; ich wandle mit redlichem Herzen in meinem Hause (Psalm 101,2)

Politik - ein schmutziges Geschäft? Jedenfalls lauern die Versuchungen, stürmen auf das „redliche Herz“ des Politikers ein: Schielen nach der Wählergunst, Machtspielchen, Intrigen und Korruption, Verbergen der „Leichen im Keller“. In der Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu leben, das ist unsere größte Herausforderung, betont immer wieder der tschechische Staatsmann Vaclav Havel, der die Macht der Lüge in allen Spielarten am eigenen Leibe erlitten hat. Vor rund 3000 Jahren hatte er in Jerusalem einen „Kollegen“, einen Fürsten der Stadt, der in Psalm 101 spricht. Ihm geht es um das „reine Herz“, um Redlichkeit und Transparenz bei den Mächtigen wie beim Volk. Ein Gräuel sind ihm die mit den „verkehrten und geblähten Herzen“. die Ehrabschneider, Lügner und hemmungslosen Karrieristen. Vielleicht hatte der Fürst aus biblischen Zeiten es leichter als seine heutigen Nachfolger. Er verstand sich zunächst nicht als einer. der zu sagen hat, sondern als einer, der zu hören hat. Hören auf die Weisung Gottes, ihr folgen - das war die Quelle seiner Kraft und Redlichkeit.

24.08.2003

6 Selbstgerecht

Denkst du aber, o Mensch, der du die richtest, die solches tun, und tust auch dasselbe, dass du dem Urteil Gottes entrinnen wirst? (Röm 2,3)

„Wie schlecht doch die Welt geworden ist! Abends kann man nicht mehr auf die Straße gehen - viel zu gefährlich! Da laufen nur noch Ausländer herum. Und im Fernsehen gibt es auch nur noch Sex und Mord und Totschlag. Gucken Sie sich doch die jungen Leute an: nur noch Spaß im Kopf und Drogen in der Tasche. Und die Alten sind auch nicht besser. Laufen noch auseinander nach der Silbernen Hochzeit. Kommt alles davon, dass der Mensch heute nichts mehr von Gott und seinen Geboten wissen will. Dann geht die Moral kaputt…“

Das ist das Weltbild so manches Christenmenschen: Auf der einen Seite sind „die da draußen“ mit ihrem verkommenen Zeitgeist, und auf der anderen Seite sind „wir“, das Häufchen der Freunde Gottes mit erwarteter Vorzugsbehandlung. Aber vielleicht stolpern „wir“ über unsere Selbstgerechtigkeit. Sie ist eine Sackgasse auf dem Weg zu Gott. Gott fragt nicht nach unserer Entrüstung über die anderen. Er fragt nach unserem Glauben, unserer Liebe, unserer Hoffnung.

23.01.2003

7 Land

Ruhe im Land (Josua 22,1-20)

Im Buch Josua geht es um das Land. Die Stämme Israels lassen sich im verheißenen Land nieder. Die Frage nach dem Land wirkt durch die Zeiten weiter bis in die aktuelle Politik Israels hinein. Aber wie weit ist heute die Verheißung der „Ruhe“. In Ruhe im Land leben können, unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum sitzen ohne feindliche Bedrohung! Den Stämmen östlich des Jordan teilt Josua mit, wie sie auf das göttliche Geschenk der „Ruhe“ weiter eingehen sollen: durch Gottesliebe, durch treues Befolgen der Gebote und Gottesdienst „von ganzem Herzen und von ganzer Seele“. Dann liegt Segen auf dem Volk - damals wie heute.

Von ganzem Herzen, von ganzer Seele. Wir fühlen uns oft hin- und hergerissen zwischen Verstand, Gefühl und Trieben. Wer so ungeteilt, so „ganzheitlich“ das Herz mit Gott und den Menschen sprechen lässt, der ahnt wohl etwas von der Ruhe und vom Segen, auch heute.

26.01.2006

8 Alter Zopf

„Ist doch alles ein alter Zopf,
eure sieben Gebote“,
spricht der Passant
ins Fernsehmikrophon.

In der anschließenden Talkshow
wundern sich die Gäste,
dass unsere Welt so zielstrebig
„zum Teufel geht“.

Da ist guter Rat teuer.
Dieser ist gratis, kostenlos:
Das Alte hält am längsten.
Der alte Zopf gibt den besten Halt.

Und die Gebote
- tun wir noch drei dazu -
sind keine Fessel, sondern Heilmittel:
dass unsere Welt zielstrebig
zu Gott zurückkehrt.

26.01.2006

9 Meer

Lauf übers Wasser (Jo 6,18-21)

Ich bin das, was man „wasserscheu“ nennt, und kann nicht schwimmen. Dadurch kann ich leicht nachempfinden, wie abgründig das Meer und schon der See sein kann. Das Wasser hat keine Balken, und ich wäre nicht der erste, der untergeht. Vermutlich waren die Menschen in biblischen Zeiten ebenfalls nicht vom Typ „Rettungsschwimmer“, sondern sie fürchteten sich vor dem nassen Element.
Meer und See erscheinen mir als Sinnbild des Lebens in seiner Tiefe und manchmal bodenlosen Abgründigkeit. Wenn die Stürme dazukommen, wird es doppelt ungemütlich. „Hilf uns, Herr, wir gehen zugrunde“, rufen die Jünger an anderer Stelle auf dem See in Todesnot.
Und Jesus läuft über das Wasser. Über die Abgründe und Tiefen hinweg kommt er nahe ans Boot. Über meine Abgründe hinweg kommt er auf mich zu. Der Abgrund der Schuld, der Entfremdung ist ihm kein Hindernis. Vielleicht hat das Wasser doch Balken. Der Kreuzesbalken zumindest ist über den Abgrund gelegt, wie eine Brücke.

22.07.2006

10 Leben I

Da sprach Jesus zu ihnen: „Ihr irrt, weil ihr weder die Schrift kennt noch die Kraft Gottes.“ (Mk 12, 24)

„Ihr“: Das sind die Sadduzäer. Wahrscheinlich gibt es sie immer noch, in anderen Verkleidungen. Sie machen die Religion zum Diskussionsgegenstand, zur Denkaufgabe, und setzen viel sterile Logik ein, um zum Beispiel die Auferstehung der Toten zu leugnen. Vollmundig kommt das daher: „ Es gibt keine Auferstehung!“ Als Muster für ihre Fragespielchen präsentieren sie die Geschichte von den sieben Brüdern, die nacheinander dieselbe Frau heiraten - wessen Frau wird sie bei der Auferstehung sein? Als ob der Himmel nur die Verlängerung der Erde sei.
Falsch gedacht, sagt denn auch Jesus. Ihr macht eure Rechnung ohne Gott! Ihr habt keine Ahnung, keine innere Erfahrung von der Kraft Gottes, von seinen Möglichkeiten. Ihr bleibt im menschlichen Denken verfangen und verfehlt so Gott. „Es gibt keine Auferstehung“? So - „es gibt…“ - kann man nur reden von Dingen, die vorhanden sind. Mit solchen Reden macht ihr die Hoffnung kaputt; Gott lässt sich nicht einsperren in dieses „Es gibt…“ Er führt uns weiter - in das „Es wird geben“: einen neuen Himmel, eine neue Erde, einen neuen Menschen. Denn er ist ein Gott der Lebenden und nicht der Toten. Seine Kraft schafft Leben, sagt Jesus und wendet sich denen zu, die diesen Gott des Lebens suchen.

15.03.2000

11 Leben II

… Gott der Lebenden, nicht der Toten …

In der Nacht vom 23. zum 24.11.1654 wurde Blaise Pascal, dem genialen Mathematiker und Philosophen, eine Gotteserfahrung zuteil, die ihn zu einem gläubigen Menschen machte. Er war damals 31 Jahre alt, im gleichen Alter wie Jesus bei seiner Berufung oder wie Jesaja, als sich Gott ihm offenbarte. Anscheinend kann sich etwas Endgültiges gerade im Leben eines Menschen ereignen, der um die dreißig ist.
Pascal hat diese Erfahrung auf einen Pergamentzettel geschrieben und ihn in seine Kleider eingenäht, als wollte er jeden Tag seines Lebens körperlich daran erinnert werden. Bei seinem Tod wurde dieses Zeugnis gefunden: „23.11.1654, von ungefähr halb elf abends bis halb eins in der Nacht: Feuer. Gott Abrahams. Gott Isaaks, Gott Jakobs - nicht der Gott der Philosophen und Gelehrten. Gewissheit, Freude, Friede. Gott Jesu Christi. Er wird nur gefunden auf den Wegen, die im Evangelium gelehrt werden. Tränen der Freude. Ich hatte mich von ihm getrennt. Ich bin vor ihm geflohen, habe ihn verleugnet, gekreuzigt. Dass ich nie mehr von ihm getrennt werde. Hingabe an Jesus Christus.“ Zeugnis eines Menschen, der von Gottes Kraft berührt wurde, vom „Gott der Lebenden und nicht der Toten“.

15.03.2000

12 Wunden

Thomas antwortet und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!
(Joh 20,28)

Thomas ist mein Freund unter den Aposteln. Ich mag nicht, wenn man ihn den „Ungläubigen“ nennt. (Wenn er „ungläubig“ ist, dann bin ich es auch!) Aus seiner Geschichte lerne ich, dass man abseits von den Anderen („Thomas war nicht dabei…“) Jesus kaum begegnet. Dann ist man „außen vor“ und eigentlich arm dran. Dass er die Wundmale sehen will, ist verständlich - er will keinem Gerücht, keinem Phantom aufsitzen. Dass Jesus ihm die Wundmale zeigt, gibt zu denken: Der Auferstandene ist der Gekreuzigte, die Wunden bleiben, und bis heute sind Menschen an ihren ganz eigenen Narben und Lebenswunden erkennbar. Wie Jesus dürfen wir den Mut haben, sie zu zeigen! Über die Wunden lernen wir Jesus - und die Menschen- anders und tiefer kennen. So tief, wie der Ausruf des Thomas reicht:“ Mein Herr und mein Gott!“ Vorher: Argumentieren und Verhandeln - und nun: Bekennen! „Mein Herr und mein Gott!“ Das kann ein Gebet des Herzens werden; es ist Abschluss und Frucht eines Weges, der von „draußen“ nach „drinnen“ führt - dahin, wo Jesus „in die Mitte tritt“, in die Mitte auch unseres Herzens.

03.04.2002

13 Geduld

„Ich kenne deine Werke und deine Liebe und deinen Glauben und deinen Dienst und deine Geduld und weiß, dass du je länger je mehr tust.“
(Offb 2,19)

Thyatira heißt die Gemeinde in Kleinasien, an die dieses Wort gerichtet ist. Sie müssen sie nicht kennen: die Gemeinde war nicht sehr bedeutend. Der Scheinwerfer historischer Größe strahlt nicht auf sie. Aber auch im Schatten wachsen gute Früchte. Die Gemeinde wird gelobt, das Entscheidende ist da: Glauben, Liebe, Dienen (als Fürsorge für die Armen) und Geduld. Besonders lobenswert: die steigende Tendenz, Aufschwung und kein Niedergang: Die letzten Werke sind größer als die ersten. Die Bilanz ist gut, wird allerdings getrübt durch das „Weib Isebel“, eine Prophetin, die für Verwirrung und Verführung sorgt. Ihren Anhängern wird die Pest angedroht, den anderen, die sich von der Irrlehre freihalten, dagegen der nüchterne Rat gegeben: Was ihr habt, das haltet fest, bis ich komme! Die Isebels ziehen auch heute durch Welt und Kirche und machen die Leute verrückt. Man muss ihnen nicht die Pest an den Leib wünschen, ihnen aber mit aller Nüchternheit begegnen. Nicht das „ganz besondere Erlebnis“, nicht die „große Show“ steht für den Glauben an, sondern ganz nüchtern, fast hausbacken: Geduld, Ausharren. „Was ihr habt, das haltet fest.“ Das ist der Boden für gute Früchte.

16.10.2002

14 Gebet um Geduld

Gott
schenke mir Geduld
und die Gabe des Ausharrens.
Ich möchte warten können
und die Langeweile aushalten.
Nicht auf jeder neuen Welle
muss ich mit schwimmen
und nicht ständig
auf Begeisterung gestimmt sein.
Gib mir die Kraft,
die Dinge ausreifen zu lassen.
Den langen Atem
erbitte ich von Dir -
den langen Atem der Geduld,
die Du mit uns Menschen hast.
So will ich bleiben bei Dir,
mich festhalten an Dir,
tragen, was zu tragen ist,
mich Dir überlassen
und darin die Quelle finden
für alle Geduld.

16.10.2002

15 Geist

„Nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, eure Alten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.“ (Joel 3,1)

Ein Endzeit-Text ist das. „An jenem Tage“, am Ende der Tage! Ist die Botschaft damit aufgeschoben auf den „St. Nimmerleinstag“? Keiner wird es erleben, keiner es nachprüfen können? Nein, die christliche Zukunftshoffnung empfängt aus den prophetischen Worten ihre Kraft für heute, und der Blick zurück in die Vergangenheit sieht im Pfingstereignis die Ansage des Joel erfüllt, mit großen Wirkungen ebenfalls für heute:

Verschwenderisch ist der Geist Gottes ausgegossen „über alles Fleisch“, über Junge und Alte, über Männer und Frauen, auch über Knechte und Mägde und Sklaven. Der Geist Gottes bindet sich nicht an soziale Klassen und privilegierte Stände. Später wird es heißen: Er weht, wo er will (Joh 3) - nicht nur und nicht zu allererst bei Königen und Propheten des Volkes Israel, bei Kardinälen und Konsistorialräten. Das kann man in der Christenheit heute spüren: „Träume und Gesichte“, die Zeichen der Kraft und Nähe des Geistes, finden sich mitten im Volk Gottes, vielleicht am deutlichsten bei den Armen und allen, denen die Seligpreisungen Jesu gelten. Sie pochen nicht auf ihren Geist, sondern sind offen und empfänglich für Seinen Geist.

10.05.2001

16 Ein andermal!

„Als aber Paulus von Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit und von dem zukünftigen Gericht redete, erschrak Felix und antwortete: Für diesmal geh! Zu gelegener Zeit will ich dich wieder rufen lassen. (Apg 24,25)

Wie schwanken sie, die Mächtigen im Neuen Testament: Herodes bei Johannes dem Täufer, Pilatus bei Jesus, Felix bei Paulus. Auf der einen Seite interessieren sie sich für ihr Gegenüber, sind neugierig auf deren Botschaft und spüren, dass sie für eine Wahrheit eintreten und nicht verurteilt werden dürfen. Auf der anderen Seite „fischen sie im Trüben“: in der schmutzigen Brühe aus schlechtem Gewissen, Rücksichtnahme und Anbiederung, politischen Vorteilen - und Intrigen der Ehefrau. Felix ist noch der Sympathischste der drei, aber auch bei ihm sind die wunden Stellen offensichtlich. Seine Frau Drusilla hat er einem anderen ausgespannt, auf der Ehe liegt - wie bei Herodes - ein schwerer Schatten. Klar, dass er bei Worten wie „Gerechtigkeit, Enthaltsamkeit und Gericht“ erschrickt und davon nichts hören will - oder vielleicht ein andermal. Die Einsicht wird vertagt. „ Erzähl mir vom Glauben, vom neuen Weg. Aber komm mir nicht zu nah, pack mir nicht an die Seele. Lass die wunden Punkte bloß aus dem Spiel - sonst kannst du wieder gehen!“ Das ist die Linie des Felix und vieler Leute, die den Glauben ganz interessant finden. Aber das soll nicht ausarten in Veränderungen!

15.08.2001

17 Gebet um Ehrlichkeit

Gott, Du kannst
unsere wunden Stellen heilen.
Aber wir müssen sie Dir zeigen,
damit Du sie behandelst.
Du kennst uns und weißt,
wie wir sie übertünchen und überschminken
und nicht wahrhaben wollen.
Wir wollen sie nicht anschauen,
und noch weniger wollen wir,
dass andere sie sehen.
Was Dich betrifft,
so fürchten wir den Richter
und bezweifeln den Arzt.
Darüber wird die Schmink-
schicht immer fester.
Gott, lass uns ehrlich sein
mit Dir und mit uns selber;
dass wir dem Leben samt seinen Wunden
mehr trauen als aller Kosmetik -
und am meisten Dir, dem Heiler.

18 Umkehr

„So spricht der Herr zu denen in Juda und zu Jerusalem: Brecht euren Acker von Grund um auf und säet nicht unter die Dornen!“ (Jer 4,3)

Umkehr ist keine seelische Kosmetik, keine Schönheitsreparatur. Die Leute in Juda und Jerusalem treiben Götzendienst. Das heißt: Gott vergessen, fremden Göttern nachlaufen, die Wegweisung Gottes verspotten, dem Chaos die Tür öffnen, sozialer Gerechtigkeit den Rücken kehren. Alles geht drunter und drüber, alles steht auf dem Spiel. „Ein bisschen Umkehr“ reicht da nicht; ein paar Reformen glätten allenfalls die Oberfläche, unter der das Krebsgeschwür des Götzendienstes weiter wuchert. Bei solchem Befund ruft man nicht die Kosmetikerin, sondern den Chirurgen. Tiefe Schnitte sind nötig, die vom „alten Leben“ trennen und Neues ermöglichen. In der Sprache von Bauern: „Brecht euren Acker von Grund um auf …“

Jeremia - und später Jesus, in seinem Gleichnis vom Sämann - lädt uns ein, den eigenen Lebensacker zu betrachten und, wenn es sein muss, „von Grund auf“, radikal umzubrechen. Nur die umgepflügte, aufgebrochene Erde nimmt die Saat auf. Auf fest getrampelter Erde dagegen dringt nichts in die Tiefe, bleibt alles an der Oberfläche, geht nichts mehr „unter die Haut“. Die Furchen im Acker müssen bleiben.

01.09.2000

19 Nächstenliebe

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (Mt 22,39)

Ja, das weiß ich doch, das weiß doch jeder, hören Sie sich um: Christentum ist Nächstenliebe und so… Wenn alle sonstigen Worte der Bibel vergessen sind, dies bleibt auch im weltlichsten Hirn haften, wird zwar nicht unbedingt gelebt, aber immerhin noch gewusst… Dabei hören die meisten aus dem Dreiklang „Gott - den Nächsten - sich selber lieben“ vor allem den mittleren Ton heraus. Irgendwie ist das am handfestesten: den Nächsten lieben. Das gebietet ja schon die Natur: Eltern, Ehepartner und die eigenen Kinder zu lieben. Dann wird es schon dünner mit der Nächstenliebe. Ob die Armen dieser Welt auch in ihrem Einzugsbereich liegen? Und die nicht so sympathische Nachbarin aus dem vierten Stock? Was heißt da überhaupt „lieben“? Doch wohl nicht: ihr voller Zuneigung um den Hals fallen! Aber vielleicht: sie gelten lassen, sie zu verstehen suchen?
Nächstenliebe hat viele Formen und Gesichter - aber nur eine Wurzel, eine Quelle. Wir sind geliebt, also können (und nicht bloß: müssen) wir auch lieben. Wer A sagt (oder sich sagen lässt), kann auch B sagen - zu sich selber und zum Nächsten. Die Dankbarkeit für Gottes Liebe kann uns helfen, den Nächsten ohne Krampf und Überforderung zu lieben. Jeden Tag von neuem.

07.10.1999

20 Durchbruch

„Er sandte sein Wort und machte sie gesund und errettete sie, dass sie nicht starben.“ (Ps. 107, 20)

Der Psalm 107 spricht Zustände im Leben aus, die auch heute wohl bekannt sind. Da irren Menschen in der „Wüste“ herum, der Weg zur wohnlichen Stätte, zur „Heimat“ scheint verloren. Sie fühlen sich einsam und innerlich leer, und Chaos beherrscht ihr Herz. Eiserne Riegel schließen sie ein, sie sind wie Gefangene: gebunden nur an sich selbst, eingesperrt in ihre Wünsche oder in ihre trüben Gedanken. Überdruss macht sich breit; nichts „schmeckt“ mehr richtig, jede Speise widert die Seele an. Aber dann gibt es einen Durchbruch, und er ist jeden Morgen neu möglich: die verdrossene, um sich selber kreisende, also haltlose Seele an Gott zu erinnern, zu danken und im Dank die Fesseln abzustreifen. Das ist dann Gottes Werk: „Er sandte sein Wort und machte sie gesund und errettete sie, dass sie nicht starben.“ Gott führt aus aller Angst und Enge hinaus ins Weite. Er zerbricht die Fesseln, die wir uns selber angelegt haben, und sättigt die hungernde Seele. Wer diese Befreiung und Heilung schon an sich erfahren hat, wird aus ganzem Herzen den Herrn feiern (V.1) und „mit Jubel seine Taten erzählen“ (V.22)

20.06.1999

21 Utopie, kein Ort

„Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man es beobachten kann. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hier ist es! Oder: Da ist es! Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch.“ (Lk 17,20)

Manche wollen es genau wissen - aus Neugierde. Wann kommt das Reich Gottes? Manche wissen es genau - wie im Besitzerstolz. Hier ist es! Hier, bei uns! Kirchen, Sekten und fromme Gruppen haben sich oft genug mit dem Reich Gottes verwechselt und tun dies immer noch. Bei Jesus klingt es anders. Das Reich Gottes hat keinen Ort, den man wie in einem Steckbrief angeben kann, keinen Termin, keine fassbare Gestalt. Kein religiöser Aufbruch und gar kein politisches Reich ist schon das Reich Gottes.
Kein Ort, das heißt auf griechisch Outopia, Utopie. Das Reich Gottes ist Utopie nicht im Sinne von Träumerei, Schaumschlagen oder Zukunftsvertröstung. Es ist eine Vision, die unsere Hoffnung nährt. In Jesus Christus hat es begonnen: Denn siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch. Spürbar ist es da, wo Jesu Geist Menschen ergreift und verwandelt. Verborgen ist es da. Das Salz in der Suppe. Der Anbruch des Neuen.

11.10.1997

22 Im Land der Lebendigen

„Ich glaube aber doch, dass ich sehen werde die Güte des Herrn im Lande der Lebendigen.“ (Ps. 27, 13)

In Deinem Lande der Lebendigen möchte ich Mitbürger sein dürfen. Dort, so hoffe ich, lässt Du mich wohnen. Nicht „in Finsternis und Todesschatten“. Ich möchte immer wieder herausfinden aus dem Lande der Finsternis, in dem ich wie ein Blinder herumtappe, ohne Wege zu sehen. Der Resignation will ich nicht gehören. Auch den Bedrängern und Lügenzeugen (V. 12) will ich mich nicht überlassen, will mich nicht in Beschlag nehmen lassen von denen, die es auf mich abgesehen haben.

Ja, ich kenne das Land der Finsternis, bin dort mehr als nur ein Durchreisender, meine Aufenthalte dort dauern manchmal lang. Mitunter wühle und grabe ich mich ein ins Finstere. Nur nichts sehen, nichts hören, nichts fühlen. Aber dann - Dank sei Gott - werde ich aus dieser Lähmung herausgerissen. Der Pass fürs Land der Lebendigen ist noch nicht verloren. Er heißt Glaube. Ich bete, ich schaue nach oben, die Fixierungen auf die Feinde und Widrigkeiten schwinden. Du schaffst mir Raum. Du führst mich ins Weite. Du weckst meine Hoffnung auf, dass ich sehen werde die Güte des Herrn im Lande der Lebendigen.

11.05.1997

23 Ins Land der Lebendigen

Jonas ist Asylant, Afrikaner. In seinem Land wurde er politisch verfolgt. Die seelischen Narben sitzen tief. Dennoch waren die Ausländerbehörden bei uns nicht überzeugt; sie lehnten seinen Asylantrag ab und kündigten unmittelbare Abschiebung an. Dem entzog sich Jonas durch Flucht in eine Kirchengemeinde, die ihn ein halbes Jahr lang versteckte. Diese Zeit war wirklich Sitzen „in Finsternis und Todesschatten“. Der Afrikaner wurde immer depressiver, die Lage schien aussichtslos: in unserem Land durfte er nicht bleiben; der Gedanke, in sein Land zurückkehren zu müssen, versetzte ihn in Panik. Nach einigen Monaten tauchten unerwartet Zeugenaussagen und Dokumente aus Afrika auf. Das Gericht erkannte sie als Beweismittel an und hob die Abschiebung auf.
Die Veränderung, die in Jonas vorging, beeindruckte alle: der ganze Druck, der auf ihm lastete, war verschwunden, die ursprüngliche Lebendigkeit kehrte zurück. Er hatte wieder Anteil am „Lande der Lebendigen“.

Das geschah kurz vor Ostern, und mancher in der Gemeinde dachte bei der Auferstehung an Jonas …

11.05.1997

24 Ehre

Sie hatten lieber Ehre bei den Menschen als Ehre bei Gott. (Joh 12,43)

Seien wir ehrlich: „Ehre bei den Menschen“ ist nicht zu verachten. Gut ankommen, beliebt sein, ein gutes Echo und eine gute Presse haben - wem wäre das nicht Recht? Eine Menge Intelligenz und Phantasie wird in Werbebüros von tüchtigen Managern und Psychologen darauf verwandt, „Ehre bei den Menschen“ zu gewinnen.

Auch die Kirche steht da nicht abseits. Aber dieses Werben um Sympathie hat seinen Preis und seine Grenzen! Grenzen sind da erreicht, wo man Menschen nach dem Mund redet, wo ein deutliches Profil und eigenständige Überzeugungen einer billigen Anpassung geopfert werden, wo die notwendige Auseinandersetzung gescheut wird. Wer vor allem sein Image pflegt, lebt hart an dieser Grenze. Die Angst, die mühsam errungene „Ehre bei den Menschen“ könne verloren gehen, lässt ihn schneller abrutschen in die Gott-Vergessenheit. Er nimmt dann nicht mehr wahr, dass Gottes Anspruch tiefer reicht als die Ansprüche der Menschen, und dass man - im Konflikt zwischen den Ansprüchen - ihm gehorchen muss. „Ehre bei Gott“ zu suchen - das macht frei und gelassen.

09.03.1998

25 Tempel I

Lass deine Augen offen sein über diesem Haus Tag und Nacht, über der Stätte, von der du gesagt hast, du wolltest deinen Namen daselbst wohnen lassen. (2 Chr 6, 20a)

Wo wohnt Gott? Im Volk Israel wachsen viele Antworten.
Zunächst diese: Wenn er eine Wohnung hat, dann in einem Zelt, genau wie seine Menschen, die in Laubhütten wohnen und weiter ziehen: er ist seinem Volk immer voraus, niemand kann Schritt halten mit ihm, niemand ihn einordnen und begrenzen.
Er wohnt „in unzugänglichem Licht“, oder auch: er wohnt „im Dunkel“ (vgl. 2 Chr 6, 1). König Salomo weiß darum: „Siehe, die Himmel und der Himmel der Himmel vermögen dich nicht zu fassen, geschweige denn dieser Tempel.“ (2 Chr 6, 18).

Aber gleichzeitig braucht das Volk „Heiligtümer“, durch die es die Gegenwart Gottes besonders verspürt: hier ist heiliger Boden. „Voll Freude war ich, da sie mir sagten: Zu Hause des Herrn wollen wir ziehen“, singt der Psalmist (Ps. 122) und jubelt über den Tempel, wo der „Name Jahwes wohnt“.

Für uns Christen ist die Gegenwart Gottes in den Menschen verlegt: Jesus Christus ist der endgültige Tempel Gottes, und uns gilt die Frage des Paulus: „Wisst ihr nicht, dass ihr als Gemeinde der Tempel Gottes seid und dass der Geist Gottes in euch wohnt?“ (1 Kor 3, 16)

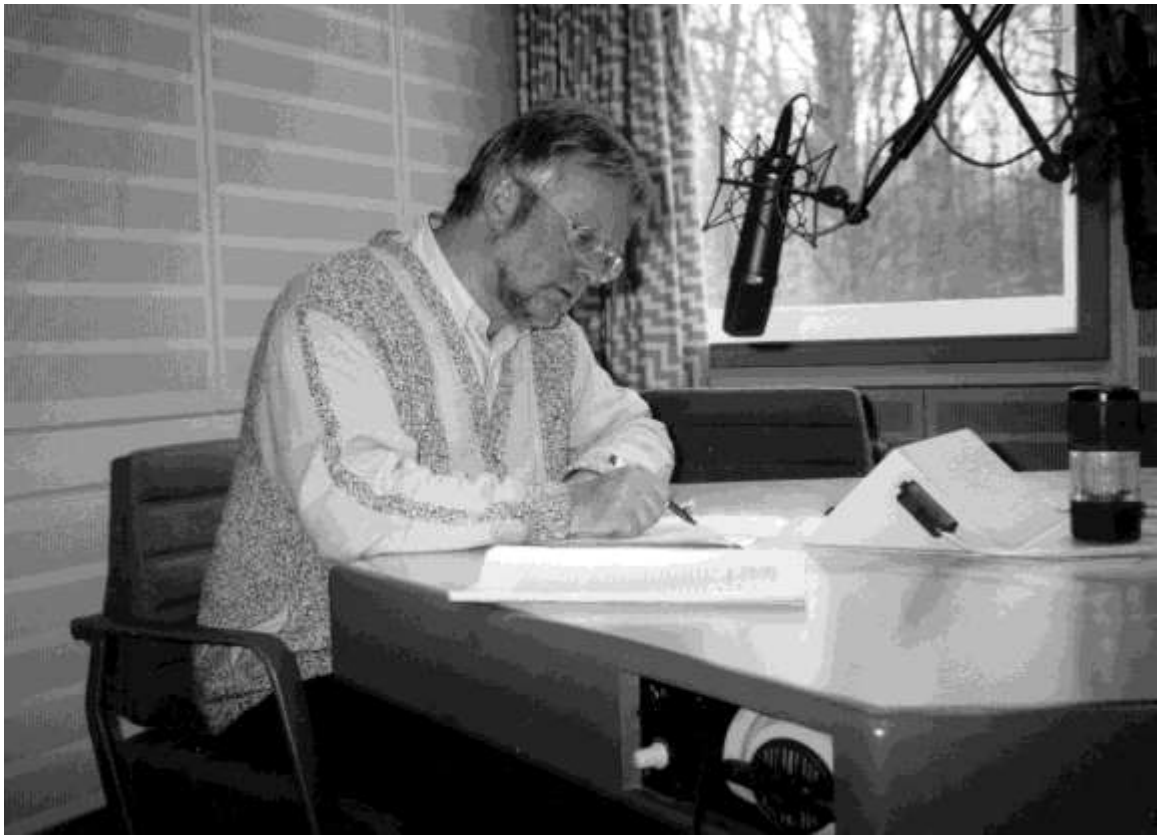
10.09.1998

26 Tempel II

Als ich in Jerusalem war, zog mich die Klagemauer immer wieder magnetisch an. Tag und Nacht finden sich dort Juden aus aller Welt zum Gebet ein. Dieser letzte Rest des herodianischen Tempelbezirks stand nach der Zerstörung des Tempels durch die Jahrhunderte hindurch unangetastet aufrecht und wurde für die in der Zerstreuung lebenden Juden der Mittelpunkt ihres Heimwehs und das Ziel ihrer Wallfahrten. Mit welcher Inbrunst wird dort gebetet! Juden aller Richtungen, das Gesicht den alten Steinen zugewandt, fühlen sich hier Gott ganz nah. Manche haben Gebete auf einen Zettel geschrieben und diesen in eine Ritze der Mauer gesteckt. Diese Gebete, so glauben sie, sind „gut aufgehoben“ bei Gott, dessen Gegenwart sich an diesem Ort verdichtet. Hier ist der „Briefkasten des lieben Gottes“ (S. Ben-Chorin), und seine Herrlichkeit teilt sich denen mit, die betend und feiernd sich an dieser Mauer versammeln.

10.09.1998

Morgenandachten
im Westdeutschen Rundfunk



Von der Vielfalt und Aktualität der Psalmen[49]

Mit meinem Gott überspringe ich Mauern

Man findet dieses Wort in Psalm 18. Ein Wort, das nun nicht gerade vom Fliegen, aber immerhin doch vom - Springen spricht - trotz aller Schwere des Leibes und der Seele.

Der Maler Siger Köder hat dies in einem fröhlich wirkenden Bild dargestellt. Ein kleiner Messdiener in seinem rot-weißen Gewand versucht sich gleichsam im Stabhochsprung. Sein Stab ist eine überdimensional lange Leuchterstange, wie er sie in Normalausgabe wohl im Gottesdienst zu halten hat. Mit Hilfe dieses Leuchters schwingt er sich über drei Mauern gleichzeitig hinweg. Eine sportliche Höchstleistung - man könnte neidisch werden! Wer wie ich Probleme mit seinem Gewicht hat und auch sonst die nach unten ziehende Schwerkraft des Lebens kennt, weiß: Da ist nicht viel mit Fliegen und mit Springen! Stattdessen: mühsames, langsames Überklettern der Mauern vielleicht, und manchmal fällt man wieder herunter. Ja, ein leichtgewichtiges, bewegliches Kind überspringt so manche Mauer - ein Erwachsener - tut sich da entschieden schwerer! Vielleicht hat Jesus deshalb ein Kind in die Mitte gestellt und den Erwachsenen wie ein Vorbild präsentiert - weil es diese Fähigkeit zum „Sprung“ besitzt. Kleine Kinder klettern gern nach oben auf den Schrank und springen dann herunter. Unten stehen Vater oder Mutter und fangen sie auf. Kinder suchen die geöffneten Arme der Eltern. Sie haben Mut zu springen, weil sie den Eltern vertrauen.

Von einem solchen „Sprung ins Vertrauen“ lebt der Glaube. Junge Leute könnten sagen: Das ist der eigentliche „Kick“ des Glaubens. Ich denke an den Augenblick, wo ein Schwimmer auf dem Zehnmeterbrett steht, die Füße vom Brett löst, sich fallen lässt und springt. Mit dem Glauben ist es ähnlich: es kommt zu dem Punkt, wo einer sich von aller Beweisbarkeit Gottes

[49] Morgenandachten 13.8. - 18.8. 2001

löst, auch von seiner Angst, möglicherweise aufs falsche Pferd zu setzen. Er sieht einen Abgrund vor sich, eine Tiefe und wagt dennoch den Sprung. Möglicherweise einen Kopfsprung, ohne einen Beweis in Händen zu haben, ohne Berechnung, ohne Plan. Er springt allein ins Vertrauen.

Er hofft, dass er dort in der Tiefe auf den Grund geht und in diesem Urgrund ein „Gesicht“ erkennt: den Gott, den Jesus „Vater“ nennt und als Person anspricht. Nur Personen kann man bekanntlich vertrauen. Denn nur Personen können lieben.

„Mit meinem Gott überspringe ich Mauern.“ Das Vertrauen in ihn wirkt wie der Stab beim Stabhochsprung. Ohne dies Vertrauen bin ich geneigt, mich in den Mauern wohnlich einzurichten. Ich brauche ihren Schutz, die Sicherheit des rein Materiellen und spüre nicht die Einengung. Oder: Ich renne gegen die Mauern an, stoße gegen sie, hole mir einen brummenden Schädel und eine blutende Nase. Die Steine der Mauern sind eben härter als meine Ausbruchsversuche, sie leisten Widerstand. Wer sich zehnmal den Kopf gestoßen hat, neigt dazu, aufzugeben und zu resignieren. Die Mauern, die Sachzwänge, die Hindernisse und Abschottungen haben ihn schließlich „geschafft“. Wer einen Stab zum Hochsprung, zum Überspringen der Mauern in Händen hält, der ist gut dran. Trotz aller Erdanziehungskraft und Müdigkeit kann er Mauern überspringen, kann er Grenzen überwinden und das Neue dahinter entdecken.

Der Stab des Messdieners im angesprochenen Bild von Siger Köder trägt oben dran ein Windlicht mit einer Kerze. Denn über den Mauern lastet die Nacht.

Ich bin mir sicher: Wo jemand mit Gott Mauern überspringt, da wird die Nacht überwunden, da kann das Licht der Kerze weit leuchten. Dieses Licht tut dem Springer gut und allen Zuschauern auch. Ich wünsche uns allen den Mut zum großen Sprung des Glaubens. Ich wünsche auch, dass so manche Mauer des heutigen Tages im Sprung genommen werden kann.

Du führst mich hinaus ins Weite

Ein Drachenflieger, ein Gleitschirm hing in unserer Kirche. Die Flügel dieses Miniflugzeuges spannten sich quer durch den Raum. Darunter saßen die Firmlinge unserer Gemeinde und hörten ein Lied der Gruppe PUR: „lass mich endlich fliegen / kapp die Nabelschnur / denn Drachen sollen fliegen / ohne feste Spur“.

Fliegen, das heißt für die Firmlinge: frei und selbständig werden, vom Wind bewegt und angetrieben, der ein altes Bild für den Geist Gottes ist; getragen sein und dem Himmel näherkommen, eine weite Aussicht genießen und einen größeren Überblick haben. Zum Aufbruch lud der Gleitschirm die Firmlinge und die ganze Gemeinde ein. Ich selbst dachte an mein Lieblingswort aus Psalm 18: Du führst mich hinaus ins Weite, Du machst meine Finsternis hell.

Manchmal ist die Weite ganz weit weg. Dann scheint der Weg nur in Engpässe zu führen und sich in engen Schluchten zu verlieren. Die Zwillingsschwester der Enge, die Angst, tritt auf. Dann gibt es Tage, wo man morgens schon missgestimmt und mit Unbehagen aufsteht. Irgendetwas oder jemand drückt auf die Seele. Jemand hat mich gekränkt: ich denke an nichts Anderes und lecke meine Wunden. Ich grabe mich ein in negative Gefühle, ins Gefühl etwa, unverstanden zu sein. Da wird es dann wirklich eng, da mauert das Ego, und kein „Gleitschirm“ ist in Sicht, der mich herausholt.

Schon oft hat mir das Psalmwort geholfen, den Blickwinkel zu ändern. Ich sage dann ganz bewusst: „Du führst mich hinaus ins Weite.“ Eigenartig: Es geschieht. Die innere Weite tritt ein. Das Psalmwort ruft in mir wach, wie mein Leben gemeint ist, wie es sein kann: weit. Mit einem weiten offenen Herzen. Dann kommt mir das, was mich bis dahin in Beschlag nahm, eng vor: engherzig, engstirnig. Die Weite fängt an, sich in mir auszudehnen. Das darf ich mir schenken lassen: „Du führst mich hinaus ins Weite. Du machst meine Finsternis hell!“

Die Sehnsucht nach Weite hat wohl auch die Verantwortlichen eines evangelischen Kirchentages in Frankfurt inspiriert; sie gaben ihm das Leitwort: „Gott stellt unsere Füße auf weiten Raum.“ Er lässt uns ausziehen aus den engen Räumen unseres Denkens und Empfindens. Er schleift so manche Mauer vorgeblicher Sicherheit, reißt so manches Gedankengebäude und Vorurteil nieder, hinter dem es sich bequemer leben lässt. Auch manches Gottesbild streicht er selber durch, das eng und hart geworden ist. Wie er das macht?

Durch das Leben selbst, durch den Gang der Ereignisse, durch die Veränderungen in der Geschichte. Da stellt er uns und ganz gewiss auch den Kirchen den „Gleitschirm“ zur Verfügung: zum Abflug in eine neue Weite. Und seine Worte dazu könnten sein: „Spürt den Wind, das Wehen des Geistes. Habt keine Angst, gebt dem Vertrauen Raum. Mauert Euch nicht im Vergangenen, Überlebten ein. Vor allem aber: Vergesst mich nicht, verdrängt mich nicht an den Rand. Denn ohne mich bleibt Ihr immer nur bei Euch selber stehen, wird Euer Leben immer eine Spur zu eng sein. Denn ich bin die Weite jenseits aller menschlichen Horizonte, und in dieser Weite findet eine ganze Welt Platz - und ein jeder von Euch.“

Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst?

Wie in Psalm 8 damals, so wird auch heute gefragt: Was ist der Mensch? Ratlos, mit einem Seufzer, manchmal auch staunend, fragen Menschen nach dem Menschen.

Die Genforschung und die Gentechnologie stehen vor Möglichkeiten, die schon länger diskutiert werden. Ein Alptraum!, sagen viele. Es scheint möglich, Menschen zu klonen, zu züchten, sie in ihrem tiefsten Wesen zu manipulieren. Die Auswirkungen auf das Menschenbild sind nicht abzusehen. Ja, was ist der Mensch?, fragen besorgte Zeitgenossen ratlos.

Die Großmutter ist schwer krank und verfällt zusehends. Ausgezehrt liegt sie in ihrem Krankenhausbett und ringt nach Luft. Es ist kaum zum Aushalten. Ja, was ist der Mensch?, seufzen die Angehörigen. Man kann die Frage aber auch staunend stellen. Eine junge Mutter bewundert das Wunder der Geburt und des neuen Lebens. Sie schaut ihr Baby an und sagt: „So ein kleiner Mensch, und alles ist dran. Es ist wirklich nicht zu fassen!“ Was ist der Mensch - und wie dankbar und ehrfurchtsvoll kann man ihn betrachten! Was für ein Geheimnis ist jeder Mensch!

Auch der Verfasser von Psalm 8 staunt über den Menschen: Zwar ist er nur wie ein Staubkorn im Kosmos, vor Sonne, Mond und Sternen steht er da wie ein Nichts. Dann heißt es aber: „Und doch hast Du ihn nur um ein Geringes unter die Engel gestellt, mit Ehr ihn gekrönt und mit Herrlichkeit.“ Menschen sind zwar vergänglich und schwach, aber es gibt dieses „Und doch“. Das ist ein Menschenbild voller Hoffnung! Die katholischen Christen feiern das Fest von der „leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel“, meist kurz „Mariä Himmelfahrt“ genannt. 1950, ein paar Jahre also nach dem 2. Weltkrieg, hatte Papst Pius XII diese immer in der Kirche bekannte Wahrheit als ein Dogma, als einen verbindlichen Glaubenssatz formuliert. Das stieß damals auf breites Unverständnis: Hat die Kirche in dieser Nachkriegszeit keine anderen Sorgen, als sich mit Maria zu beschäftigen und dann noch ihre „leibliche Aufnahme in den Himmel“ zu verkünden?, so fragten nicht wenige.

Es war ein Beobachter von außen, der berühmte Psychologe C. G. Jung, der diese katholische Glaubenswahrheit und den Schritt des Papstes verteidigte. Jung meinte: Im Grauen des Krieges, in den unzähligen Verfolgten, Gefallenen, Ermordeten haben wir die Entwürdigung des Menschen erlebt. „Was ist der Mensch?“ Vor dieser uralten Frage stehen wir nach Auschwitz und Hiroshima, nach Holocaust und Atombombe fassungslos. Auch in der Geschichte danach wird der Mensch „unter Preis gehandelt“: als Konsumwesen oder als Arbeitstier. Gibt es Visionen, die dem Menschen die Würde zurückgeben und der Verzweiflung am Menschen nicht das letzte Wort überlassen? Im Glaubenssatz von der Aufnahme Marias in den Himmel sieht C. G. Jung eine solche ermutigende Vision. Es geht darin nicht um Ma-

ria allein, es geht auch um den Menschen. Die Gottesmutter erscheint wie ein Leit-Bild für die Würde des Menschen: „mit Ehre gekrönt und mit Herrlichkeit“. Ein Gegen-Bild zu aller Entwürdigung! Wir dürfen trotz aller schlechten Erfahrungen mit dem Menschen daran glauben, dass das Ziel der Himmel ist, ein Leben mit „Leib und Seele“ bei Gott. Maria kam als erste der Menschen zu diesem Ziel; sie wurde zum Leit-Bild des erlösten Menschen. Mit „Leib und Seele“ in den Himmel aufgenommen, das heißt ganz und gar, ganzheitlich, mit allen Dimensionen ihres Lebens ist Maria in Gott aufgehoben und geborgen.

Größer und weiter kann über das Geheimnis des Menschen eigentlich kaum gedacht und gesprochen werden, als es in diesem Marienfest geschieht. Den Menschen traut Gott den Himmel zu - er nimmt sie in den Himmel auf. Das ist „himmlisch“ und könnte den heutigen Tag zu einem Fest machen.

Meine Seele dürstet nach Gott

Durst treibt uns nicht nur an den Kühlschrank oder in den Getränke-Shop. Durst gibt es auch nach Gerechtigkeit oder Schönheit, nach Leben und Erleben. Durst ist ein Verlangen, eine Sehnsucht, die nicht zu stillen ist, die immer weitergeht, die sich nie ganz zufrieden zeigt.

„Meine Seele dürstet nach Gott“, heißt es im Psalm 42. Durst nach Gott? Vielleicht denken Sie: So was mag´s früher gegeben haben: Da bauten die Leute ihre großen Kathedralen, da sind sie ins Kloster gegangen oder um die halbe Welt gepilgert - weil sie „Durst nach Gott“ hatten. Aber heute? Vorsicht! Ich denke, der Durst ist immer noch da. Aber oft hat er sich getarnt, er nennt sich anders. „Gott“ - das ist ihm zu direkt. Und er ist sich nicht mehr so sicher, wo er hingehen soll: zu welcher Quelle, zu welchem Brunnen...

Der Durst von heute sagt sich: Es muss doch mehr als alles geben, mehr als volle Kühlschränke, mehr als dicke Aktienpakete, mehr auch als den Men-

schen. Es muss doch einen Sinn im Leben geben bei so viel Sinnlosigkeit. Tatsächlich: Ich brauche einen festen Bezugspunkt, auf den ich Leben und Tod beziehen kann. Ich suche nach einem Halt und nach Orientierung in dieser sich überschlagenden Welt, ich sehne mich nach dem großen „Du“, nach Geborgenheit, nach Einheit. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Der Beter im Psalm 42 kann einem leidtun. „Was bist du so bedrückt, meine Seele. Warum stürmst du in mir?“ Es stürmt wirklich in diesem Psalm, Stimme und Gegenstimme liegen im Kampf, das Herz ist hin und her gerissen. Man hat den Mann wohl in die Verbannung geschickt, und er trägt schwer an seiner Last der Fremde. Aufrecht hält ihn die Erinnerung, und „das Herz geht ihm über“, wenn er an früher denkt, an die Wallfahrt nach Jerusalem und den Anblick des Tempels. Da war ihm Gott ganz nah, da fiel der Lobpreis nicht schwer - aber jetzt? Jetzt herrscht die Entfremdung, die Umwelt zeigt Unverständnis, Feinde verspotten ihn und nerven ihn mit ihrer ständigen Frage: Ja, wo bleibt denn dein Gott? Das alte Heimweh nach Gott aber ist da wie ein blankliegender Nerv: Wie der Hirsch nach Wasserbächen lechzt, so meine Seele, o Gott, nach dir, so betet der Mann im Psalm.
Ich kenne eine Menge Leute, denen es heute ähnlich geht, und die sich in dem Beter vor 2500 Jahren wiederfinden könnten. Entfremdung und Heimweh, Verlassenheit und Sehnsucht, Stimme und Gegenstimme: da kann so mancher mitreden. Der Durst nach Gott ist alles andere als „abgehobene Frömmelei“, er wächst oft aus den Krisen des Lebens, aus der „Verbannung“ in ein Leben, das man nicht so fortsetzen will - so ohne Gott...

Meine Seele dürstet nach Gott. Ich werde auf ihn warten. Langsam arbeitet der Beter sich aus dem Abgrund heraus, bis er am Schluss bekennen kann: Du bist meine Lebensrettung, du bist mein Gott. Zwischen den Zeilen versteckt ahnt man einen Umschwung von der Verlassenheit zur Hoffnung, ahnt man so etwas wie eine „kleine Auferstehung“. Beten ist die Leiter, die aus einer tiefen Grube nach oben führt. Gebete in der Bibel mögen noch so nervös und verzweifelt beginnen - sie führen hin zu einem Aufatmen: Gott, ich lasse nicht ab vor Dir, ich hoffe auf Dich. Ein Ende meiner Not, meiner Krankheit ist zwar noch nicht in Sicht, aber ich kann sie jetzt anders tragen -

mit Dir. Die Aussicht ändert sich, ich selber ändere mich. Dieses Aufatmen zu spüren - manchmal, für einen Augenblick - bedeutet, dass mein Beten erhört worden ist.

Lobe den Herrn, meine Seele!

Frau X wird mir hoffentlich verzeihen, wenn ich ein wenig von ihr erzähle. Sie hat mir gezeigt, wie das gehen kann: „Immer sei dein Lob in meinem Mund."

Sie möchten Frau X auch kennenlernen? Wo man sie treffen kann? Nun, zum Beispiel im Schwimmbad. Da zieht sie zu festen Zeiten ihre Bahnen, da kennt man sie. Manche Leute kommen auch ihretwegen dorthin. Von Frau X geht eine Kraft und Lebendigkeit aus: Sie bringt die Leute ins Gespräch. Sie ist überaus wach und aufmerksam. Sie liebt die Menschen - und sie liebt Gott. Sie bringt beides glaubwürdig zusammen. Das merken die jungen Leute genauso wie Ältere und Vereinsamte. Bei ihr finden sie Resonanz und taktvolle Zuwendung.

Oh, ich bin dabei, einen Lobpreis auf Frau X anzustimmen! Dabei soll es doch um den Lobpreis Gottes gehen! Lob Gottes mitten im Wasser, am Beckenrand oder im Fitness-Center: das kann man bei Frau X erleben. Wie macht sie das? Predigt sie, missioniert sie, wird sie aufdringlich? Da würden die anderen wohl kraulend Reißaus nehmen... Nein, bei ihr ist nichts aufgesetzt, ist nichts „Bekehrungs-Masche", ist das große Herz nicht Mittel zum Zweck. Mit Humor und Geist wagt sie es, eigene Glaubenserfahrungen anzusprechen. Sie meint, wenn man mit Menschen in Kontakt kommt, ihnen wirklich begegnet, dürfe man ihnen die eigenen Lebensquellen nicht vorenthalten. Frau X ist von Gott begeistert. Das ist wie ein roter Faden in ihrem Leben. Auch im vorgerückten Alter und trotz mancher Enttäuschungen und Brüche ist diese Begeisterung nicht erkaltet, diese Freude an Gott...

Viele Leute leben nach der Devise „Von Gott redet man nicht, das geht keinen was an. Allenfalls lassen wir von ihm reden - in der Kirche.“ Frau X nimmt solche Tabus und Sprechverbote nicht hin. Was einem selber wichtig ist, davon darf man doch nicht schweigen - davon muss man doch reden... . Und so kommt es zum Lob Gottes an ungewohnten Orten - etwa im Schwimmbad - und in unerwarteten Zusammenhängen... eben nicht nur in der Kirche, wo die Lieder „Lobet den Herren“ oder „Laudato Si“ zu festen Ritualen gehören. Wie lobt man Gott im Leben? Das Glaubenszeugnis im Schwimmbecken provoziert; sicher wird mancher der Mitschwimmer nachdenklich und traut sich seinerseits, von Gott zu sprechen.

Frau X ist auch durch ihre Begabung, Briefe zu schreiben, zur hilfreichen Wegbegleiterin für viele Menschen geworden. Einmal schrieb sie mir sinngemäß: „Oft wundere ich mich darüber, dass Menschen, die an Gott glauben und sich sogar in der Kirche engagieren, so stumm im Bezug auf Gott sind. Wenn sie sich mitteilen, dann über Ferienreisen, über Hobbies, über neue Autos oder Bücher, über den Zeitgeist oder über die Leute. Über alles Mögliche plaudern sie. Doch vom Glauben, von Gott sprechen sie kaum. Der wird wohl stillschweigend vorausgesetzt. Wenn das Herz voll ist von Gott - wie kann man dann so konstant von ihm schweigen? Ist Kirche nicht gedacht als ein großes Glaubens-Gespräch? Es gibt doch so viele Menschen, die auf einen Anstoß warten, auf ein Wort, das ihren eingefrorenen Glauben wieder auftaut und ihm wieder zum Leben erweckt. Man muss von Gott sprechen oder dieses Sprechen neu lernen. Sicher, viele haben sich schon so an die Sprachlosigkeit gewöhnt, was Gott betrifft. Aber wie sollen Menschen mit Gott vertraut werden, wenn wir stumm sind, wenn von uns nichts kommt? Im Geiste Christi wieder sprechen und beten lernen - nicht nur im stillen Kämmerlein - , den Mut zu Worten des Glaubens haben - das steht jetzt an.“

Was kann ich da noch hinzufügen? Lob Gottes fängt da an, wo Menschen ihre Sprachlosigkeit oder auch ihre Sprachnot überwinden und Gott ins Gespräch, unter die Leute bringen.

Von der Vielfalt des Betens

Beten kann man auch durch Gesten der Hände ausdrücken. Wenn jemand bittet, dann sind das die offenen, zum Himmel gestreckten Hände. Man kann die Hände auch in Verzweiflung emporrecken oder zur Faust zusammenballen, sie nach innen in Zorn und Empörung verkrampfen. Auch das sind Möglichkeiten des Betens, wie wir sie in den Psalmen finden. Dieser extremen Haltung der Hände entspricht dann eine extreme Situation des Betenden: es ist der Mensch in Not und Verzweiflung, in ohnmächtiger Wut und im Hass auf seine Peiniger. Wir können an Menschen denken, die in einer solchen Grenzsituation leben:

Da ist die Frau aus dem Kosovo, die von Soldaten vergewaltigt wurde. Da sind Menschen in Palästina und in Israel, deren Ehepartner oder Kinder bei terroristischen Anschlägen getötet wurden. Da sind Angehörige und Freunde eines Afrikaners, den rechtsradikale Jugendliche auf offener Straße erstachen. Da sind Menschen, die durch andere verleumdet und gemobbt und in ihrem Selbstwertgefühl zerstört wurden. Da gibt es tagtäglich Situationen der Ungerechtigkeit und Gewalt, die in uns außer Angst und Wut, Aggressionen und Rachegedanken auf die Verursacher hervorrufen...

Dies alles gibt es - auch für den, der an den Gott Jesu Christi glaubt und an seine Liebe, die den Hass überwindet. Auch das Herz eines Christen kann eine Mördergrube werden und sich in Rachephantasien und Verwünschungen ergehen.

In Psalm 58 wütet ein Beter, was das Zeug hält, gegen seine Feinde: „Gott, brich ihnen die Zähne in ihrem Mund...Sie sollen vergehen wie die Schnecke, die zerfließt... Es freut sich der Gerechte, wenn er die Rache schaut, wenn er im Blut des Bösen die Füße badet!“

Ein berüchtigtes Stück Fluchpsalm. Und wir glauben dann, dass wir schon längst darüber hinweg sind: wir mit unserer Humanität und Kultur, wir mit Jesus und seiner Liebesethik. Wer solche Stellen liest oder hört, ist peinlich

berührt. So etwas darf doch in der Bibel nicht vorkommen! In die Liturgie oder ins Gebet- und Gesangbuch haben diese blutrünstigen Verse jedenfalls keinen Einzug gehalten.
Aber ist es richtig, solche Flüche links liegen zu lassen? Darf man nur harmonisch beten, sozusagen im erhabenen „Kammerton“, und nicht auch in leidenschaftlicher Anklage? Die Sprache der Psalmen jedenfalls ist beunruhigender, ehrlicher und unverhüllter als unsere gängige Gebetssprache heute! Eigentlich ist alles in den Psalmen gestattet, jede Haltung und Tonlage erlaubt. Denn Gott ist keiner, den man mit niedergeschlagenen Augen und gekrümmtem Rücken devot anspricht; er ist Weite und Befreiung. Kein Wort an ihn ist dort ungehörig oder zu spontan. Da machen Beter aus ihrem Herzen „keine Mördergrube“, da reißen sie sich die Maske ab und hören mit den frommen Sprüchen auf: „Ja, so bin ich, so gequält, so aggressiv und voller Hass. Das alles steckt in mir, ich verberge es nicht. Ich verschweige nicht die Abgründe, die sich in mir auftun.“ Und aus diesen Tiefen heraus ruft der Beter Gott an, wo doch alles gegen Ihn zu sprechen scheint. Wo alles gegen Gott spricht, spricht der Betende alles zu Gott! Später werden wir das im Leben Jesu wiederfinden: er stirbt mit dem anklagenden Schrei aus Psalm 22: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Und die Antwort des heidnischen Hauptmanns darauf unter dem Kreuz ist das Bekenntnis: „Wirklich, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ Auch der Schrei nach Gott kann Gott bezeugen und kann Glauben bewirken. Von einem israelischen Dichter gibt es das Wort: „Auch eine Faust war einmal eine offene Hand.“ Die verkrampften, zur Faust geballten Hände in Klage und Anklage waren also einmal offen - und sie können es auch wieder werden. Wer klagend, schimpfend, weinend seine Masken drangibt und seinen Hass aus sich heraus betet, kann ihn bändigen, vielleicht sogar loswerden. Er kann erfahren: „Gott ist größer als unser Herz, und er weiß alles.“ (1 Jo 3,20)

Brich mit den Hungrigen dein Brot[50]

Was wissen wir schon vom Hunger? Ich kaufe in einem Supermarkt ein und bin schier erschlagen von dem Riesenangebot, das sich in den Regalen drängt. Nehmen Sie nur das Brot - 50 Sorten sind es bestimmt, aus denen Sie auswählen können. Alles steht zur Verfügung, Sie brauchen nur zuzugreifen. Noch - muss man wohl hinzufügen: noch ist das so. Die Anzeichen in die Gegenrichtung nehmen zu. Ins Pfarrbüro und in die Caritas - Stelle kommen immer mehr Leute, die um Lebensmittelgutscheine bitten. Ausländer zumeist, kinderreiche Familien, inzwischen auch Rentnerinnen mit zu knapper Rente. Initiativen bilden sich in vielen Städten, wo übrig gebliebene Lebensmittel kostenlos aus Geschäften abgeholt und an Bedürftige verteilt werden. In einem der reichsten Länder Europas, in Holland erklärt ein Bischof im Fernsehen - und wird dafür viel gelobt und gescholten: „Wenn Menschen so arm sind, dass sie sich selbst nicht mehr ernähren können, dann dürfen sie Brot aus dem Laden stehlen."

Heute geht es mir um das Leitwort der diesjährigen MISEREOR - Fastenaktion „Brich mit den Hungrigen dein Brot"

Teilen ist angesagt: „Brich mit den Hungrigen dein Brot". Die Länder allerdings, wo der Hunger herrscht, sind weit von uns entfernt und entziehen sich somit unserer persönlichen Erfahrung. In Wohlstandsländern wie unserem ist das Wissen um den Hunger abstrakt geworden: ein großes Weltproblem halt wie Arbeitslosigkeit, Überbevölkerung, Umwelt- und Klimakatastrophen, soziale Ungerechtigkeit. Bilder von Kindern mit Hungerbäuchen, von vielen Wohltätigkeitsorganisationen gezielt eingesetzt, bewegen kurzzeitig Herzen und Portemonnaies; insgesamt aber steht dem Hunger in der Welt eine eigentümliche Lähmung und Resignation gegenüber. Jede Hilfe sei nur „ein Tropfen auf einem heißen Stein"…. Wie kann man dieser Lähmung begegnen?

[50] Geistliches Wort am 23.2.1997 im WDR 2

Im Gespräch mit einem afrikanischen Freund deutet sich mir eine Richtung an. Albert Akohin stammt aus Togo. Er lebt seit 1994 in Deutschland und möchte nicht die Armut oder den Hunger seines Kontinents ausmalen. Er spricht lieber von der Kultur afrikanischer Völker. Ich frage ihn, welchen Wert das Brot und überhaupt die Nahrung bei seinem Volk hat.

„Brot - das ist für uns: Leben. Ob der Mensch arm ist oder reich - er braucht das Brot zum Leben. Wir haben in Afrika eine tiefe Überzeugung vom Wert des Brotes. Viele sehen im Brot etwas, ja „Göttliches“! Auf jeden Fall behandeln wir das Brot mit großem Respekt.“
Wie sieht das konkret aus?
„Wer ein Essen vorbereitet, muss sich ganz darauf konzentrieren. Unsere Eltern und Vorfahren raten uns zum Beispiel, beim Kochen nicht zu singen. Sonst singen wir sehr gerne bei der Arbeit. Kochen wird nicht als Arbeit verstanden, sondern fast als eine „heilige“ Handlung.
Vor dem Essen danken wir Gott, der uns Nahrung gibt und so unser Leben garantiert. Nach dem Essen heben wir die Reste fürs nächste Mal auf oder für den, der hinterher noch Hunger hat.
Niemals würden wir Brot oder Nahrungsreste wegwerfen. Wir haben nicht das Recht dazu! Wir geben es den Armen und denen, die es brauchen können. Mein Vater hat oft gesagt: „Wer das Brot wegwirft oder verkommen lässt, ohne an die Armen zu denken, der wird es eines Tages sehr entbehren!“

Ist das typisch für die Christen in Togo?
„Nein, Menschen aller Religionen und Traditionen sind sich da einig. Sie teilen die Ehrfurcht vor dem Brot, das sie als „heilig“ ansehen. Ich kenne einen muslimischen Familienvater, der hat im Laufe eines Festes Essensreste, die schon nicht mehr gut waren, weggeworfen. Ich sah dann, wie er sich hinkniete und betete. Er bat Gott um Verzeihung, dass er Gottes Gaben wegwerfen musste. Er spürte: das ist ein Unrecht in einer Stadt, wo gleich nebenan Arme leben: Entwurzelte, Arbeits- und Obdachlose, Kranke und Behinderte - Menschen, die kaum etwas zu essen haben.“

Wenn das Brot und die Nahrung knapp ist: wird es dann nicht zwangsläufig „heilig?“
„Ja. Diese Erfahrung machen wir auch, wenn wir fasten. Wer einige Tage oder noch länger fastet, verliert körperlich an Gewicht und Kraft; er wird schwächer. Wenn das Fasten zu Ende geht, denke ich an nichts anderes, als schnell wieder essen zu können. Ich sehne das Brot richtig herbei.
Fasten heißt, dem Leiden näher zu sein, das die Armen auf der Straße tagtäglich erleben müssen. Ich kann mich dann besser in sie hinein fühlen. Wieder Brot essen zu können bedeutet, neue Lebenskraft und Lebensfreude zu spüren. Bewusstes Fasten hilft mir, die Worte Jesu besser zu verstehen: „Ich bin das Brot des Lebens.“
Unsere Eltern haben sicher recht mit ihrem Rat, das Brot als „heilig“ zu achten und es mit den anderen zu teilen. Wenn wir das tun, ehren wir Gott und seine Gaben und leben nach seinem Willen.“

Brot ist ein Lebensmittel, ein Mittel zum Leben, und ihm gebührt Achtung und Respekt, so sagt der Freund aus Afrika. Um wie viel mehr gilt das für das Leben selbst! Eine berühmte Stimme - ebenfalls aus Afrika - hat die Ehrfurcht vor dem Leben zum zentralen Wert erklärt: Albert Schweitzer, Theologe, Urwalddoktor von Lambarene, Friedensnobelpreisträger kreiste im Laufe seines langen Lebens immer mehr um diesen Begriff. Dabei prägten ihn seine afrikanischen Erfahrungen genau so wie die beiden Weltkriege. Das Leben ist für ihn ein unergründliches Geheimnis, eine Gabe Gottes, etwas „Heiliges“. Wenn man aufhört, einfach nur dahin zu leben und anfängt, das eigene Leben mit Ehrfurcht zu betrachten, bringt man es auf seinen wahren Wert. Man wird dann das Leben wirklich bejahen und lieben: das eigene Leben genauso wie das der anderen (Tiere sind da bei ihm mit eingeschlossen in einer sehr umfassenden Sicht des Lebens). Eine nüchterne und unpathetische „Leidenschaft für das Leben“ ist zu spüren, eine große Bereitschaft, Leben zu erhalten und zu fördern, sich für bedrohtes Leben einzusetzen - z.B. „mit den Hungrigen sein Brot zu brechen“…. Wir sind wieder bei unserem Leitwort angekommen.

„Brich mit dem Hungrigen dein Brot!“ Das ist eine Weisung Gottes beim Propheten Jesaja. Aus höchstem Munde wird hier dem Volk gesagt, es solle sich nicht in fromme Übungen flüchten und ansonsten weitermachen wie bisher, sondern sich in Gerechtigkeit einüben: „Soll das ein Fasten sein, an dem ich Gefallen habe…, wenn ein Mensch seinen Kopf hängen lässt wie Schilf und in Sack und Asche sich bettet?... Das aber ist ein Fasten, an dem ich Gefallen habe: Lass los, die du mit Unrecht gebunden hast. Gib frei, die du bedrückst, reiß jedes Joch weg!“
Brich den Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe sie ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entzieh dich nicht deinem Fleisch und Blut! Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Heilung wird schnell voranschreiten, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen…“

So steht es bei Jesaja (58.5-8). Man weiß nicht, wie das Volk auf diese Worte reagiert hat. Vermutlich hat sich nicht viel getan. Befehlssätze und Appelle allein richten in der Regel nicht allzu viel aus; neue Haltungen lassen sich nicht befehlen. An moralischen Appellen fehlt es auch heute nicht; doch bleiben sie weithin wirkungslos und verpuffen. Es kommt darauf an, auf welchen Boden sie fallen. Wer sich einbetoniert und zuzementiert in seinem Wohlstand oder auch in seinen Sorgen, bei dem wächst und blüht nichts: Beton ist nun mal kein guter Boden fürs Leben.
Aufnahmebereit scheint der Boden bei denen, die - ganz im Sinne Albert Schweitzers - das Leben mit Ehrfurcht und Leidenschaft bejahen: das eigene wir das der anderen. Es ist ihnen „heilig“ und wertvoll, muss daher geschützt und gefördert werden. Solche Menschen haben einen wachen Blick für die Gefahren, die ihr Leben einschnüren und zudecken: die ganze Palette der Habgier etwa, die Gleichgültigkeit oder die Verwöhnung durch Überfluss. Sie bemühen sich, diesen Gefahren nicht zu erliegen, sondern innerlich lebendig zu bleiben und offen zu sein für die anderen.
Diese Anderen hat Jesus Christus „Brüder und Schwestern“ genannt. Das Leben, das aus dieser Quelle - aus Gott - kommt, verbindet uns mit ihnen. Ganz besonders die Armen haben Jesus am Herz gelegen, und er legt sie uns ans Herz. MISEREOR, ich habe Erbarmen mit dem Volk, das hungert nach Brot und Gerechtigkeit, so sagt er im Evangelium. Im Weltgericht wird

die entscheidende Lebensfrage nach dem Verhältnis zu den Armen gestellt: Wie seid ihr auf die Hungrigen eingegangen? Habt ihr das Brot mit ihnen geteilt, oder habt ihr ihnen ihre Lebenschancen, ihren Boden, ihre Nahrung und natürlichen Reichtümer weggenommen? Habt ihr ihnen das Brot vorenthalten und stattdessen euren Müll zu ihnen geschickt? Habt ihr Ehrfurcht vor dem Leben oder Zynismus angesichts des Lebens gezeigt?

Zum Schluss noch einmal der Freund aus Afrika:
„Ich erinnere mich an eine Geschichte, die mein Vater erzählt hat. Ein reicher Mann lud Jesus zum Essen ein. Als der Tag des Besuchs gekommen war, rollte der Reiche zum Empfang des hohen Gastes einen schönen Teppich aus, der den Eingang seines Hauses schmückte. Es schellte, und auf dem Teppich erschien ein zerlumpter Armer, der um ein Stück Brot bat. Der Reiche warf ihn hinaus und schrie ihm zornig nach: Was hast du auf dem Teppich zu suchen, der für den Herrn bestimmt ist! Du hast ihn ja mit deinen Füßen beschmutzt! Am Tage darauf traf der Reiche Jesus in der Stadt und fragte ihn, warum er nicht, wie vereinbart, gekommen sei. Jesus antwortete: „Ich war da, aber du hast mich nicht empfangen.“

Ich hoffe, dass die Sorge um den Teppich, um den Besitz, uns nicht daran hindert, das Brot mit den Armen zu teilen, und dass wir offen bleiben für die Begegnung mit Jesus, dem Gast in unserem Leben.

Blicke auf das Böse[51]

Nicht böse - abgelenkt

Auf einem Elternabend sitzen 30 Mütter und Väter in der Runde; ihre Kinder gehen bald zur ersten Beichte. Die Eltern sind meilenweit von der Praxis der Beichte entfernt, aber die Fragen nach christlichen Werten, nach Schuld und Vergebung, nach dem „richtigen Leben“ bringen sie doch in Fahrt. Nachdenklich sagt eine Mutter: „Ich finde nicht, dass unsereins so schrecklich schlecht und böse wäre - und unsere Kinder sicher noch weniger. Wir sind nicht so böse - aber wir leben so abgelenkt. Das ist der Punkt! Für was wir uns nicht alles Zeit nehmen! Stundenlang sitzen wir vor dem Fernseher - und die Kinder vor dem Gameboy. Wenn ich mich mit meinen Freundinnen treffe, reden wir - natürlich über die Männer, aber noch mehr über Tennis, Mode, Klamotten und Urlaubspläne. Und Geld natürlich. Das sind so unsere Themen. Was uns wirklich auf der Seele liegt - darüber können wir kaum reden.“

Ich sah in der Runde viel zustimmendes Kopfnicken. „Wir leben so abgelenkt.“ Es gibt soviel Faszinierendes, das uns in Beschlag nimmt. Die Boutiquen in den City - Passagen, die Unterhaltungssendungen und Kinoprogramme, die Freizeitparks und Reiseprospekte haben ja wirklich allerhand zu bieten. Der ansonsten etwas graue Alltag soll Farbe bekommen. Die Palette starker Erlebnisse ist bunt. Wer könnte etwas dagegen haben? Und doch: „Wir leben so abgelenkt.“ Die attraktiven Dinge und Erlebnisse ziehen uns in ihren Bann. Es fällt schwer, Distanz zu halten und frei zu bleiben. Der Sog zieht uns mit, und wir merken es kaum.
In einem seiner Gleichnisse erzählt Jesus von der Saat. „Einiges fiel unter die Dornen, und diese wuchsen und erstickten die Saat.“ (Mk 4,7)
Heute wachsen die Dornen unglaublich schnell, sie bringen prächtige Blüten hervor - aber sie nähren nicht, und die Saat hängt in den Dornen, hängt in der Luft, hat keine Bodenhaftung, hat keine Chance. Die Dornen - das sind für mich die vielen faszinierenden Dinge, die sich zu einem großen Ab-

[51] Morgenandachten 11.03. - 16.03. 1996

lenkungsmanöver summieren. Beobachten Sie Kinder: den Glanz in den Augen vor dem Fernseher! Immer wieder vermitteln Dinge diesen Glanz, sickern in unsere Wünsche und Träume, nehmen unser Inneres fest in den Griff - und ersticken die Saat. „Was uns wirklich auf der Seele liegt, darüber können wir kaum reden."

„Wir leben so abgelenkt." Abgelenkt wovon? Dazu hat die Mutter in der Elternrunde nichts gesagt. Vielleicht würde sie hinzufügen: „Wir sind so abgelenkt vom Eigentlichen." Was zu diesem „Eigentlichen" gehört, dazu gehen die Meinungen auseinander. Ist es Gott und der Glaube an ihn? Oder dass der Mensch zu sich selber findet? Dass es einen Kern in uns gibt, einen Raum der Freiheit, der nicht manipuliert und in Beschlag genommen werden darf - von keinem noch so starken Reiz von außen? Einen Raum mit einem Boden, auf dem die Saat ungestört wachsen kann? Trauen wir uns in diesen Raum des „Eigentlichen" nicht mehr hinein und stellen sie Tür dorthin mit allem Möglichen zu?
Ich wünsche Ihnen und mir, dass wir nicht abgelenkt und abgebracht werden von dem, was uns wirklich wichtig ist.

Reine, aber leere Hände

Ein Mensch ist gestorben und steht an der Himmelstür. Petrus, der himmlische Pförtner, will ihn nicht hineinlassen. Da streckt der Mensch seine Hände aus und redet auf Petrus ein: „Sieh doch, ich habe immer anständig gelebt und nichts Böses getan. Meine Hände sind rein!" „Ja, das sind sie," bestätigt Petrus, „aber sie sind leer."

Da ist einer, der will seine Hände reinhalten, und so hält er sich aus allem raus. Er hat so viel herum gescheuert an seinen Händen, kein Schmutzfleck soll zu finden sein, keine dunkle Stelle. Die Säuberungsaktionen haben ihn ganz in Anspruch genommen. Er hat nichts Böses getan. Dass seine Hände dabei leer bleiben, merkt er nicht einmal. Gutes zu unterlassen - das be-

schwert nur selten das Gewissen. Und wenn ich's dann doch merke, sind Entschuldigungen schnell bei der Hand:
„Dreißig Spendenaufrufe liefen vor Weihnachten bei mir ein", sagt die Überforderung. „Wo soll man anfangen zu helfen? In den Papierkorb damit!" „Du kriegst Ärger, " sagt die Angst. „Halt dich raus, schon deine Nerven!" „Man nutzt dich doch nur aus", sagt das Misstrauen. „Du reichst deinen kleinen Finger, aber man nimmt die ganze Hand." „Ich würde gern helfen", sagt die Hilflosigkeit, „aber ich weiß nicht, wie ich vorgehen soll." „Ich bin doch gar nicht zuständig Das geht mich nichts an," sagt das Schubkastendenken. Am lautesten tönt die Blindheit: „Was ist denn los? Wo braucht man mich denn? Ich sehe nichts!" Und die Uhr tickt dazu und meldet: Keine Zeit…
In der Nachbarschaft munkelt man, das kleine Kind von gegenüber habe auffallend oft blaue Flecken. Die Geräusche aus der Wohnung lassen vermuten, dass es regelrecht misshandelt wird. Alle diese Stimmen schwirren nun durcheinander, und die mit dem Argument „nicht zuständig" setzt sich durch: „Traurige Geschichte! Aber es geht uns nichts an - es passiert ja nicht in unserer Familie!" - Oft ist der Blick über den Tellerrand der eigenen vier Wände hinaus von unglaublicher Kurzsichtigkeit. -

Eine Gegenstimme zu diesem Chor: die Stimme Jesu Christi. Er erzählt das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Die Passanten - peinlicherweise ein Priester und ein Tempeldiener - lassen den Verletzten, der unter die Räuber gefallen war, links liegen. Nur ein Fremder, der Samariter, hilft ihm mit wachem Blick und sachgerechtem Vorgehen und zeigt sich so als sein Nächster. In einem anderen Gleichnis ermuntert uns Jesus, unsere Talente und Möglichkeiten nicht zu vergraben, sonder einzusetzen und für andere fruchtbar zu machen.
Wieder meldet sich die Angst vor Überforderung - nicht zu unrecht: wie schnell hat man sich zuviel aufgebürdet und wird es nicht mehr los! Man kann nicht allen Gutes tun! Diese Stimme der Angst wird verstummen, wenn ich gelernt habe herauszufinden, was mir selber guttut. Wenn ich selber für mich sorgen kann, kann ich auch für andere sorgen. Gutes ist dann keine Pflichtübung und kein verkrampftes Helfer-Syndrom oder moralisches Heldentum, sondern kommt aus dem Herzen. Es wächst aus einer

Haltung, die sich und anderen Gutes gönnt; es wächst aus der Freude am Gutes-Tun. Diese Freude sei ihnen gegönnt!

„Im stillem Kämmerlein“ bleiben

Mit afrikanischen Freunden schaute ich mir im Fernsehen eine Talkshow an. Einer der Talkgäste, eine junge Frau, erzählte von ihren Gefühlen, die sie beim Selbstmord ihres Lebensgefährten empfunden hat. Die anderen Gäste halten mit Bekenntnissen aus ihrem Leben ebenfalls nicht hinterm Berg.
Die Reaktion der Afrikaner war eindeutig: sie waren entsetzt. So persönliche Dinge vor laufender Kamera? „So etwas würden wir gerade mal dem besten Freund erzählen“, sagten sie.
Die Betroffenheit der Afrikaner machte mich nachdenklich. Ich merkte, wie sehr ich mich schon an dieses „Beichten in aller Öffentlichkeit“ gewöhnt hatte. Je mehr das Beichten in der Kirche zurückgeht, desto häufiger und gezielter wird auf den Talkshowsofas ausgepackt. Da finden sich unzählige Beispiele für diese Lust, Privates, ja Intimes vor versammeltem Publikum auszubreiten, sich öffentlich in welche Richtung auch immer zu „outen“, im übertragenen und gelegentlich auch im wörtlichen Sinne „die Hosen herunterzulassen“. Die einen nennen das „mutiges Bekennertum“ und preisen „die schonungslose Offenheit“; für die anderen ist es nur peinlicher „Seelenstriptease“, dem das Gespür für die nötige Distanz, für Abgrenzung, für seelische Scham völlig abhanden gekommen ist.

Wenn man’s positiv sehen will: die Leute hören interessiert zu, wenn einer von seinem Leben erzählt, von seinen Erfahrungen, auch von seinen Problemen und Irrtümern. Das Biographische zählt heute, nicht die Theorie. In der Kirche nennt man das „Zeugnis geben“, und das ist gefragter als „offizielle Antworten“ oder Katechismussätze. Eine persönliche, vom Leben gedeckte Antwort hat ein anderes Gewicht und anderes Echo.
Wenn man’s kritisch betrachtet und die Auswüchse sieht, kann man fragen: Haben die, die den öffentlichen „Blick durchs Schlüsselloch“ auf sich ziehen,

keine wirklichen Gesprächspartner? Hört ihnen sonst niemand zu? Geht es ihnen darum, einmal wirklich im Mittelpunkt zu stehen? Wird - angesichts der verbreiteten Talkshows - das Gespräch, ja das Leben immer mehr zur großen Plauderei, wo „locker vom Hocker“ alles und jedes beredet wird? Kultiviert man heute die Distanzlosigkeit und macht Distanz madig? Verlieren die Menschen die Vorstellung davon, was ihnen selbst und anderen „heilig“ ist?

„Gebt das Heilige nicht den Hunden preis“, ist ein Satz aus der frühen Kirche. Das, was mir heilig ist, und das, was mich persönlich angeht, liegen nah beieinander und überschneiden sich oft; daher könnte man diesen frühchristlichen Satz „Das Heilige nicht den Hunden“ heute so ausdrücken: „Schützt das, was eure Person ausmacht, vor der Neugierde und Sensationslust. Schützt es vor denen, denen alles gleichgültig ist. Schützt genauso die anderen und achtet ihre Würde. Setzt klare Grenzen: bis hierher und nicht weiter. Haltet Diskretion und Scham nicht für etwas Veraltetes.“
Jesus hat im Zusammenhang des Fastens und Betens den Menschen das „stille Kämmerlein“ anempfohlen. Das ist auch sonst ein geeigneter Ort. Dort ist mein Inneres gut aufgehoben. Das „stille Kämmerlein“ möchte ich nicht vorschnell verlassen.

Dem Bösen widerstehen

Widerstand ist ein großes Wort, und man denkt gleich an die Männer und Frauen, die in Opposition zum III. Reich standen und das mit dem Leben bezahlten. Nicht um den Widerstand gegen Regierungen soll es hier gehen; es gibt auch das alltägliche Widerstehen. Es bedeutet, NEIN zu sagen, wo man bis dahin JA gesagt hat, und dieses NEIN zu leben. Wem gilt das NEIN? Die Bibel würde sagen: es gilt den „Mächten und Gewalten“, den anonymen Herren, die unser Leben bestimmen wollen: sie schaffen ein Klima der Lebensfeindlichkeit und sozialen Kälte; sie sind nicht Mächte des Lebens, sondern des Todes.

In vielen Taufgesprächen habe ich mit den Eltern über die „Absage an das Böse“ nachgedacht: „Widersagen Sie dem Bösen, um in der Freiheit der Kinder Gottes leben zu können? Widersagen Sie den Verlockungen des Bösen, damit es nicht Macht über Sie gewinnt?“ - Die „Mächte und Gewalten“ der Bibel sind vielen Eltern sehr hautnah begegnet: sie erzählen z.B. von ihren Erlebnissen bei der Wohnungssuche. Familien mit Kindern sind oft nicht erwünscht. Ruhige Singles oder Pensionäre werden vorgezogen; ein Hund geht gerade noch durch. Verkehrte Welt, verrückte Werte: Kinder mindern den Wohnwert - Ordnung und Ruhe rangieren vor Leben.

Das Böse wälzt sich wie ein breiter Strom daher - es geht über die alten Fragen des Beichtspiegels: gezankt, Unkeusches gedacht, gelogen - weit hinaus, es hat auch politische und soziale Gestalt, jeder Zuschauer der Tagesschau kann sich das zusammenreimen. Und wir schwimmen mit in diesem breiten Strom, ob wir wollen oder nicht. Das Beispiel der Kaffeepreise hat’s mir angetan: 7,99 DM das Pfund. Das ist billig, und die Löhne der Kaffeepflücker sind entsprechend: 30 oder 40 Pfennig in der Stunde. Wir profitieren von der ungerechten Bezahlung der Armen. Das ist ein Beispiel für das Böse, das schon Macht über uns gewonnen hat - und wir merken es kaum. Wir haben uns daran gewöhnt. Wer das ändern will, hat weniger im Portemonnaie - und das ist nicht gerade populär!

„Widersagen Sie dem Bösen?“ ist alles andere als eine Floskel. Wir sind in der Regel nicht so erzogen, zu widersagen, NEIN zu sagen. JA - sagen, sich anpassen, mitlaufen - das geht wie geschmiert, das macht weniger Ärger. Die Kraft zu diesem NEIN, zu dieser Verweigerung den „Mächten und Gewalten“ gegenüber beziehen Menschen immer wieder aus einer gemeinschaftlichen Ausrichtung: im christlichen Glauben (wenn er wirklich gelebt wird) kann das NEIN zum Bösen eingeübt und praktiziert werden, weil Christen um das JA zum Menschen, zum Leben wissen: das unbedingte JA Gottes, wie es aus dem Leben Jesu Christi hervorleuchtet. Darum folgt der Absage das Glaubensbekenntnis, dem NEIN das JA und diesem die Taufe, und das bisschen Taufwasser über dem Kopf eines Kindes ist wie eine Gegenströmung zum breiten Strom des Bösen. „Ich möchte nicht, dass mein

Kind mit allen Wassern gewaschen wird," schreibt ein Vater, „ich möchte wohl, dass es mit *diesem* Wasser beeinflusst, übergossen, getauft wird." In der Strömung *dieses* Wassers möchte ich getrost mitschwimmen.

Verbindlich werden

Frage des Gruppenleiters: „Macht Ihr mit?" Antworten aus der Gruppe: „Mal gucken! Vielleicht! Wenn nichts dazwischen kommt! Eventuell! Ein bisschen reinriechen könnte man ja mal!"

Ich übertreibe nicht. Junge und Alte sind sich darin einig, dass sie sich nicht gerne festlegen lassen. „Mal gucken, vielleicht und ein bisschen reinriechen": das ist sicher ein bisschen wenig, wenn es um Vereinbarungen geht. Der Gruppenleiter ist nicht zu beneiden. Ein klares „Nein" wäre ihm doch lieber als ein Wischiwaschi, bei dem er nicht weiß, wo er dran ist.

Warum liegt so viel Unverbindlichkeit in der Luft? Warum diese Neigung, alles offen zu lassen? Ich meine, wir haben heute ein Gespür dafür, dass viele Möglichkeiten vor uns liegen. Diese wollen wir ins nicht verbauen. Jede Entscheidung, die wir treffen, legt uns auf eine Möglichkeit fest; die Alternativen zählen dann nicht mehr. Wer heiratet, kann nicht weiter Junggeselle sein; wer sich ein Häuschen baut, für den ist es mit der Mobilität des Wohnens vorbei. Man kann nicht alles gleichzeitig haben. Diejenigen, die nur „ein bisschen in alles reinriechen", wollen im Grunde alles und merken nicht, dass ihnen dabei alles entgeht.

Diejenigen, die sich durch dreißig Fernsehprogramme zappen, haben in alles reingerochen und doch nichts gesehen. Die, die an Wochenenden von Fete zu Fete ziehen, aus Angst, etwas zu verpassen, sind immer nur auf dem Sprung und nie richtig dabei.
„Mal gucken", das mag in der Freizeit ja noch angehen. In den verbindlichen Bereichen des Lebens - menschliche Beziehungen, Arbeit, Pflichten, geistiger Standort - wirkt dieses Motto fatal.

Auf Plakaten für die Ehe konnte man vor Jahren das doppeldeutige Wort lesen: „Trauen Sie sich!“ In verlässlichen Beziehungen möchte wohl jeder gern leben, doch zugleich beschleicht viele die Angst vor der Bindung, ein Zurückschrecken, als würde eine Falle zuschnappen, und das „lebenslang“ klingt da wie „lebenslänglich“! Bei Trauungen geht mir immer mehr auf, wie viel Mut, Vertrauen und Entschiedenheit in diesem Wörtchen Ja steckt, das sich die Brautleute zusprechen. Da werden alle Hintertürchen dicht gemacht, Menschen binden sich aneinander und werden verbindlich - und finden darin ihr Glück.

Man kann nicht alles haben. Man muss auswählen, auf Möglichkeiten verzichten und sich entscheiden. Nur so lässt sich auch ein geistiger Standort finden mit Boden unter den Füßen. „Wer sich nach allen Seiten offen halten will, kann nicht ganz dicht sein,“ so bringt es ein Spötter auf den Punkt.
In unserer Gemeinde planen wir gerade die Firmung. Den 15jährigen, die mitmachen, soll geholfen werden, ihren geistigen Standort zu suchen und zu klären. Für alle, die sich darauf einlassen - auch für uns Erwachsene - ist es eine Einladung,
- aus dem Verschwommenem herauszutreten
- die Haltung des „Mal gucken“ hinter sich zu lassen
- sich zu entscheiden, sich festzulegen und darin einen Gewinn für das Leben zu sehen
- sagen zu können: Ja - oder Nein! Ich stehe dafür gerade!

Die Firmung stärkt den Glauben an Gott, und dieser Gott der Bibel hat auf die Frage, ob er uns Menschen liebe, nicht geantwortet: „Mal gucken, vielleicht, ein bisschen reinriechen in das Menschsein könnte man ja mal.“ Er hat sich festgelegt - als Liebe, - in Jesus Christus hat er sich festnageln lassen ans Kreuz. Der Glaube an ihn ist keine verschwommene, vage religiöse Stimmung, sondern eine verbindliche Verbindung mit ihm und allen Glaubenden.
Den Mut und die innere Klarheit, die dazu gehören, wünsche ich Ihnen und mir.

„Kein Gras drüber wachsen lassen“

Schlamperei rächt sich eines Tages. Solange wir klein sind, wird uns das Kinderzimmer aufgeräumt. Man erinnert uns ans Zähneputzen und an die Gruppenstunde, an die immer noch nicht erledigten Hausaufgaben oder ans Klavierüben, das doch nun langsam fällig wäre.
Aber dann sind wir eines Tages erwachsen. Niemand erinnert uns mehr. Wir müssen es selber tun. Was wir verschlampen, bleibt liegen, und vergeblich warten wir auf Leute, die uns alles hinterher räumen.
Aber auch so etwas kommt vor: Die Post bringt ein Päckchen, ein Pullover ist drin, Ich habe ihn in Frankreich im Urlaub in einer Pension liegenlassen. Er war inzwischen abgehakt als Verlust, als Preis der Schlamperei, wenn man eben nicht richtig aufräumt. Die Wirtin der Pension hatte ihn mir nachgeschickt. Eine nachtragende Frau war das offenbar, die meine Sachen nicht einfach wegwarf, sondern ordentlich faltete und zur Post brachte. Bemerkenswert erschien mir das: denn wer interessiert sich schon für Liegengebliebenes?

Wer interessiert sich für das, was in uns liegen bleibt, auf der Strecke bleibt, zum Müll und seelischen Abfall wird? Tun wir´s selber? Wir lassen oft Gras drüber wachsen. Und wir hoffen, irgendwie wird sich all das Böse von selbst erledigen und weggespült werden. Oder es kommt jemand und räumt den Dreck weg, während wir schlafen. Die Heinzelmännchen sozusagen, oder der liebe Gott als eine Art Spülmaschine, Automatic natürlich.
Zum Bösen und zu den eigenen Sünden haben viele Menschen ein geradezu fröhliches Un-Verhältnis entwickelt. „Wir sind alle kleine Sünderlein, ´s war immer so, ´s war immer, immer so“, sang Willi Millowitsch, aber damit ist noch nicht alles gesagt. Ganz so harmlos stehen die Dinge nicht. Ich stelle mir Gott durchaus als nach-tragend vor. Er schaut auf unsere Sünden, er nimmt sie ernst, und erinnert uns daran: nicht aus Kleinlichkeit, sondern aus Liebe.
Der Auferstandene fragt Petrus dreimal: „Petrus, liebst du mich?“ Dreimal diese Frage - wie ein Echo auf das dreimalige Verleugnen. Die vorherige Feigheit löst sich nicht einfach in Luft auf. Petrus wird an die dunklen Stellen seiner Vergangenheit erinnert; der Herr geht nicht über die Dunkelhei-

ten hinweg. Schau mal, sagt seine Stimme, das ist dein Leben. Das sind deine wunden Punkte, das ist noch unerledigt. Wenn du heil werden willst, muss alles ausheilen, wirklich alles. Diese Stimme will uns nicht das Leben vermiesen, sondern uns dazu einladen, ehrlich mit uns selbst sein. Gras drüber wachsen lassen, zudecken, alles auf den Müllhaufen packen: das bekommt dem Leben nicht. Ganze Völker wissen das und arbeiten ihre dunkle Vergangenheit auf: Stasi-Akten werden gelesen, die schlimmen Taten unter Diktatoren sollen ans Licht. „Wahrheitskommissionen“ in manchen Staaten sorgen dafür, dass das Böse nicht einfach liegen bleibt. Dabei werden die Gräuel der Vergangenheit nicht darum aufbereitet, um das ohnehin schon schwierige Leben noch schwieriger zu machen. Nachtragen, was eben so gerne verdrängt und vergessen wird: das gehört zum Heilungsprozess. Die Bibel sagt, und die Erfahrung gibt ihr recht: Nur die Wahrheit macht frei.

Ich glaube an den heiligen Geist[52]

„Ich glaube an den Heiligen Geist“

Mit dem Pfingstfest steht es schon merkwürdig! Bei Umfragen zucken die meisten Leute mit den Achseln und können sich nicht mehr erinnern, was da gefeiert wird - zwei Tage lang. Zwei Tage, das bedeutet: besonders wichtig! Weihnachten - klar -, Ostern - ja -, Pfingsten - na ja, was war das noch mal?
Im Internetprogramm *Gott.net*, das Menschen ohne kirchliche Bindung den Zugang zum Glauben erleichtern will, wird am häufigsten das Glaubensbekenntnis angeklickt. Wie war das noch mal? Was heißt „Ich glaube an den heiligen Geist“?
Ich bin weiß Gott kein Fußballer, aber als erstes fällt mir da ein Bild aus dem Fußball ein. Wir Leute aus dem Ruhrgebiet sagten früher „Flautsche“ und meinten einen Ball, aus dem die Luft raus ist. Der ist nicht rund, sondern wie eine Pflaume, der „eiert“, der ist saft- und kraftlos. Kein Schiedsrichter würde damit ein Spiel anpfeifen. So kann man den Ball nicht brauchen.
Sie ahnen schon, was dieser Flautsche fehlt: eine Luftpumpe. Mit ihrer Hilfe wird der Ball fest, rund, widerstandsfähig, brauchbar. Jetzt taugt er was, jetzt „kommt er in Form“! Die innere Kraft, die er braucht, ist ihm von außen zugeführt worden: Luft von außen...
Die Luftpumpe passt gut zu den üblichen biblischen Bildern von Pfingsten und vom Geist Gottes. Da ist die Rede vom Wind und vom Sturm. In diesen Bildern steckt eine Kraft, die die Menschen förmlich überfällt, bewegt, belebt und begeistert. Manchmal bringt sie die Menschen auch durcheinander; der Wind kann ganz unerwartet Türen aufstoßen ins Neue und Unbekannte, und im Sturm bricht mancher morsche Ast ab.
Bei einer Predigt unter freiem Himmel kam der Prediger durcheinander. Ein Windstoß fuhr ihm durch die Blätter seines Konzeptes und wehte sie in alle Himmelsrichtungen. Der arme Prediger geriet „aus dem Konzept“. Vorbei war es mit den gewandten Worten, die mit den Papieren weggeflattert wa-

[52] Morgenandachten 16.05. - 21.05. 2005

ren. Aber nun sprach er „frei“, aus dem Herzen, sprach mit ganz anderer Überzeugungskraft aus dem Inneren heraus, und der eine oder andere Zuhörer dachte:
Da war wohl der heilige Geist im Spiel...
Der heilige Geist ist im Spiel, wenn der Glaube in uns lebendig wird. Vielleicht waren oder sind wir wie die „Flautschen“: Saft- und kraftlos, müde, ohne Puste und langen Atem. Wir haben kein Feuer mehr, sondern hüten noch ein wenig Asche: Restbestände unserer christlichen Tradition. Und dann kann es sein, dass wir - gerade in Krisen und Umbruchzeiten - getroffen und „berührt“ werden, dass es in uns „Klick“ macht und wie Schuppen von den Augen fällt. Kurz: dass der Glaube in uns zündet und lebendig wird. Das ist vielleicht die größte Gnade, die einem geschehen kann. Wir erfahren die „ Luftpumpe“: den Atem Gottes, den Wind und das Feuer. Und vielleicht erschrecken wir dann darüber, dass wir noch gar nicht aufgeschlossen und bereit sind für das, was der Geist in uns bewirken will. Auch dieses Erschrecken kann die Sprache des Geistes sein! Und genauso spricht der Geist im Wachsen innerer Kraft und Lebendigkeit. Er gibt sich mir, er gibt seine Gaben und bedenkt dabei jeden, wirklich jeden, er macht uns zu seiner Wohnstätte, zu seinem „Tempel“, wie die Bibel sagt.

Das folgende Gebet möchte ich Ihnen mit in den Tag geben:

Gib mir, Herr, den Geist des Lichtes.
Lehr mich weitergehen,
im Schein der Mondsichel wie in der prallen Sonne.
Lehr mich, in der Felswand den kleinen Halt zu finden,
der mir den Weg zum Gipfel öffnet.
Gib mir, Herr, deinen Geist der Stärke.
Gib meinen müden Armen nach vergeblicher Mühe
neu die jugendliche Frische,
um tausend junge Bäume zu pflanzen für eine neue Welt.

„Ich glaube an die heilige katholische Kirche“

Wenn in einem ökumenischen Gottesdienst evangelische und katholische Christen gemeinsam das Glaubensbekenntnis sprechen, bekennen sie alle dasselbe - Gott sei Dank! Nur an einer Stelle, bei einem einzigen Wort geht es auseinander; die einen reden von der „katholischen“ und die anderen von der „christlichen“ Kirche. „Ich glaube an die heilige katholische Kirche“, so klingt es aus katholischem Mund. Manche Protestanten mag da ein Unbehagen befallen: katholisch - ist das die Konfessionsangabe aus dem Personalausweis „römisch-katholisch“? Sehen wir genauer hin, auf beide Merkmale der Kirche: heilig und katholisch.

Heilige Kirche? Heilig - mit diesem Sündenkonto von Gewalt und Kreuzzügen, Inquisition, Verfolgung Andersdenkender, mit bürokratischer Lieblosigkeit und so viel menschlicher Schwäche? Heilig- mit so schmutzigen Händen? Wenn sie heilig ist, dann bestimmt nicht wegen uns Christen. Wir sind sündig, und auch die Kirche ist sündenbeladen.
Heilig - das ist wohl etwas anderes als moralisch vollkommen, rein und makellos. Das Modell ist der Apostel Petrus: der war nicht gerade ein Vorbild an Heiligkeit, er war feige und hat Jesus dreimal verleugnet. So einer wird nun zum Felsen, zum Fundament der Kirche gemacht - und nicht etwa der Lieblingsjünger Johannes, dem man die Heiligkeit sofort abnehmen würde. Heilig ist die Kirche nur, weil ihr der heilige Geist zugesagt ist, der durch alle menschliche Schwachheit hindurch wirken kann. Gott begibt sich in schwache Hände, in menschliche Hände. Die Unfähigkeit der Menschen hindert ihn nicht, den Weg der Menschwerdung zu gehen. Ich muss gestehen: Ich finde es sehr tröstlich, dass Gott Menschen in seinen Dienst nimmt - nicht Helden und Heilige. Ideale Zustände sind in der Kirche niemals zu erwarten. Ihre Heiligkeit liegt an Gott, nicht an uns...
Und nun das Wort „katholisch“. Setzen Sie nicht sofort das Wort „römisch“ dazu, die Konfessionsangabe, die aus dem Großen und Ganzen nur einen Teil herausschneidet. Katholisch - das heißt: allumfassend, universal, auf das Ganze gerichtet, auf Einheit aus. Das Gegenteil wäre: provinziell im geografischen wie im geistigen Sinn, einseitig, eingekapselt. Wer aus dem

großen Ganzen des christlichen Glaubens nur seine eigenen Lieblingsideen herauspickt und nicht die Einheit sucht, wer sich in Teilgruppen absondert und nicht bezogen ist auf die anderen, dem ist das „Katholische“ fremd. Entscheidend ist, gemeinsam das Wort Gottes zu bezeugen und sich am eucharistischen Tisch zu stärken. Eins ist die Kirche durch das eine Wort und das eine Brot. Alles andere - etwa das kirchliche Amt- steht dienend dazu, soll und will der Einheit dienen - und hat sich dabei zu einem Streitpunkt zwischen den Konfessionen entwickelt.

Mein Bild für eine solche Kirche ist der Ausziehtisch, ein riesiger Tisch, an dem alle Platz finden: Junge und Alte; Schwarze und Weiße; Reiche, die an diesem Tisch mit den Bedürftigen teilen, und Arme, die ihre Gaben und Fähigkeiten einsetzen. Dieser Tisch in einer zerrissenen Welt voller Gräben und Feindschaften: ist er nur eine schöne Vision, oder ist er Wirklichkeit?

Dieses Gebet möchte ich Ihnen mit in den Tag geben:

Gott,
nicht als Einzelkämpfer sind wir gedacht.
Dein heiliger Geist ruft uns
In die Gemeinschaft der Kirche.
Du traust uns zu,
mit unseren Schwächen und Grenzen,
in unserer jeweiligen menschlichen Färbung
den Glauben zu leben
und den uns zugedachten Platz
an deinem Tisch einzunehmen.
Hilf uns,
dass wir den Kreis nicht zu eng ziehen,
dass wir nicht nur unseresgleichen suchen,
sondern Brüder oder Schwestern sind
denen, die das nicht erwarten.
Hilf uns,
in einer Welt voller Gegensätze
die heilige katholische christliche Kirche
zu verwirklichen.

„Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen“

Vielleicht haben Sie zu Hause auch ein paar private „Heiligtümer“. Das sind Dinge, die Ihnen ganz wichtig, ja geradezu „heilig“ sind und die Sie niemals wegwerfen würden. Außenstehenden mögen diese Dinge nichts sagen, aber zu Ihnen sprechen sie. Sie erinnern zum Beispiel an liebe Verstorbene oder gute Freunde -ja, sie können diese gegenwärtig halten. Der brasilianische Theologe Leonardo Boff nennt sie „weltliche Sakramente“ und erzählt, wie ihm während des Studiums in Deutschland ein Zigarettenstummel aus der Heimat geschickt wird; sein plötzlich verstorbener Vater hat ihn kurz vor seinem Tod geraucht. Der heimwehgeplagte Student hält diese Zigarettenreste in Ehren; sie gehören zu seinen „Heiligtümern“.

Die Kirche versammelt sich überall in der ganzen Welt um ihre Heiligtümer. Das sind mehr als private Andenken wie der genannte Zigarettenstummel oder der letzte Brief des verstorbenen Freundes. Es sind Gaben Gottes, heilige Gaben. Äußerlich wirken sie ähnlich bescheiden wie die Tabakkrümel aus Brasilien. Die Heiligtümer der Kirche sind ein kleines Stück Brot und ein Schluck Wein.
Überall in der Welt wird in einer Feier - dem Abendmahl, der Eucharistie- das kleine Stück Brot erhoben und das Wort Jesu Christi dazu gesprochen: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird.“ So entsteht eine weltweite Tischgemeinschaft um diese heiligen Gaben von Brot und Wein, in denen Jesus Christus gegenwärtig ist. ER versammelt die Menschen, er eint sie, er schafft Gemeinschaft.

Ich erinnere mich an eine Eucharistiefeier im Bergland von Guatemala. Ein kleines Dorf feiert seine Fiesta, sein Gemeindefest. Der Priester kann nur einige Male im Jahr dorthin kommen. Die Leute erwarten ihn und seinen deutschen Gast mit großer Freude. Die Leute, das sind Indigenas, Maya-Indianer in ihren malerischen Trachten. Sie sprechen nur ihre Maya-Sprache Quiché, kaum einer versteht Spanisch. Mit großer innerer Anteilnahme feiern sie die Messe mit. Ich, der deutsche Gast, verstehe kein Wort, aber fühle mich ganz einbezogen in das Geschehen. Ich habe in dieser Messe erfahren können, was wir im Glaubensbekenntnis aussprechen:

„Ich glaube an die Gemeinschaft der Heiligen“
Gemeinschaft der Heiligen. Zunächst sind damit gemeint die heiligen Gaben:Brot und Wein, der Leib und das Blut Christi. Der „Leib Christi“, den die Menschen empfangen, führt sie zusammen zur Einheit. Auch diese Gemeinschaft - die Gemeinde. die ganze Kirche— wird vom Apostel Paulus „Leib Christi“ genannt. „Werdet, was ihr empfangt: der Leib Christi.“ So ruft später der große Kirchenlehrer Augustinus seinen Gläubigen zu. .Alle, die die heiligen Gaben empfangen, werden dadurch Glieder eines Leibes, sind wichtig für den Leib, fügen ihr Leben in das Leben des Leibes Christi ein.
Viel später hat man bei der „Gemeinschaft der Heiligen“ noch etwas anderes mit gemeint: dass der Tod die Glieder des Leibes Christi nicht zerstören kann. Die Verstorbenen gehören weiter dazu, sind weiterhin Teil der Kirche. Aber die im Himmel Vollendeten sind — im Unterschied zu uns— bereits am Ziel, haben uns die volle Gemeinschaft mit Gott voraus. Sie treten für uns ein — und wir können für die Verstorbenen beten. Das ist ein schöner und tiefer Ausdruck der Solidarität und der bleibenden Zusammengehörigkeit von Toten und Lebenden. Wir fallen nie- auch nicht im Tod- ins völlige Alleinsein. Wir sind nicht bestimmt für eine ewige Einsamkeit.

Dieses Gebet möchte ich Ihnen mit in den Tag geben:

Gott,
wir sind uns nicht selbst überlassen.
Überall in der Welt
hast du ein Zeichen gesetzt,
ein Zeichen deiner Nähe und Liebe.
Du gibst deinen Geist
und deine Gaben.
Im Brot und im Wein
erkennen wir Jesus Christus
in unserer Mitte.
Um diesen Jesus Christus herum
versammeln sich weltweit

unzählige Menschen.
Wir erkennen sie
als unsere Brüder und Schwestern.
So wie in unseren Familien
die anderen uns vorgegeben sind-
wir können sie uns nicht aussuchen
nach unserem Geschmack-,
so mögen wir
die Brüder und Schwestern
erkennen als unsere
Gabe und Aufgabe
und heute noch
damit beginnen.

„Ich glaube an die Vergebung der Sünden“

Das Bild ging damals um die Welt. Eine Gefängniszelle, nur zwei Plastikstühle, ein kleiner Tisch, ein Bett. Der Gefangene bekommt Besuch. Er und der Besucher sitzen nah beieinander, stecken die Köpfe zusammen, unterhalten sich angeregt. Der Besucher legt dem Gefangenen die Hand auf die Schulter. Es wirkt so, als wenn ein Großvater seinen Enkel besucht. Dabei liegen Welten zwischen den beiden. Vor ein paar Jahren hat der Jüngere versucht, den Älteren zu erschießen. Er verletzt ihn schwer, untergräbt für immer seine Gesundheit. Nun sitzen sie also zusammen: der Türke Ali Agca und sein Opfer, Papst Johannes Paul II.
Der Papst ist nicht gekommen, um den Attentäter auszuhorchen. Er will nicht den Detektiv spielen. Er ist gekommen, um ihm zu vergeben.

Das Bild ging damals um die Welt, und es hat sich eingeprägt. In der Regel sind die „starken Bilder“, die haften bleiben, von anderem Kaliber: Ein Flugzeug fliegt ins World Trade Center. Gewalt, Leid, Schuld bestimmen diese Bilder: Schuld zerstört, reißt nieder, legt selbst Wolkenkratzer in Schutt und Asche.

Das Bild mit den beiden Männern im römischen Gefängnis ist ein heilsames Bild. Nicht Zerstörung, Gewalt und Niedermachen ist dargestellt, sondern Zusammenfinden, Aufbauen und neue Beziehung. Nicht Schuld und Sünde, sondern ihre Heilung. ihre Überwindung, ihre Vergebung.
„Ich glaube an die Vergebung der Sünden.“ So heißt es im Credo, im Glaubensbekenntnis. Vergebung - das ist die Ausdrucksweise und die Sprache des heiligen Geistes. Wenn Christen sich zum heiligen Geist bekennen, dann stehen sie auch zu der neuen Wirklichkeit, die dieser Geist schafft; sie stehen i n dieser neuen Dimension und beten: ,,Gott, sende aus deinen Geist, und alles wird neu geschaffen, und du wirst der Erde ein neues Gesicht geben.“
Neues kommt also mit dem Geist Gottes in die Welt. Das Alte wird überwunden, aber wirkt nach. Wir haben uns an den ,,alten Adam‘ gewöhnt, an das ewige alte Spiel der Macht, der Suche nach dem eigenen Vorteil, der Rache und Vergeltung. Der „alte Adam“ ist von Angst zerfressen. Ihn hat die Angst im Griff, er könnte zu kurz kommen, er müsse sich daher auf Gedeih und Verderb selbst behaupten in den Hackordnungen der Welt, er müsse sozusagen ständig „die Krallen zeigen“.
Wie verständlich ist die Bitte um ein „neues Gesicht“ der Erde! Viele Menschen sind es leid, die ewigen Spiele des ,,alten Adam‘ immer weiter mitzuspielen. Sie möchten aus diesem Spielfeld aussteigen. Vielleicht wissen sie nicht, wo sie neu einsteigen können, und wo sie das „neue Gesicht“ der Erde finden. Ich denke, es ist zu ahnen in Gesichtern wie dem des alten Mannes, der seinem Fast- Mörder vergeben hat. Das erhoffte „neue Gesicht“ zeichnet sich ab in ganz menschlichen Gesichtern, die von Vertrauen und Versöhnung geprägt sind. Am schönsten und sprechendsten bildet es sich ab in der Person des ,,neuen Adam“, wie ihn die Bibel nennt: Jesus Christus. Er hat eine Alternative vorgelebt und hinterlassen, die Wunden der Welt heilen kann. Er ist das ,,neue Gesicht“, das allerheilsamste Bild des göttlichen Vaters. Wenn schon ein Mensch - und sei es der Papst- dem anderen vergeben kann- um wie viel mehr dürfen wir das Gott zutrauen!

Dieses Gebet möchte ich Ihnen mit in den Tag geben:

Gott,
dein heiliger Geist schafft Neues in der Welt.
An diesem Tag werden „der alte Adam“
und das Neue des Geistes
häufig zusammenstoßen.
Immer wieder geraten wir in Konflikte, und wir tun das Böse,
das wir eigentlich nicht wollen.
Hilf uns.
aus dem Sumpf herauszufinden
und hineinzufinden
in das Kraftfeld deines Geistes.
Dann werden wir Vergebung großschreiben,
Vergebung annehmen
und Vergebung verschenken.

„Ich glaube an die Auferstehung der Toten“

„Ich glaube an die Auferstehung der Toten“, so heißt es im Glaubensbekenntnis. Klare Worte in einem unklaren Feld, wo wir -mangels Erfahrung- sozusagen nur in tiefem Nebel stochern. Was jenseits der Todesschwelle liegt, ist uns verborgen. Manche lässt es kalt: tot ist tot, und Genaues weiß man eh nicht. Andere sind dagegen fasziniert, interessieren sich für Mystery-Sendungen und für Stimmen aus dem Jenseits, glauben an eine Wiedergeburt.
Nüchtern verhält sich der christliche Glaube zum Thema: nüchtern und hoffnungsvoll. Der französische Schriftsteller Francois Mauriac, ein überzeugter Christ, wurde einmal gefragt, wie er denn an so etwas Absurdes wie die Auferstehung der Toten glauben könne und wie er sich das denn vorstelle. Er antwortete: „Ich stelle mir überhaupt nichts vor. Ich überlasse es Gott, wie er die Seinen überraschen wird.“
Auferstehung der Toten. Die Kirche setzt noch eins drauf und spricht sogar von der „Auferstehung des Fleisches“. Fleisch hat hier natürlich nichts mit

dem üblichen Wortgebrauch zu tun, sondern meint den Menschen in seiner Hinfälligkeit - den schwachen, begrenzten, vergänglichen Menschen.

Zu Ostern hat mich ein Plakat des Internetprogramms Gott.net sehr angesprochen. Da war ein zerbrochenes Ei zu sehen -also nicht mehr als Eierschalen. In der Innenseite der Eierschalen nah beieinander drei Striche. Mehr war nicht im Bild. Nur noch die Worte: Jesus lebt. Und: Frohe Ostern.
Vielleicht lässt sich „Auferstehung der Toten“ so illustrieren. Für den Augenschein ist nicht viel da: nur Eierschalen. Sterbliche Reste, Asche. Ein Grab, das im Fall Jesu leer war. Man sieht nichts, oder fast nichts, außer: Resten. Das neue Leben kann man nicht darstellen. Wie sagte der französische Schriftsteller Mauriac:“ Ich stelle mir überhaupt nichts vor. Ich überlasse es Gott, wie er die Seinen überraschen wird.“
Aber es gibt Hinweise, Zeichen und Spuren. Zum Beispiel: die drei Striche. In Gefängnissen soll es so etwas geben. Die Gefangenen machen Striche an die Wand, um nachzurechnen, wie lange sie schon eingesperrt sind. Drei Tage- vorbei! „Am dritten Tag richtet der Herr uns wieder auf, und wir leben vor seinem Angesicht,“ sagte schon der alte Prophet Hosea (6,2).
Drei Tage gefangen im Dunkeln und in der dunkelsten Dunkelheit, im Tod!
Und dann die Aufrichtung, die Sprengung des Kerkers, die Befreiung, das Licht! -Kein Naturereignis, mit dem man rechnen kann wie mit einem ausgeschlüpften Küken oder mit dem Frühling, der ja ziemlich sicher auf den Winter folgt. Auferstehung - das ist eine unglaubliche Tat Gottes - gegen allen Augenschein - und darum von vielen nicht mit geglaubt. Diejenigen aber, die gerade an das Unglaubliche glauben, freuen sich, dass das enge Gehäuse des endlichen Lebens und Denkens gesprengt ist und sie keine Striche mehr machen müssen. Das neue Leben ist da, aber nicht einzuordnen in unsere Vorstellungen von Raum und Zeit. Gott hat dem Tod einen ganz dicken Strich durch die Rechnung gemacht.
Jesus lebt, sagt das Plakat, frohe Ostern! Wir werden mit ihm leben, -hoffentlich-, so dürfen wir hinzufügen, wir lassen uns überraschen und öffnen uns dem Geist, der lebendig macht. Darum, immer noch: Frohe Pfingsten!

Dieses Gebet möchte ich Ihnen mit in den Tag geben:

Gott, ich kaue herum an diesem schweren Wort:
Auferstehung.
Alle meine Vorstellungen versagen.
Aber das Wort passt zu dir.
Du bist ein Gott des Lebens, ein Liebhaber des Lebens.
Und du hast das letzte Wort - nicht der Tod-,
denn DU BIST GOTT.
Deinem letzten Wort will ich mich überlassen,
und ich hoffe,
dass es ein Wort ist, das ins Leben ruft -
in die Gemeinschaft mit dir.

„Ich glaube an das ewige Leben“

„Die Lebensgeschichte eines Menschen war früher wie ein Roman, heute ist sie eher eine Sammlung von Kurzgeschichten,“ sagt ein Freund von mir. Er meint damit, dass der rote Faden, die sich durchziehende Linie im Leben heutiger Menschen nur selten zu finden sei. Früher war das Leben ein Roman: ein Liebes- oder ein Abenteuerroman, manchmal auch ein Krimi - jedenfalls e i n e Geschichte. Heute ist es eine Sammlung von Kurzgeschichten, von Lebensabschnitten, die nur noch durch ein vages „Ich“ zusammengehalten werden. Unsere zeitlichen Perspektiven verkürzen sich ständig: Für viele gibt es nur noch Jahresverträge im Berufsleben, häufig rollt der Möbelwagen, Beständigkeit, Kontinuität und Treue liegen nicht im Trend...
In dieser Situation knapper Zeit und kurzfristiger Horizonte bekennen Christen - wie in einem Kontrast- das ewige Leben. „Ich glaube an das ewige Leben“, so endet das Glaubensbekenntnis.
„Ewiges Leben? Wenn ich nicht mal weiß, wo ich im nächsten Jahr stecke und meine Brötchen verdiene?“ fragt der Freund zurück; hineingestoßen ins Kurzfristige erscheint ihm die Ewigkeit sehr weit weg und höchst abstrakt.

Daran sind wir Christen selber schuld. Wir haben „das ewige Leben“ sozusagen zum Anhängsel, zum Nachtisch nach dem Hauptgang des irdischen Lebens gemacht. Erst leben wir hier auf der Erde - so etwa geht das gängige Schema-, dann kommt der Tod und dann erst das ewige Leben, das endlose Dauer verheißt und unendlich ist wie das Weltall. Manche fügen noch hinzu: Das ist das eigentliche Leben...

Die Bibel setzt da andere Akzente, vor allem der Evangelist Johannes. „Ewig“ meint bei ihm nicht endlose Dauer, sondern eher: intensiv, ganz dicht: Leben in Fülle. Und das beginnt nicht mit dem Tod, sondern mit der Taufe! Wer glaubt, wer hofft, wer liebt - der hat das ewige Leben, schon jetzt. Und das kann ihm auch der Tod nicht nehmen. Der Tod führt in die Vollendung dessen, was schon begonnen hat. Was wir geglaubt haben, werden wir dann schauen.

„Ich freue mich - freut ihr euch auch,“ das sagte Papst Johannes Paul II. bekanntlich auf dem Sterbebett, in Vorfreude auf das Schauen. In seinem Leben wie in seinem Leiden und Sterben war die Kraft des ewigen Lebens förmlich zu greifen. Die Intensität seines Lebens, die so viele Menschen ansprach und berührte, bestand vor allem in seiner Beziehung zu Jesus Christus. Mit diesem Mitgeher durch viele Jahrzehnte konnte er gelassen, ja heiter und mit Freude in den Tod gehen und sein „Amen“ sprechen- übrigens auch das allerletzte Wort des Glaubensbekenntnisses.

Ich finde es befreiend zu wissen, dass uns das ewige Leben schon jetzt geschenkt ist. Dieses innere Wissen führt uns hinaus ins Weite. Auch wenn unsere heutigen Lebensgeschichten wirklich nur eine Sammlung von Kurzgeschichten sind und die kurze Frist unser Zeitempfinden beherrscht: da ist doch dieses „ganz Andere“ im Spiel: mein Weg mit Gott. Er gibt uns langen Atem und lässt uns über die kurze Frist hinausblicken. Er trägt uns durch diesen Tag und dieses Wochenende. Vielleicht lässt er auch uns einmal gelassen und froh sterben. Weil uns das ewige Leben nicht abstrakt war, sondern konkret und gefüllt.

Dieses Gebet möchte ich Ihnen mit in den Tag geben:

Gott,
die Zeit wird uns zum Problem: der Zeitdruck, das Diktat der Uhren,
die kurze Frist und der Alltag, der oft
so banal und geheimnislos erscheint.
Aber mitten im Alltag, mitten im Stress
schenkst du uns deinen Geist, der lebendig macht
und uns ewiges Leben eröffnet.
Schon hier, schon heute
meldet sich Ewigkeit.
Ewigkeit meint das Leben mit dir,
meint das Leben aus einer Mitte heraus.
Lass uns diese Mitte
und in ihr dich finden.
Und dann kann alles sich fügen,
tritt alles in die Weite,
und die Oberfläche bleibt nicht oberflächlich,
sondern wird von der Mitte gespeist,
von dir.
Und alles verliert seinen Schrecken,
selbst der Tod.

Karwoche[53]

Montag

Die Karwoche hat begonnen, die heilige Woche der Christenheit. Ihre Basis, ihr roter Faden ist die Passionsgeschichte Jesu. Passion - das heißt: Leiden. Aber es bedeutet auch: Leidenschaft. Wir sprechen von einem passionierten Bergsteiger oder Gärtner und meinen: Der legt seine ganze Leidenschaft in sein Hobby hinein. Der ist da mit Leib und Seele drin.

Die Passionsgeschichte Jesu beginnt nicht mit seiner Verhaftung am Gründonnerstag. Sie beginnt, sobald er sich unter den Menschen zeigt. Da wird eine Passion, eine Leidenschaft für das Leben spürbar, die uns noch heute herausfordert. Jesus ist nicht der erste, der so passioniert den Menschen begegnet. Er ist die Stimme, das Sprachrohr Gottes, der schon im Alten Testament als "Liebhaber des Lebens" empfunden wurde, als Hirte, der ganz für die Herde da ist, als Vater und Mutter zugleich. In Jesus bekommt der "Liebhaber des Lebens" ein menschliches und konkretes Gesicht, er wird "hautnah". Bald drängen sich die Menschen zu ihm hin: die Kranken, selbst die Aussätzigen, die man sich ansonsten weit vom Leibe hält. Die Armen kommen, die, die kein Gehör finden und keine Zukunft haben. Die, über die man die Nase rümpft, stellen sich ein: die korrupten Zöllner, die Parteigänger der verhassten Römer, die Gesetzlosen, die Huren und die Sünder. Er, Jesus, ist für alle da, aber seine besondere Passion gehört den Armen und Leidenden, denen, die sich nach Erlösung und Befreiung sehnen.

Jesus konnte sich mit vielem nicht abfinden - nicht mit der Sünde und nicht mit der Ungerechtigkeit, nicht mit den Ausgrenzungen und Tabus seiner Zeit, nicht mit der Unbarmherzigkeit und Lieblosigkeit. Er wollte sich nicht gewöhnen an das Wegsehen, das Achselzucken und die müde Schicksalsergebenheit: „Das ist nun mal der Lauf der Welt. Man kann halt nichts machen."

[53] Morgenandachten 17.03. - 22.05. 2008

Jesus ist fernab von der Apathie, der teilnahmslosen Gleichgültigkeit, diesem Alarmzeichen einer Gesellschaft. Er lebt in der "Sympathie", in der leidenschaftlichen Liebe zu Gott und den Menschen. Wie endet so einer? Verwundert es uns, dass die Mächtigen der Zeit höchst beunruhigt sind? Dass sie das Gesetz Gottes gegen ihn zur Waffe machen? Dass man irgendwann beschließt, ihm das Leben zu nehmen? Ihm, dem vermeintlichen Gottes-Lästerer? So steht auf einmal der Gott der Herrschenden gegen den Gott Jesu - der Gott, der die Ordnung absichert, gegen den Gott, der sich selbst - über alle Ordnung hinaus - an die Menschen verschenkt.

Jesus hat diese Feindschaft und diesen Widerstand gespürt und darunter gelitten. Er wusste: Es wird gefährlich. Aber er hatte keine Neigungen unterzutauchen oder zu fliehen. Er ist nicht auf halbem Weg stehen geblieben, sondern den ganzen Weg gegangen. Nicht sein Überleben war ihm am wichtigsten, sondern ein eindeutiges Leben in der Liebe. Die Leidenschaft für das Leben wirkt nur dann befreiend und ansteckend, wenn sie dem Leiden nicht aus dem Weg geht und es annimmt. Das Leiden und das Kreuz ist bei Jesus Konsequenz der Liebe. " Niemand liebt mehr als der, der sein Leben hingibt für seine Freunde", sagt Jesus im Johannesevangelium. Er selber hat dieses Wort wahr gemacht.

Dienstag

Stellen Sie sich vor: ein Kölner Pfarrer macht einen Hausbesuch bei einem alten Ehepaar. Die beiden sitzen am Wohnzimmertisch, eine Kerze brennt, das Bild eines jungen Soldaten steht dabei. Aha, denkt der Pfarrer, der Sohn ist sicher im Krieg gefallen, und heute ist sein Sterbetag. Aber es ist nicht ganz so, wie er schnell merkt, denn der Vater erzählt nun die Geschichte des verstorbenen Sohnes.

Er war auf Heimaturlaub, aber es war fast schlimmer als an der russischen Front. Köln lag unter Beschuss, jede Nacht war Fliegeralarm, fielen die Bomben. Die Hausgemeinschaft saß ängstlich im Luftschutzkeller und spürte die Einschläge und die Zerstörung. Am letzten Urlaubstag des Sohnes wurde das Haus getroffen. Im Keller brach Panik aus. Die Kellertreppe war

eingestürzt, die Tür zersplittert, alles voller Staub. Die Leute fürchteten, verschüttet zu werden. Da übernahm der junge Soldat das Kommando. Er tastete sich zum Durchbruch vor, zu dem Loch, durch das man ins Nachbarhaus klettern konnte. Auch hier sah es gefährlich aus; ein Balken ragte von oben in das Loch herein. Der Soldat stemmte sich vorsichtig unter den herabhängenden Balken, um den anderen freie Bahn zu ermöglichen. Alle krochen durch. Kaum war der letzte in Sicherheit, lösten sich über dem rettenden Durchbruch schwere Gesteinsbrocken, trafen auf den Balken und verschütteten den Sohn. Der starb noch in der Nacht. Alle, die davongekommen waren, stimmten überein: Ohne ihn hätten sie es nicht geschafft; er hat die Gefahr gesehen und sich geopfert…

Nach diesem Hausbesuch geht der Pfarrer zur Abendmesse in die Kirche. Die vertrauten Worte berühren ihn nun besonders: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird." Der Soldat in seinem Bilderrahmen und der Sohn Gottes am Kreuz kommen ihm vor wie Brüder. Beide haben den Balken auf den Schultern. Beide halten den Durchbruch frei - den rettenden Weg ins andere Haus. Beide opfern sich und geben ihr Leben hin - für die anderen. Das kleine Wörtchen "für" kann man so leicht überhören. Es ist ein geradezu "heiliges" Wort, ohne das der christliche Glaube zusammenbrechen würde wie ein Kartenhaus. Es wird dort ganz groß geschrieben - nicht immer in der gelebten Praxis, leider, aber doch im Anspruch, in der Vorstellung, wie es sein sollte. Dietrich Bonhoeffer hat Jesus einmal als „Mensch-für-andere" bezeichnet. Er lebte nicht "für sich", sondern für die anderen, für dich und mich. Und so starb er auch. Das kann denen, die sich nach ihm "Christen" nennen, nicht egal sein.

Manchen klingt das nach Ausnutzen und Ausgenutzt werden. Sie fürchten nicht zu Unrecht, dass die Bereitschaft zu Opfer und Hingabe furchtbar missbraucht werden kann. Da bleiben sie dann lieber bei der Selbstverwirklichung. Der Boden ist ihnen sicherer…

Dennoch haben unsere besten Erfahrungen wohl mit dem "für" zu tun- Erfahrungen als Ehe- und Lebenspartner, als Vater und Mutter, als Menschen, die im Beruf gebraucht werden und sich gebrauchen lassen. Wenn es einen "Sinn des Lebens" für alle gibt, dann zeigt er sich hier. Wir können und dür-

fen füreinander da sein. Wir gehen dann in großen Fußstapfen: wie groß sie sind, wird in der Karwoche sehr deutlich.

Mittwoch

Kinder stellen oft die richtigen Fragen und geben selber geniale Antworten. So brachte ein Vierjähriger - Sacha - seinen Vater bei einer Trauung mit einer ernsten Frage in Verlegenheit. Der Junge fragte laut: "Warum ist der Mann am Kreuz tot?" Der Vater, ein bekannter Schauspieler, der die Geschichte in einer kanadischen Zeitung wiedergab, war wirklich verlegen, - es war ihm peinlich. Nicht nur, weil sein Junge so laut gefragt hatte, dass alle Umstehenden es mitbekamen - mehr noch, weil er selber keine Antwort wusste. Ja, warum ist der Mann am Kreuz tot? Der Vater ging dann doch auf den Sohn ein und ließ das Gespräch seinen Lauf nehmen. Zunächst wurde es noch schlimmer:
" Weißt du, Sacha, der Mann ist tot, weil die Menschen ihn nicht verstanden haben."
" Das ist doch kein Grund, Papa!"
" Ich weiß, Liebling; aber dort, wo Menschen zugange sind, sind sie oft auch sehr gemein."
" Was?"
" Die Menschen sind nicht immer nett zueinander. Aber keine Sorge: er lebt wieder!"
Sobald er das gesagt hatte, wünschte sich der Vater, er hätte es nicht gesagt. Denn jetzt konnte der Sohn ganz neu einsteigen: " Man kann sterben und wieder leben?"
" Nein, Liebling, nur er!"
Der Sohn: " Warum er und nicht ich?"
Der Vater fühlte sich nun auf äußerst schwankendem Boden, wie ertappt in seinen Zweifeln und Fragen und in seiner Skepsis. Daher gab er die Frage an seinen Sohn zurück:
" Sacha, warum glaubst du denn, dass der Mann starb und dann nicht mehr tot war?"

Sacha dachte nach. " Weil er noch nicht fertig war mit dem, was er zu sagen hatte!"
Der Vater, so sein Bericht in der Zeitung, war stolz wie Oskar. Er fand die Antwort des Sohnes sehr einleuchtend, sie führte ihn selber wieder tiefer in den Glauben hinein. Der Vierjährige hatte ihm einen neuen Sinn in altbekanntes Gelände gebracht: Was Jesus sagte und tat, war so wichtig, dass er nicht "tot bleiben" konnte. Er war eben noch nicht fertig mit dem, was er zu sagen hatte.
Ich würde diesen Sacha gern kennen lernen und für mein Nachdenken und Predigen manchen Geistesblitz von ihm aufgreifen! Die Intuition des Kindes und die Botschaft des Glaubens sagen: Der Mann am Kreuz ist tot, ohne Wenn und Aber. Aber das ist es noch nicht. Der Tod- das ist es noch nicht. Es steht noch so vieles aus. Er war noch nicht fertig…Und so ist er von Gott auferweckt worden und lebt, sendet seinen Geist, sammelt Menschen und bringt sie zusammen in eine Gemeinschaft, die Kirche. In ihr tritt das Kreuz in ein neues und anderes Licht. Es bleibt ein grausames Instrument des Todes, aber es wird zugleich und immer mehr das Zeichen der Erlösung, wird "Gottes Kraft und Weisheit", wie Paulus schreibt (1 Kor 1,24). Paulus lässt das Kreuz stehen und nicht im hellen Lichtglanz von Ostern verschwinden; er will nicht, dass es " um seine Kraft gebracht wird". Jesus war " fertig", am Ziel - und zugleich noch nicht fertig: " Ein für allemal" hat Jesus sich am Kreuz für uns verschenkt und so der Erlösung gedient. Diese Liebe lässt sich nicht steigern.
Und dennoch: Er war noch nicht fertig. Es steht noch so vieles aus. Vielleicht stehen w i r noch aus - wir in unseren Schwierigkeiten, diese am Kreuz hängende unglaubliche Liebe anzunehmen und zu beantworten. Er will uns und braucht uns - damit alles fertig wird.

Gründonnerstag

Schön wär´s, wenn es eine Leiter zum Himmel gäbe, die einem den "Aufstieg zu Gott" garantiert. Aber wo sollten wir die Leiter aufstellen, in welche Erfahrungen könnten wir sie platzieren?

Manche suchen in der Stille und in ihrer eigenen Tiefe, sie meditieren und bemühen sich um ein "spirituelles Leben". Sie suchen Gott sozusagen "mit geschlossenen Augen". Die Bibel hält es insgesamt eher mit den "offenen Augen". "Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben," sagt der Menschensohn im Letzten Gericht, und die Gerechten sind ganz überrascht und verblüfft:" Wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben," fragen sie zurück. Sie haben hingeschaut, sie haben den Notleidenden nicht übersehen und so über ihn Gott "erfahren". Auch das ist "spirituelles Leben", und zwar mitten im Alltag, auf der Straße.
Große Geister des Christentums stellen die Himmelsleiter an sehr weltlichen, alltäglichen Orten auf. So Meister Eckart, im Mittelalter: " Suche Gott nicht nur mit großen Aufschwüngen der Seele. Vielleicht kommst du ihm im Kuhstall näher." Sehr drastisch, im Kuhstall, d.h. am Arbeitsplatz der meisten Leute von damals.
Oder Teresa von Avila:" Gott ist gegenwärtig auch zwischen Kochtöpfen." Wir fügen hinzu: auch an Krankenbetten, auch im Lehrerzimmer, auch auf dem Marktplatz, auch in Rundfunkstudios …
Wie kommen sie darauf? Weil die Himmelsleiter im Evangelium, im Leben Jesu an ähnlichen Plätzen stand: z.B. im Stall von Bethlehem. Auf staubigen Straßen, wo Jesus auf Menschen zuging. An den Hecken und Zäunen. Und schließlich und vor allem: auf einer Müllkippe namens Golgatha, draußen vor der Stadt Jerusalem. Ein Kreuz wird dort zur Himmelsleiter.
Am Gründonnerstag - heute - hören wir, dass die Himmelsleiter auch in einer Waschschüssel stehen kann. Es ist die Schüssel, über der Jesus seinen Jüngern die Füße wäscht.
Der Maler Siger Köder malt die Fußwaschung so: Man sieht Jesus nur von hinten, vom Rücken her. Er beugt sich über die Waschschüssel - und sein Gesicht spiegelt sich im Wasser.

Eine faszinierende Idee: die Spiegelung. Wir finden Jesu Gesicht, wir finden Gott auch heute da, wo so etwas wie "Fußwaschung" geschieht. Da ist er dabei, da ist er "drin"; da *spiegelt* er sich.
Jesus wäscht seinen Jüngern die Füße. Sein ganzes Leben ist zusammengefasst in diesem Zeichen, genauso wie in den Worten über Brot und Wein:

Das ist mein Leib, hingegeben für euch, weggeschenkt an euch. Das ist mein Blut, vergossen für euch.
Die Jünger, Petrus zumal, haben damals dieses Zeichen abgewehrt. Vielleicht haben sie Gott nur im Großen und Erhabenen, "in Blitz und Donner" erwartet und nicht im Kleinen und Unscheinbaren, nicht in der hungrigen Schwester und im durstigen Bruder und nicht im Sklavendienst der Fußwaschung. "Das ist doch das Letzte", dachten sie, "diese Fußwaschung." " Das ist das Letzte, was ich euch zeigen kann," sagt Jesus. Er dient, er führt neue Tischsitten ein, er führt überhaupt neue Sitten ein. Seitdem ahnt man zumindest, was es heißt, Brüder und Schwestern zu sein. Die Himmelsleiter ist da aufgestellt, wo zwei oder drei (oder mehr) in seinem Namen versammelt sind und - bildlich gesprochen - einander nicht den Kopf, sondern die Füße waschen.

Karfreitag

Als Jesus starb, da bebte die Erde. So erzählt es das Matthäusevangelium. Wenn die Erde bebt, dann heißt das: Das Sicherste: die Erde, auf der wir stehen, ist gar nicht so sicher. Der tragende Grund schwankt. Es wird uns der Boden unter den Füßen weggezogen.
Als Jesus starb, da bebte die Erde: Ein anderer tragender Grund geriet ins Wanken: das Gottesbild! Als Jesus stirbt, bekennt der römische, der heidnische Hauptmann unter dem Kreuz: „Wirklich, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ Man muss nicht den Passionsfilm von Mel Gibson gesehen haben, um sich den Gekreuzigten in seinem Blut, in der Grausamkeit und im ganzen Schrecken der Szene vorzustellen. Ein Horrorbild! Und angesichts dessen wird Jesus von außen - von einem Römer - als Gottes Sohn erkannt!
Die Erde bebte, und einiges mehr bebt mit. Unsere Vorstellung und Rede von Gott macht einen Sprung. Der allmächtige Gottkönig in Glanz und Gloria auf seinem Thron, unberührt vom Leid der Menschen, bestenfalls Zuschauer ihres Elends - mit ihm ist es vorbei. Stattdessen sehen wir einen Gott, der verwundbar ist - so wie die Liebe immer verwundbar ist -, einen Gott, der das Leiden mitträgt und auf der Seite der Leidenden steht.

Der Gekreuzigte versteht uns, was auch immer uns aufgebürdet ist. Er weiß, was Leiden heißt. Und mit ihm und in ihm weiß Gott, was Menschen fertig macht. Er hört ihr Beten und Schreien. Nichts bleibt ungehört.

Das Evangelium erzählt, dass im Augenblick des Todes Jesu der Vorhang im Allerheiligsten des Tempels von oben bis unten zerreißt. Nun ist ein Durchblick möglich. Der Vorhang verhüllt und verbirgt, dazu ist er da. Wir ahnen vielleicht, was dahinter ist, aber wir können es nicht sehen. Ein zerrissener Vorhang gibt den Blick frei, er eröffnet auch Zugänge. Die Bibel deutet also an: Im Tod Jesu sehen wir ein neues Gottesbild. Der Vorhang ist nicht mehr nötig. Er ist überholt. Gott ist aus seiner Verborgenheit und Verhüllung herausgetreten und zeigt sich. Er zeigt sich in der Welt, er zeigt sich am letzten Platz und absoluten Tiefpunkt der Welt, zeigt sich in dem Gekreuzigten. Das Gesicht mit der Dornenkrone gehört jetzt zu Gott - der tote Jesus und Gott sind eine Einheit geworden. Nochmals die Stimme des heidnischen Hauptmanns:" Wirklich, dieser Mensch war Gottes Sohn!"

Man muss es deutlich sagen: Das ist eine große Zumutung für unseren Glauben. Das Wort vom Kreuz durchkreuzt unsere Vorstellungen, es stellt unsere religiösen Ideen und Wünsche auf den Kopf, es ist, wie Paulus den Korinthern schreibt, für viele "ärgerlich", " eine Torheit", ein Paradox. Wir hätten es wohl gern harmonischer, ästhetischer, abgeklärter, ohne Blut. Der lächelnde Buddha etwa in seiner weisen Gelassenheit passt vielen besser in die Zeit als der leidende und sterbende Mann am Kreuz mit seinem lauten Todesschrei. Aber gerade die Härte dieses Bildes spricht für Jesus, für seine leidenschaftliche Liebe. Sie geht durch die Todesangst und sogar durch das Gefühl der Gottverlassenheit hindurch, sie bleibt nicht auf halbem Wege stehen, sondern geht den ganzen Weg. " Durch seine Wunden sind wir geheilt." Durch seine Wunden, nicht an ihnen vorbei. Der verwundete Heiler kann andere heilen. Auch uns.

Karsamstag

Heute Morgen sind keine Glocken zu hören. Der Karsamstag ist ein stiller, unscheinbarer Tag. Er geht weithin unter zwischen den gewaltigen Nachbarn, dem Karfreitag und dem Osterfest. Die Kirchen sehen heute innen leer und nackt aus. Die Leute sind beschäftigt mit Einkäufen und Oster-Vorbereitungen: Sie sind mit dem, was sie umtreibt, schon einen Tag weiter…

Heute betrachte ich ein Bild, das in meinem Arbeitszimmer hängt und zum Karsamstag passt: Maria hält den toten Jesus auf ihrem Schoß. In der Bibel steht nichts von dieser Szene. Aber die Frömmigkeit des Volkes hat sich das mit feinem Gespür ausgemalt: Die Mutter, die vorher unter dem Kreuz stand, nimmt den gekreuzigten Sohn noch einmal zu sich. In ihrem Schoß begann sein Leben. Auf ihrem Schoß ruht er nun am Ende seines Weges.

"Pieta" nennt man ein solches Bild. Pieta heißt göttliches oder menschliches Erbarmen, heißt Bild der Barmherzigkeit. Es ist ein stilles Bild - still wie der Karsamstag. Die Tränen sind geweint, und der Schmerz sitzt tief.

Zwei Leiden sind im Bild. Das eine ist vorbei: der Sohn hat ausgelitten. Das andere Leiden, das der Mutter, steht im Mittelpunkt. Es ist das Mit-Leiden am Leid der anderen, am Kreuz der anderen.

Mit-leiden. Das ist mehr und anders als Mitleid. Mitleid sagt sich so schnell: "Ich habe Mitleid mit dir" - oft nur ein blasses Gefühl, das keinem hilft…

Die Pieta zeigt Mitleiden, ruft auch dazu auf. Dafür braucht man Zeit, viel Zeit. Man muss das Leiden erst mal "verarbeiten" - in der Stille, in der Klä-

rung der Gefühle, im Nachdenken, im Gebet, in der Trauer. Das ist nun die Situation des Karsamstags, und dieser Tag kann und darf sehr lang werden, kann wochenlang und jahrelang dauern.
Es ist der Tag und die Zeit "dazwischen", der notwendige und wichtige Zwischenraum zwischen dem Karfreitag und Ostern, zwischen dem Schicksalsschlag, der dich förmlich "umhaut", und der starken Kraft, die dich wieder aufstehen und weitergehen lässt.
Wer mitleidet, sieht richtig hin, und daher verdrängt er nicht das Leiden der anderen und blendet es nicht aus. Er nimmt es wahr, er stellt sich ihm, und flieht nicht (wie die Jünger vor dem Kreuz), sondern versucht standzuhalten (wie die Frauen unter dem Kreuz).
Wer mitleidet, muss oft genug Ohnmacht aushalten. Er möchte dazwischen gehen, möchte den Lauf der Dinge verändern. Aber es gelingt ihm nicht, er kommt sich ganz hilflos vor, und er muss hinnehmen, ohne zu resignieren.
Wer mitleidet, ist nicht allein. Er kann auf das Kreuz schauen, auf den Gekreuzigten, und vielleicht spürt er ein tiefes Band der Solidarität, eine starke Gemeinschaft mit Jesus und allen leidenden Menschen, den "Brüdern und Schwestern". Er findet Zeichen und Gesten der Hilfe, der Freundschaft und Nähe zum leidenden Mitmenschen.
In dem Pieta - Bild hat Maria ihre Geste gefunden, den Ausdruck mütterlicher Nähe. Sie trauert. Ostern ist noch nicht in Sicht. Noch ist Karfreitag, noch ist Karsamstag, noch herrscht das Leiden. Aber dieser Jesus, dessen toten Körper sie auf ihrem Schoß hält, wird das Leiden verwandeln. Wir dürfen darauf vertrauen.

Der gute Hirte und die Hirten von heute[54]

In meiner Küche hängt eine Wurzel mit einer typischen Krümmung eines Hirtenstabes. Eine Erzieherin unseres Kindergartens hat sie bei einem Spaziergang im Wald gefunden und mir zu Weihnachten geschenkt. Das wäre doch das Richtige für einen Pastor, für einen Seelenhirten, hat sie dabei gesagt.
Pastor. Ich hab's gerne, wenn einen die Leute so anreden: Herr Pastor. Das hat nichts mit Freude an Titeln oder mit klerikalem Gehabe zu tun. Das Wort bedeutet für mich eher eine Aufforderung und die Erinnerung: Lebe das, was wir Dir da zusprechen. Sei ein Hirte, und hoffentlich ein guter.

Das geht über den Kreis meiner Zunftgenossen weit hinaus. Nicht nur die offiziellen Pastöre aus beiden Kirchen und beiderlei Geschlechts sind als "Hirten und Hirtinnen" gedacht. Die erwähnte Erzieherin, die den Hirtenstab gefunden hat, hätte ihr Fundstück auch in die eigene Küche hängen können. Ganz offensichtlich hat sie hohe Hirtenqualitäten. Sie hilft den Kindern in ihrer Einrichtung, zu sich selbst zu kommen, und sie hilft ihnen auch, zu Jesus zu kommen. Sie schützt und zeigt Wege, sie weiß um die Wasserstellen, um die Oasen des Lebens genauso wie um die Wölfe unterwegs und um alle Gefahren, die das Leben der Kinder und der Familie bedrohen. Wenn wir das Hirtenbild also nicht für die Pfarrer reservieren und unseren Blick weiten auf das ganze Volk Gottes, werden wir viele sozusagen "inoffizielle", aber begabte Hirten und Hirtinnen entdecken. Vielleicht werden wir dann weniger jammern über die wenigen und dazu überlasteten Pastöre, und uns mehr freuen über jede Neuentdeckung - zu der Sie möglicherweise auch gehören.

Schauen wir in die Bibel. Da wird nicht unterschieden zwischen offiziellen und inoffiziellen Hirten, sondern zwischen guten und schlechten. Gerade die Propheten haben schlechte Hirten vor Augen - nämlich die Könige und Adeligen des Volkes Israel. Der Prophet Ezechiel geht mit ihnen sehr deutlich ins Gericht: Sie weiden nur sich selber, sorgen nur für sich selber, aber

[54] Geistliches Wort im WDR, 07.05.2006

um ihre Herde, um das Volk kümmern sie sich nicht! „Die schwachen Tiere füttert ihr nicht, die kranken pflegt ihr nicht gesund; wenn sich ein Tier ein Bein bricht, verbindet ihr es nicht. Wenn ein Schaf verloren gegangen ist, macht ihr euch nicht auf die Suche." (Ez 34,4)
Die schlechten Hirten interessieren sich nur für die Wolle, für die Milch und das Fleisch, also für den Nutzwert ihrer Herde. Die Schafe sind ihnen gleichgültig, egal. Schlechte Hirten sehen nur sich und ihren Vorteil. Soziale Verantwortung ist ein Fremdwort für sie.
Man spürt den Zorn bei Ezechiel über solche faulen und korrupten Hirten, und man spürt den Zorn Gottes über die Könige und Mächtigen, die ihr Volk und den Bund mit Gott verraten haben.
Gott selber entwickelt nun eine Alternative. Er entwirft ein neues Leit-Bild. Er selber ist der gute Hirt. „So spricht Gott, der Herr: Von nun an will ich mich selbst um meine Schafe kümmern und für sie sorgen." (Ez 34,11) Gott - der gute Hirte - verspricht, die in alle Himmelsrichtungen verstreuten Schafe zu sammeln und zusammenzuführen. Nach dem babylonischen Exil sollen sie wieder in Israel gute Weideplätze finden und in einer gerechten Ordnung zusammenleben. Gerade die Schwachen der Gesellschaft sollen geschützt werden: „Zu den starken Böcken sage ich: Ist es euch noch nicht genug, dass ihr die guten Weideplätze abgrast und als erste das klare Wasser trinkt? Müsst ihr auch noch den Rest der Wiese zertrampeln und im Wasser mit euren Hufen den Schlamm aufwühlen? Sollen die Schafe etwa das Gras fressen, das ihr zertrampelt habt? Sollen sie von dem verschmutzten Wasser trinken?" wird der Prophet Ezechiel konkret. (Ez 34, 18f) Der Hirte mahnt eine wirkliche Gerechtigkeit zwischen Starken und Schwachen an; drastischer und eindringlicher lässt sich auch die aktuelle Gerechtigkeitsproblematik zwischen reichen und armen Ländern, zwischen Starken und Schwachen in einer Gesellschaft kaum ausdrücken.

Man merkt schon: Das Hirtenbild in der Bibel hat nichts zu tun mit einer romantischen, harmlosen Schäferidylle. Der sanfte Jesus mit dem Lämmchen über der Schulter gehört vielleicht zu unseren Kindheitsbildern, aber sicher nicht zum Evangelium. Im Johannesevangelium ist es wie bei Ezechiel. Dem guten Hirten wird nichts geschenkt. Vielmehr wird er alles geben: „Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte gibt sein Leben für die Schafe." (Joh

10, 11) Er flieht nicht vor dem Wolf, der die Herde auseinander jagen kann. Die Welt des Hirten ist keine Idylle, sondern voller Gefahren. Sie ist bedroht von Viehdieben und wilden Tieren. Der Hirt hat es nicht besser als die Herde. Er ist derselben Hitze und Kälte und denselben Entbehrungen ausgesetzt. Die Stadtmenschen begegnen ihm geringschätzig und rümpfen die Nase. Es gibt fürwahr ein angenehmeres und bequemeres Leben als das Dasein als Hirte! Aber der gute Hirte hält stand, bleibt bei der Herde, lässt sie nicht im Stich.

"Der gute Hirte gibt sein Leben für die Schafe."
Im Pfarrhaus des Touristenortes Santiago Atitlan in Guatemala wird dieses Wort sehr lebendig. Dort war der aus den USA stammende Missionar Stanley Rother 1981 ermordet worden. Die Einschussstellen der tödlichen Kugeln sind noch in der Wand des Arbeitszimmers zu sehen. Rother hatte intensiv mit der indianischen Bevölkerung gelebt und gearbeitet. Ein neues Selbstbewusstsein war in der "Herde" entstanden. Den "starken Böcken", vor allem dem Militär in der nahen Garnison, missfiel diese befreiende Pastoral sehr. Es gab Warnungen und Todesdrohungen. Freunde rieten ihm, das von Gewalt erschütterte Land zu verlassen und sich in Sicherheit zu bringen. Rother erwiderte: "Ich kann nicht gehen. Ich muss bei meinen Leuten bleiben." Einen Monat später war er tot.

In Guatemala bei einer Prozession (2000)

Die Märtyrer, der Blutzeuge unter den Hirten, erinnern am radikalsten an den Guten Hirten Jesus Christus. Der blieb nicht auf halbem Wege stehen, sondern ging den Weg zu Ende - den Weg bedingungsloser Liebe und Zuwendung. „Ich kenn die Meinen," sagt Jesus, "wie mich mein Vater kennt, und die Meinen kennen mich, wie ich den Vater kenne." (Joh 10, 14f) Die Hirtensorge Jesu wächst aus seiner Verbundenheit mit dem Vater. Diese Verbundenheit bleibt auch für heutige Hirten die große Kraftquelle. Dennoch können sich auch die heutigen Hirten verrennen, oft noch vor der Herde, sie können sich auch im Dornengestrüpp verfangen, hängen bleiben und verletzen. Im Gestrüpp etwa der Frustration, Erfolglosigkeit und Selbstzweifel. In den Dornenhecken leerlaufender Routine, Austrocknung und innerer Kargheit. In der Versuchung, die Herde an sich selber und nicht an Gott zu binden. In einer Selbstisolation, in der sich der Hirte von den Menschen wie von Gott entfernt. Das Dornengestrüpp ist für die Herde, aber mehr noch für den Hirten eine ständige Gefahr. Zerkratzt und verwundet kann er da wieder herauskommen. Er muss kein Held und kein Heiliger sein. Die Schrammen verbinden ihn mit den anderen, machen ihn menschlich. Vielleicht hat der verwundete Hirte aber gespürt, dass der große Gute Hirte Jesus Christus sich zu ihm durchgearbeitet und durchgekämpft hat und ihn in den Dornen nicht hängen lässt.

Jesus kennt die Seinen, und die Seinen kennen ihn. So sagt er es im Evangelium. Der heutige Hirte spürt beim Stichwort "kennen" seine Grenzen und Unzulänglichkeiten. Er weiß, dass er die Neunundneunzig stehen lassen muss, um dem einen nachzugehen, das sich verlaufen hat oder im Dornengestrüpp hängt. Er weiß auch, dass das biblische Zahlenverhältnis 99 : 1 in modernen Zeiten nicht mehr stimmt, sondern sich eher umgekehrt hat. Da stehen Individualität und die Suche nach eigenen Wegen an erster Stelle, abseits von den Herdenwegen. Mit unendlich unterschiedlichen Einzelwegen ist der Hirte heute konfrontiert, und nur ganz begrenzt kann er mitgehen oder Wege zeigen: hier und da. Dazu kommt, dass er für die 99 von der Nachbarherde bald auch zuständig sein wird - oder schon länger ist. Der vertrauliche Stallgeruch und die gewohnte Nähe - etwa in einer Dorfgemeinschaft - lösen sich auf. Die Herde formiert sich neu. Das Gute daran ist, dass so mancher aus der Herde seine Fähigkeiten entdeckt und einsetzt und auf seine Weise am Hirtendienst teilnimmt: indem er - oder häufiger

noch sie - tröstet und berät, lehrt und schützt, auf jeden Fall ein verlässlicher Begleiter oder eine gute Mitgeherin ist. Wovon die Menschen leben, das brauchen sie von vielen, von viel mehr, als sie es bekommen...

Der Hirte sagt: „Ich bin für dich da, was auch geschehen mag." Er hält sein Versprechen. Er bemüht sich zumindest darum. Und manchmal merkt er: die Leute scheinen von den Hirten der Herde Jesu nichts zu erwarten. Erkennbar wollen sie nichts. Manchmal merkt er: Das scheint nur so. Hinter den Fassaden traut sich die Sehnsucht kaum hervor. Die Sehnsucht nach Zuneigung, die keinen ausschließt. Manchmal spürt der Hirte seine Ohnmacht - etwa, wenn er am Bett eines Schwerkranken sitzt und dessen Hand hält, ohne große Worte. Hilflos kommt er sich dann vor - und doch geschieht in diesem Augenblick das, worauf es ankommt. Von dem großen Philosophen Immanuel Kant ist das Wort überliefert: „Ich habe Tausende Bücher in meinem Leben gelesen. In all den Büchern hat kein Satz mich so berührt wie das Psalmwort: ‘Und ob ich wanderte im finstern Tal, ich fürchte mich nicht, denn du bist bei mir.’" Ich glaube, dass die Hirten und Hirtinnen von heute dieses Berührtsein teilen - und bei anderen wecken und stärken können.

Herzlichen Glückwunsch!

Aus Geburtstagsbriefen an unsere Senioren

1

Viel Glück und viel Segen
auf all deinen Wegen,
Gesundheit und Frohsinn
sei auch mit dabei …

Viel Glück: das bedeutet nicht gleich „das große Los“, sondern den Wunsch, auf ein erfülltes Leben blicken zu können - erfüllt mit dem Bemühen, die eigenen Kräfte entfaltet zu haben - erfüllt mit Arbeit, Freude und Leid - und vor allem: mit Liebe.

Viel Segen: das bedeutet nicht eine fromme Floskel, sondern den Wunsch, nicht alles von der eigenen Leistung und Anstrengung zu erwarten, sondern Gott an uns wirken zu lassen, ihm zu vertrauen. Er allein - sein Segen - erfüllt unser Leben erst ganz und macht es fruchtbar.

Gesundheit: das bedeutet nicht ewige Jugend und Kräfte zum „Bäume-Ausreißen“ (vielleicht tun es die „Sträucher“ auch!), sondern den Wunsch, die eigenen Grenzen und Beschwerden des Alters anzunehmen und zu den enger werdenden Möglichkeiten des Lebens stehen zu können.

Frohsinn: das bedeutet nicht unbedingt ständigen Jubel und Trubel, sondern den Wunsch, dass Sie immer wieder Grund haben, zu lachen oder zu lächeln!

2

Geburtstage sind gewiss kein Verdienst - aber ein Anlass zum Feiern, zum Innehalten, zur Dankbarkeit sind sie doch …
Vielleicht werden Innehalten, Feiern und Dankbarkeit durch das folgende Bild unterstützt: die Ikone in unserer Kirche mit dem Titel „Der Mitgeher“. Sie zeigt Christus, der den Menschen auf seinem Weg begleitet, freundschaftlich mitgeht.
Ich denke, dass gerade im Alter die Frage nach Mit-Gehern - oft im buchstäblichen Sinn - ganz wichtig ist. Es ist so gut, Menschen um sich zu wissen, die einen begleiten. Es ist so gut, von Erfahrungen, von Überzeugungen, vom Glauben getragen zu sein, dass unser Leben nicht „in der Luft hängt“.
Daraus wächst die Dankbarkeit. Dankbarkeit auch dafür, dass man selber noch anderen ein mit-gehender, mit-fühlender, mit-tragender Mensch sein kann.

3

Vor dreitausend Jahren hat einer im Psalm 9o gebetet:

Unsere Tage zu zählen lehre uns.
Dann gewinnen wir ein weises Herz.

In jungen Jahren zählt man seine Tage nicht unbedingt - da scheint ein unerschöpflicher Vorrat an Lebenszeit vor uns zu liegen. Aber dann spüre ich: die Zeit vergeht, sie rast dahin, ich tue gut daran, „meine Tage zu zählen“ wie einen kostbaren Rest Kapital, der möglichst gut verwendet sein will: nicht für ein Höchstmaß an Leistungen, sondern „um ein weises Herz zu bekommen“.
Ein weiser Mensch lernt, sich selber immer weniger wichtig zu nehmen; er lernt, sich dem anzuvertrauen, aus dessen Händen er sein Leben erhalten hat und in dessen Hände es zum größten Teil schon zurückgeronnen ist wie der Sand einer Sanduhr. Er weiß, dass er in diesen Händen aufgefangen, aufgehoben wird: im Leben wie im Tod.
Ein weiser Mensch kann sein ganzes Leben mit allen Höhen und Tiefen, mit Freud und Leid, auch mit allem Versagen und allem, was zu Bruch ging, ins Auge fassen und sich damit versöhnen; er gesteht auch den anderen Menschen zu, Fehler zu machen und unvollkommen zu sein. Ein weiser Mensch ist fähig zu sagen: „So sind wir alle. Du bist wie ich; ich bin wie Du. Wir alle sind auf die Gnade und das Erbarmen Gottes - und auf die Geduld der Mitmenschen angewiesen.“
Ein solcher Mensch ist ein Geschenk für seine Umgebung. Er braucht nicht mehr viel zu tun - er bedeutet noch viel mehr durch sein Dasein…

4

In einer alten Inschrift in einer Kirche in Baltimore (USA) aus dem Jahr 1692 heißt es:

Gehe ruhig und gelassen durch Lärm und Hast, und sei des Friedens eingedenk, den die Stille bergen kann.
Vertrage dich mit allen Menschen, ohne dich ihnen auszuliefern.
Äußere deine Wahrheit ruhig und klar, und höre anderen zu - auch sie haben ihre Geschichte.
Vergleiche dich möglichst nicht mit anderen; freue dich deiner Leistungen wie auch deiner Pläne.
Bleibe weiter an deinem eigenen Weg interessiert, wie bescheiden er auch sei; im wechselnden Glück der Zeiten ist er ein echter Besitz.
Sei immer du selbst. Vor allem heuchle nicht Zuneigung.
Nimm freundlich und gelassen den Ratschluss der Jahre an, und gib mit Würde die Dinge der Jugend auf.
Stärke die Kraft des Geistes, damit er dich bei unvorhergesehenem Unglück schütze.
Aber quäle dich nicht mit Gedanken. Viele Ängste kommen aus Ermüdung und Einsamkeit.
Neben einem gesunden Maß an Selbstdisziplin sei gut zu dir.
Du bist nicht weniger ein Kind des Universums, als es die Bäume und die Sterne sind - du hast ein Recht, hier zu sein.
Und, ob dies dir klar ist oder nicht: Kein Zweifel besteht, dass das Universum sich so entfaltet, wie es sich entfalten soll.
Darum: Lebe in Frieden mit Gott, wie auch immer du IHN verstehst.
Was auch immer dein Mühen und dein Sehnen ist: Halte in der lärmenden Wirrnis des Lebens mit deiner Seele Frieden.
Trotz aller Falschheit, trotz aller Mühsal und all der zerbrochenen Träume ist es dennoch eine schöne Welt.

So alt ist diese Inschrift und doch so aktuell! Durch die Zeiten hindurch bleibt bei aller Veränderung dies Bemühen gleich: „in der lärmenden Wirrnis des Lebens mit deiner Seele Frieden zu halten“.

Vielleicht haben Sie als älter gewordener Mensch es da leichter - weil der Lärm und die Hetze sich zurückziehen und im ruhigeren Fluss des Lebens die Seele mehr zu ihrem Recht kommt.

JB besucht eine ihm noch unbekannte Familie: Die kleine Tochter, noch im Kindergartenalter, fragt den Eintretenden:
„Bist du der Almöhi?“

5

Im jüdischen Talmud steht die Frage: „Warum können Engel fliegen?“ und die Antwort: „Weil sie sich so leicht nehmen.“ Und der große mittelalterliche Denker Meister Eckhart schreibt:

Nichts ist schwer,
wenn du nur leicht bist.

So möchte ich Ihnen besonders diese „Leichtigkeit“ wünschen, die etwas anderes ist als „leichtlebig“ und gewiss etwas anderes als „schwerfällig“…
Wenn du nur leicht bist: Wir schleppen ja oft solche Bleigewichte mit uns herum, die unser Leben belasten: Unverdautes aus der Vergangenheit, Kränkungen, über die wir nicht hinwegkommen usw. Oft sind es nur Kleinigkeiten, die sich dann in uns zu einem Berg summieren. Und Berge sind schwer!
Das dürfte die Kunst des Lebens und des Alterns sein: sich selber ernst zu nehmen und dabei „leicht“ zu bleiben, gelassen und froh. Gelöst - weil erlöst. Gutes Fortschreiten in dieser Kunst!

6

In Gesprächen mit älteren Leuten höre ich öfter Sätze wie: „ Zu meiner Zeit war alles ganz anders!“ Das irritiert mich ein wenig: Ist „meine Zeit“ denn nur die Jugend, die Hoch-Zeit, die Zeit der aktiven Berufs- und Familienjahre? Ist die Gegenwart nicht mehr „meine Zeit“, sondern die der anderen, der Jüngeren? Ist die Jetzt-Zeit nur wie ein Fenster, durch das ich hindurchschaue und dem Treiben der anderen zusehe?

Meister Eckhart, der große Denker des Mittelalters, hat einmal gesagt: „Die wichtigste Zeit ist immer der gegenwärtige Augenblick!“ Also nicht die „gute alte Zeit“, die sich in der Rückschau oft verklärt, sondern das Jetzt: „Jetzt ist die Zeit, jetzt ist die Stunde“, die ich möglichst gut und bewusst gestalten und nutzen darf - jetzt ist die Stunde, in der Gott mich anruft oder bei mir anklopft - und mir Gelegenheiten gibt, Gutes zu tun. Nicht nur zuzuschauen, sondern weiter „mitzumischen“ - so wie es mir noch gegeben ist. Jetzt ist „meine Zeit“!

7

„Es gibt bei euch so viele alte Leute“, wundert sich ein Freund aus Afrika. Er kennt allein in meiner Familie eine Tante von 80 Jahren, die noch Fernreisen unternimmt - eine andere von 93 Jahren, die gern Kreuzworträtsel löst und seit ein paar Jahren für jeden Verwandten Geburtstagsgedichte schreibt - und meine Mutter, die mit 87 Jahren im Rollstuhl sitzt und im Altenheim lebt. So unterschiedlich zeigt sich das Altern. So viele Menschen wie noch nie in der Geschichte haben zwanzig, dreißig Jahre und mehr für den „Ruhestand“: das ist ein Zeitraum, der heute fast länger ist als Kindheit und Jugend zusammen. Ich wünsche Ihnen sehr, dass Sie diesen „krönenden“ Abschnitt Ihrer Lebensgeschichte mit Zuversicht, Lebensfreude und aufmerksamer Anteilnahme füllen können!
Dem Dichter Eugen Roth verdanken wir viele heitere und tiefsinnige Verse - so auch diesen:

Ein Mensch nimmt guten Glaubens an,
er hab´ das Äußerste getan.
Doch leider Gott´s vergisst er nun,
auch noch das Innerste zu tun!

Das „Innerste“ hat heutzutage bei so viel Ablenkung einen schweren Stand; aber ohne die Bemühung um das Innere, ohne eigene „Seel-Sorge“ bleibt das Leben oberflächlich und hohl. Gönnen Sie sich viel Gutes auch für Ihre Seele: gute Gespräche und Gedanken, Stille und Besinnung, das Gebet, Freude am Menschen (den Enkelkindern?), der Natur, der Musik oder Kunst. Gott hat die Schönheit geschaffen, damit die Seele Grund zur Freude hat.

8

Kommen Sie mit auf eine Treppe mit vielen Stufen: unsere Lebensstufen.
Die Treppe erzählt

- von lachenden, fröhlichen Kindern, die hinaufspringen und herunter hüpfen…
- von jungen Menschen, die zwei Stufen auf einmal nehmen, um schnell oben zu sein…
- von Liebenden, die eng umschlungen hinauf schlendern, ganz mit sich beschäftigt, ohne Eile, und die Augenblicke des Zusammenseins genießen…
- von Betriebsamen, die hastig hinaufeilen, die nur schnell oben sein wollen, um sich dann wieder in die Arbeit zu stürzen…
- von Älteren, die langsam, manchmal mühsam hinaufgehen; die Zeit haben, innezuhalten, stehenzubleiben, zurück zu blicken..
- von Kranken oder sehr Altgewordenen, die nicht mehr allein hinaufkönnen, die gestützt werden müssen, um noch einmal die herrliche Aussicht von oben genießen zu können…

Die Treppenstufen sind Phasen des Lebens.
Ich bin (ich war, ich werde sein)

- das lachende, fröhliche Kind
- der hinauf strebende junge Mensch
- der Liebende
- der betriebsame aktive Mensch
- der ältere, reife Mensch
- der kranke, hinfällige Mensch

jeweils zu seiner Zeit.
Die Stufen führen mich zum Ziel. Ich gehe auf das Ziel zu und komme ihm immer näher. Ich möchte jede Stufe zuversichtlich nehmen und von Herzen Ja sagen können zu dem neuen Lebensjahr, das jetzt beginnt, und zu jedem Tag, den mir Gott schenkt.

9

In den letzten Jahren hat ein Psalmwort ein tiefes Echo in mir gefunden:

Du führst mich hinaus ins Weite -
Du machst meine Finsternis hell.

Manchmal scheint der Weg ja ins Enge, in Engpässe zu führen. Das sind die Tage, wo man morgens schon missgestimmt und mit Unbehagen aufwacht; irgendetwas liegt auf der Seele und drückt sie nieder. Jeder kennt das, und zunehmendes Alter scheint diese Enge eher noch zu vergrößern, diese „Unlust zum Leben“. Es ist eigenartig: Wenn ich dieses Psalmwort bewusst ausspreche („Du führst mich hinaus ins Weite…“), dann tritt diese innere Weite plötzlich ein. Das Wort erinnert mich daran, es ruft in mir wach, wie mein Leben gemeint ist, wie es sein kann: weit, mit einem weiten und offenen Herzen. Und das darf ich mir schenken lassen…

10

Ich denke zurück an Papst Johannes Paul II. und seine letzten Lebensjahre. Normalerweise lebt einer mit über 80 im wohl verdienten Ruhestand. Der Papst - auch sein Nachfolger Benedikt - scheint wie ein Zeichen dafür zu sein, dass der alte Mensch nicht „zum alten Eisen“ gehört, sondern noch gebraucht und geschätzt wird. Das waren schon bewegende Bilder im Fernsehen, wenn sich der alte Papst aus Polen mühsam zur Klagemauer in Jerusalem schleppte, um dort zu beten. Jeder hätte es verstanden, wenn er in seinem Alter nur seine Ruhe und seinen Frieden hätte haben wollen. So aber ließ er kein heißes Eisen aus, reiste in schwierige Länder wie Kuba und Israel, durchstand die anstrengenden Feiern des Heiligen Jahres 2000 und sprach ein Schuldbekenntnis für die Sünden und Fehler der Kirche. In dem hinfälligen Körper wohnte ein „junger Geist“, der einen Auftrag spürte, den es noch zu erfüllen galt.
In einem „Brief an die alten Menschen“ schrieb der Papst: „Trotz der Einschränkungen des Alters bewahre ich mir die Lebensfreude. Dafür danke ich dem Herrn. Es ist schön, sich bis zum Ende für Gottes Reich einzusetzen und mit ruhiger Gelassenheit die Jahre zu leben, die Gott für einen jeden bereitet hat.“

11

Meine Lieblingsdichterin Marie-Luise Kaschnitz (1901-1975) wurde einmal in einem Interview nach ihrem Alltag als älterer Mensch gefragt. Was sollte sie antworten? Nein, sie pflege keine Blumen, sie sammle auch keine Briefmarken. Sie ginge auch nicht kegeln. Wenn sie irgendetwas über ihr Alter sagen könne, dann sei es nur dies:

„Immer noch offen!“

Immer noch offen. Noch hat sich das Gemüt nicht abgekapselt, noch ist es offen für Begegnungen und Gespräche, für Verständnis und Vertrauen. Dankbar werden dann die Gaben des Lebens erkannt und angenommen: ein schönes Musikstück, Rosen im Garten, ein glutroter Abendhimmel, lieber Besuch, ein gutes Wort zur rechten Zeit.
Und vielleicht wird der große Geber in den Gaben gespürt, der uns jeden neuen Tag schenkt und leben lässt.

12

Martin Buber (1878-1965), ein bedeutender jüdischer Gelehrter, schrieb einmal:

Alt sein ist ein herrlich Ding,
wenn man nicht vergessen hat,
was ANFANGEN heißt.

Anfangen - auch das gehört ins Alter, nicht nur das Zu-Ende-Bringen. Es muss ja nicht gleich ein Tauchkurs im Ozean sein (wie bei der hundertjährigen Filmregisseurin Leni Riefenstahl). Manches kann man jeden Morgen neu anfangen: den Tag und das Leben dankbar begrüßen, sich an kleinen Dingen erfreuen, Widriges möglichst klaglos ertragen, aufmerksam die Zeitung lesen und das Interesse am Weltgeschehen wach halten, Freundschaften pflegen und den Menschen wohl-wollend begegnen. Und auch mit dem Beten und dem Gottesdienst kann man wieder neu anfangen, wenn der Faden gerissen ist. Wir sind nicht festgelegt auf unsere Versäumnisse und Fehler - jeder Tag kann einen neuen Anfang bedeuten. Das bedeutet „Jungsein“ auch mit 70, 80 oder 90 Jahren.

13

Dietrich Bonhoeffer, der Pfarrer und Mann des Widerstands im III. Reich, schreibt in seinen Gefängnisbriefen:

> *Die Dankbarkeit verwandelt die Erinnerung in eine stille Freude. Man trägt das Vergangene nicht wie einen Stachel, sondern wie ein kostbares Geschenk in sich.*

Es ist schön, so auf das eigene Leben blicken zu können: dankbar für alles, was gut tat - und vielleicht auch für das, was schwer war und doch zum Reifen des Lebens gehört. Die eigenen Erfahrungen sollen nicht wie ein Stachel wirken - also quälend und unversöhnt -, sondern wie ein kostbares Geschenk.

Jeder Geburtstag ist Anlass zum Nach-denken - und zum Danken. Und natürlich zum Feiern! Feiern Sie schön!

Deutsch im Pfarrhaus:

Bundeskanzler Schröder hat ja ein Mädchen aus Russland adoptiert. Hat er auch eigene fleischige und blutige Kinder?

14

In einer Morgenandacht im Radio über die Frage „Macht das Alter uns weise?“ sagte die bekannte Ordensfrau Isa Vermehren:
„Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich mit meinen 75 Jahren fühle mich beim Aufstehen fast hundertjährig, werde im Laufe des Tages jünger als ich bin, gerate etwa auf die Höhe der Fünfzigjährigen, am Steuer des Autos komme ich womöglich auf 35, und je nach Art des Tages - voller Freude oder voller Ärger - rutsche ich gegen Abend langsamer oder schneller zurück auf die Spanne zwischen 60 und 8o.“
Weiter sagte sie:
„Typisch für das zum Alter gehörende Wissen ist das Bewusstsein vom Näherrücken des Todes. Für die Christen unter uns ist das Dunkel des Todes wie eingehüllt in das Licht der Auferstehung. Das Licht hebt das Dunkel nicht auf, aber es weist uns den Weg zum Ziel. Das Licht weist auf einen gütigen Gott, einen, der uns den Sinn unseres Lebens mit allen hellen und dunklen Stunden garantiert.“

15

Unter den älteren Menschen, die mich geprägt haben, ist mir der Pfarrer meiner ersten Kaplansstelle in Essen-Borbeck in besonderer Erinnerung. Er war zweiundsiebzig, ich war sechsundzwanzig. Ganz selten „hatten wir Krach“ und gingen im Zorn auseinander. Meistens war es so, dass er mich dann später anrief und mich einlud: „Kaplan, hast du heute Abend noch etwas Zeit? Ich mache eine Flasche Wein auf. Die Sonne soll nicht untergehen über unserem Zorn!“

Der alte Pfarrer war wohl ein weiser Mann. Er wusste, dass man Ärger und Streit nicht mit in den Schlaf und nicht mit in den nächsten Tag nehmen sollte. So kann sich der Ärger nicht ins Innere einfressen und der Groll nicht die Oberhand gewinnen. Ich fand diese Einladungen wirklich befreiend: der Streit war entschärft, man vertrug sich wieder - und der Wein schmeckte richtig gut!

„Die Sonne soll nicht untergehen über unserem Zorn!“ Das steht so in der Bibel. Dort finden Sie viel, womit sich gut und besser leben lässt. Vor allem finden Sie dort die Zusage, dass Gott das Leben liebt. Auch meins und Ihres.

Verabschiedung in Essen-Borbeck (1980)
zusammen mit Pfarrer Ludwig Theben

16

(Geschrieben 2006): Vor kurzem wurde die Dichterin Hilde Domin 95 Jahre alt. Sie schreibt noch und hält Lesungen in ganz Deutschland. „Solange man noch Neugierde in sich hat und staunen kann, ist das Alter egal," sagt sie.
Also wünsche ich Ihnen die Neugierde auf das, was jeder Tag neu bringen mag, und das Staunen. Wer noch mir 75 oder 90 Jahren staunen kann, für den ist das Leben keine bloße Gewohnheit geworden („alles schon bekannt!"), sondern voller Überraschungen, Fragen und Geheimnisse - eben staunenswert!

Hilde Domin hat als Jüdin viele Jahre im Exil verbracht, in der Fremde. Da wuchs die Sehnsucht nach Heimat, nach Beheimatung. Daher mein letzter Wunsch für Sie: dass Sie sich beheimatet fühlen in Ihrem Zuhause, in Ihrer Familie, bei lieben Menschen. Und ich möchte Ihnen auch wünschen, dass Sie in Gott und dem Glauben eine geistige Heimat gefunden haben und weiter finden.

17

Im Frühjahr 2007 ist der langjährige Bischof von Limburg, Franz Kamphaus, mit 75 Jahren zurückgetreten. In seiner Abschiedspredigt sagte er u.a.:
„Viele wünschen mir einen ruhigen Lebensabend. Auch der Herbst hat schöne Tage, schrieb mir ein Bekannter. Ja, so ist das Leben: Wir gehen mit Schwung an den Start und landen schließlich in Filzpantoffeln im Fernsehsessel. War´s das?
In den letzten Jahren habe ich oft gemerkt, wie klein auch meine Welt ist, wie oft sie an den eigenen vier Wänden endet und ich zufrieden bin, wenn es dort einigermaßen läuft. Ist das alles? Das kann doch nicht alles sein! Ich sehe die Bibel vor mir, ihre Hoffnungsgeschichten weit über meinen Horizont hinaus. Sie weckt und nährt die Sehnsucht nach Gerechtigkeit, Frieden und erfülltem Leben für alle Menschen. Sie treibt uns aus den Sesseln. Sie lässt uns noch ganz andere Lieder singen als die unserer Heimatchöre. Was hat man noch zu erwarten? Eben dies: ein hoffender Mensch zu bleiben.“

Übrigens:
Bischof Kamphaus arbeitet jetzt als Seelsorger für behinderte Menschen.

18

Vielleicht wissen Sie, dass einige junge Afrikaner in meinem Haushalt mit leben. Sie erzählen oft von Afrika - auch von dem Ansehen der Alten in ihrem Land. Sie werden geehrt und gelten als „Gabe der Götter“, als erfahren und weise. Man hört ihnen gerne und lange zu. „Wenn ein alter Mensch stirbt, dann ist das so, wie wenn eine Bibliothek geschlossen wird“, sagt man in Afrika. Alte sind dort keine Last, sondern ein Schatz.

Sie wohnen mitten in der Familie und sind wichtige Überbringer von Erfahrungen. Sie bauen eine Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart.
Gewiss ist Deutschland nicht Afrika. Aber auch Ihnen wünsche ich, dass Sie gut erzählen können - und dass man Ihnen zuhört! Und dass man Sie für guten Rat und manches weise Wort liebt und schätzt (und die Enkelkinder, falls im passenden Alter vorhanden, Ihre Geschichten besser und „cooler“ finden als das Fernsehen)!

Predigten

Die vier Jahreszeiten[55]

In diesem Jahr ist zu Recht viel vom Klima die Rede gewesen. Wir haben hier bei uns noch das besondere Glück, die vier Jahreszeiten sehr unterschiedlich zu erleben. Manche Menschen haben so ihre Lieblingsjahreszeiten, sind wetterabhängig; beim typischen Lüdenscheider Schmuddelwetter - wie jetzt - "kriegen sie die Krise" (also ziemlich oft und lange!), und die warmen und sonnigen Tage werden um so mehr genossen …
Wir verabschieden uns dankbar vom Jahr 2007. Es ist jetzt vergangen und liegt hinter uns. Greifen wir noch einmal die Jahreszeiten heraus - was bedeuten sie uns, was ist Winter oder Frühling in unserem Leben?

Beginnen wir mit dem Frühling.
Damit verbinden wir alles, was neu aufgeblüht ist in unserem Leben. Die kahlen Äste können - wie in der Natur - auch bei uns und in uns wieder neu grünen und blühen. Neue Knospen und zarte Pflänzchen trauen sich hervor. Es muss nicht alles beim Alten bleiben. Menschen können nach einer Zeit des Rückzugs wieder neu aus sich herausgehen und manches in ihrem Leben neu entdecken. Neue Lebenslust kann sprühen. Mancher ist in den zweiten oder dritten Frühling gekommen.
Frühling - das ist sozusagen das Klima um Jesus Christus herum! Ängstliche, gelähmte und blockierte Menschen sind ihm begegnet und dadurch wieder auf die Beine gekommen. Jesus hinterlässt ein großes Aufblühen. Menschen wagen nun etwas, das sie sich selber kaum zugetraut hätten. Sie können neu anfangen mit sich, mit Gott und mit den anderen. In der Frühlingsluft liegt sozusagen das Vertrauen.
Unsere Pfarrei St. Medardus erlebte 2007 ihre ersten Frühlingstage. Manches ist noch neu und ungewohnt. Der Wille zur Zusammenarbeit ist da. Die Gremien - Pastoralteam, KV und PGR - kommen gut miteinander zurecht und ziehen wirklich an einem Strick. Sie verständigen sich darüber, wo sie die Herausforderungen, die Chancen und die Probleme für die Zukunft sehen. Wie könnte Pfarrei und Gemeinde in zwanzig Jahren aussehen? Wie stellen wir uns darauf ein? Wie können wir mithelfen, dass der gemeinsame

[55] Predigt vom 31.12.2007

Glaube der Menschen an Gott auch in Zukunft blüht und Knospen trägt? Dass Frühlingsduft in der Luft liegt und nicht bloß das Gefühl von Abbau, Resignation und Weniger-werden? Wir beginnen jetzt mit der Arbeit an einem Pastoralplan - in den fließen die Ideen, Wahrnehmungen und Ziele möglichst vieler Menschen ein. In zwei Hearings haben wir uns schon darüber ausgetauscht. Ein Teilnehmer brachte dort seine Sicht der großen Pfarrei auf den Punkt: "Ich freue mich, dass ich durch die Pfarrei viele neue Leute kennen gelernt habe." Im Übrigen hilft unsere schöne neue Pfarreizeitung PORTAL in diesem Prozess des Kennenlernens ...
Auch im privaten Leben war der Frühling für manche unter uns die wichtigste Erfahrung. Sie haben - in Gottes Namen - geheiratet (18 Paare bei uns) oder ein Kind bekommen, eine Taufe gefeiert (54 Kinder) oder die Erstkommunion (fast genau so viel: 53), eine neue Arbeit begonnen, sind umgezogen oder haben sonst wie einen neuen Anfang gewagt. Wir können uns deshalb fragen: Wo gab es für mich persönlich eine Frühlingserfahrung, einen Neuanfang, etwas, das neu aufgeblüht ist in mir, - und was ist daraus geworden?

Nun der Sommer.
Der Sommer ist in der Regel die Zeit der langen hellen Abende, der Sommerfeste und Grillparties, der Sonne und der Hitze, manchmal auch des schwülen Wetters und der heftigen Gewitter. Das Gefühl einer Pause liegt in der Luft, einer Unterbrechung. Es gibt Ferien, Urlaubs- und Reisezeit. Schön für alle, die verreisen können! Einmal etwas ganz anderes sehen und erleben, eine Alternative zum Alltag!
Sommererfahrung mit Jesus: Er lädt damals wie heute Menschen ein, mitzukommen mit ihm "an einen einsamen Ort", wie es immer wieder heißt. Sie sollen aufatmen und ausruhen, zu sich kommen und neue Kraft schöpfen. Er weiß, wie beladen und geplagt viele sind vom Leben. Er weiß, was Menschen alles mit sich herumschleppen, woran sie schwer tragen, wie die Arbeit oder die familiäre Situation an den Kräften zehrt …
Sommererfahrung der Kirche: Der Sonntag. Gut, dass es den Sonntag gibt, diese große Wochenunterbrechung, die uns davor bewahrt, in Arbeit und Alltag aufzugehen. Die Eucharistie und der Sinn dafür, darin Gott und das Leben zu feiern. Die Feste der Kirche, wie jetzt zuletzt Weihnachten. Mit

alldem ist den Menschen und der Welt viel Gutes und Heilsames gegeben - auch wenn viele das nicht mehr verstehen und würdigen können und kräftig an diesen guten Gaben Gottes sägen -
durch Sonntagsarbeit oder die schreckliche Banalisierung der Feste.
Sommererfahrung weiterhin: Oasen des Glaubens. Demnächst in der Fastenzeit das Angebot von "Exerzitien für den Alltag", wo jeder mitmachen kann. Gönn' dir selbst eine Auszeit, eine Pause - denn "unsere Seelen kommen nicht mit".
Schließlich: Reiseerfahrungen. Ferienfreizeit von Kindern und Jugendlichen in Dänemark. Die Firmlinge fuhren nach Taizé, Gemeindegruppen nach Bayern, Slowenien und Polen. Alle kamen bereichert zurück, mit vielen Erfahrungen von Gottes weiter Welt.

Es folgt der Herbst.
Der hat mindestens zwei Seiten: den "goldenen Oktober" und den ziemlich düsteren November. Die schönen goldfarbenen Tage mit dem milden Licht und dann die nasskalten und unfreundlichen Zeiten, in denen mancher sich am liebsten verkriechen würde.
Mit dem Herbst verbindet man auch die Zeit der Reife, der Fülle und der Ernte, der vielen guten Früchte dieser Erde und der menschlichen Arbeit. Die Zeit, in der man - gerade im Garten und in der Landwirtschaft - erfahren kann, wie sehr sich die vorherige Mühe gelohnt hat.
Es ist aber auch die Zeit der fallenden Blätter: man denkt an Verblühen und Vergänglichkeit. Die Tage werden kurz und die Nächte sehr lang - Zeichen für alle dunklen Seiten und Zeiten des Lebens, für Tod und Trauer.
Oft ist unser Leben so zwiespältig wie der Herbst. Die Ernte, und dicht daneben die Abgründe und Schluchten - aber über allem steht die Zusage Gottes, dass er mit uns ist - in dem großen und guten Mitgeher Jesus Christus.
Herbst im Bistum Essen: 2008 feiern wir den fünfzigsten Geburtstag. Das ist eine Art Erntedank. In den 50 Jahren ist viel Gutes geschehen und gewachsen. Dennoch ist die Stimmung nicht richtig nach Feiern. Aus den bekannten Gründen werden fast hundert Kirchen zugemacht. Gemeinden sterben, und Christen trauern. Es wird Zeit brauchen für diesen Prozess des Ab-

schieds, der hoffentlich nur ein Abschied von einer ganz konkreten Gestalt der Gemeinde - und nicht eine Verabschiedung von Gott und von der Kirche ist.
Für manche von uns waren im vergangenen Jahr Krankheit und Trauer wegen des Verlustes eines lieben Menschen (73 Verstorbene in unserer Gemeinde) besonders bedrückend. Hoffentlich gab und gibt es für sie Zeichen der Anteilnahme, des Trostes und der Hoffnung - Menschen, die einfach da sind, wenn man sie braucht.
Mit der Erntezeit des Herbstes kann sich aber auch die Frage verbinden: Wo konnte ich persönlich Früchte und vielleicht auch Dank ernten in meiner Arbeit und in meinen Engagements? Wo konnte ein anderer durch mich ernten? Habe ich mit Dank, mit Lob und Anerkennung gegeizt? Danke ich Gott für mein Leben?

Schließlich: der Winter.
Kälte, Frost, in früheren Zeiten auch Eis und Schnee. Neben seinen Schönheiten steht er auch für all das, was in uns erstarren, erfrieren und absterben kann.
Vor vielen Jahren schon wurde das Wort von einer "winterlichen Kirche" geprägt, Kirche im glaubensmüden Europa, in die sich manche zurückziehen oder auswandern, in der andere versuchen zu überwintern und wieder andere ihren Winterschlaf halten. Alle gemeinsam aber finden es richtig kalt dort.
Doch gibt es noch einmal eine andere Seite des Winters. In dieser Zeit sammelt die Natur neue Kräfte, obwohl nach außen alles noch wie tot erscheint. Im Bildwort vom Weizenkorn sagt Jesus, dass manches in uns sterben muss, wenn es zu neuem Leben kommen will. Wir feiern dieses Geheimnis in jeder Eucharistie, damit auch in unserem alltäglichen Leben die heilenden und verwandelnden Kräfte wirken können.

So lässt uns auch das, was hintergründig im Winter geschieht, hoffnungs- und vertrauensvoll in die Zukunft blicken: ins Jahr des Herrn 2008.

Die Hochzeit von Kana[56]

Manchmal erzähle ich bei Brautmessen von dieser großen wunderbaren Hochzeitsfeier damals in Kana, einem Dörfchen, das ansonsten völlig unbekannt wäre. Ich weiß nicht, was die Brautleute - damals wie heute - wirklich davon aufnehmen - ob es für sie eine Art Zaubergeschichte ist, auf einmal sind 600 Liter Wein da, wo vorher leere Krüge waren. Jesus so eine Art David Copperfield, ein Magier der Antike? Dann wäre - bei einer solchen Ouvertüre - das Leben Jesu vermutlich eine Erfolgsstory geworden. Hier mal schnell ein Wunder und da mal schnell ein Wunder - wie wären die Leute zusammengeströmt! Wie hätten sie Jesus angehimmelt, was für ein leichtes Spiel hätte er mit ihnen gehabt!

Wunder sind, so sagt man, des Glaubens liebstes Kind. Aber sie sind auch gefährlich. Den Menschen geht es dann womöglich gar nicht um Jesus, gar nicht um Gott, sondern um ein Event, eine Sensation, um inneren Nervenkitzel.

Nein, für die große Show war Jesus nicht zu haben. Am Schluss heißt es: Er offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn. Wohlgemerkt: Die Jünger! Nicht die Leute. Die haben entweder gar nichts mitgekriegt oder gar nichts verstanden.
Liebe Brautleute, so frage ich dann, was kennt ihr, was kennen wir in dieser Geschichte? Was könnte in Eurer Ehe, in Eurem Leben passieren? Es ist ja nicht buchstäblich damit zu rechnen, dass auch in eurer Hochzeitsfeier mögliche Bewirtungspannen sich wunderbar lösen und durch Eingriff von oben die Getränkerechnung niedrig bleibt. Was kennt ihr in der Geschichte? Und vielleicht antworten die heutigen Brautleute: Wir kennen die leeren Krüge: - doch, die kennen wir vom Leben miteinander, vom eigenen Leben selbst und auch vom Leben in größeren Gemeinschaften. Immer wieder sind die Krüge leer. Wir machen und tun und schöpfen und schöpfen - aber es wird oft nichts Rechtes draus. Und vom Festlichen, von der Feier, vom Wein sind wir weit entfernt.

[56] Predigt vom 14.01.2007

Leere Krüge im Leben, auch in der Ehe: innere Leere, Langeweile, die sich mit der Zeit einstellen kann. Das Gefühl, ausgebrannt zu sein. Wir sprechen von Leerlauf - wir halten die Hände durchaus nicht im Schoß, rastlos sind wir in Bewegung, in action, wir packen alles Mögliche in die leeren Krüge hinein - aber der zündende Funke fehlt, das Glück stellt sich nicht ein, es liegt kein Segen darauf, etwas Entscheidendes fehlt, das sich gar nicht so leicht benennen lässt.
Leere Krüge auch in der Kirche: Und das sind nicht nur die leeren Kassen, der Mangel an Geld, an Mitteln und an Personal. Wenn es nur das wäre - wir könnten damit leben. Aber die leeren Krüge in der Kirche bedeuten Mangel an Überzeugungskraft; Mangel an Mut und Geist. Ich bewundere manchmal im Fernsehen die jungen Muslime, auch die Kopftuch-Mädchen, mit welchem Eifer und welcher Ernsthaftigkeit sie ihren Glauben kennenlernen und leben wollen. Das hat Profil - und in der Begegnung mit ihren christlichen Freunden und Kollegen stoßen sie auf die reine Ahnungslosigkeit und stochern sozusagen im Nebel. Da ist kaum noch Profil zu entdecken, wenig Selbstbewusstsein, sondern eher der Grundverdacht, eigentlich von vorgestern zu sein und keine wirkliche Zukunft mehr zu haben. Eine Christenheit, die unter sich bleibt und nicht mehr richtig wachsen will oder kann - und die nichts daran ändert, sondern so weitermacht wie bisher - ja, die erinnert nicht an volle Schatztruhen, sondern an leere Krüge!

Liebe Schwestern und Brüder, in unserem Evangelium haben nicht die leeren Krüge das letzte Wort. Das hat der Speisemeister, der das Geschehen mitbekommen hat: Du hast den besten Wein bis jetzt zurückgehalten…
Wie kann es sein, dass die leeren Krüge am Schluss besten Wein enthalten? Nun, der Evangelist Johannes bereitet diesen Schluss, dieses wunderbare Finale sorgsam vor. Als erstes sagt er: Jesus ist Gast beim Fest. Mit meinen Brautleuten von heute denke ich dann darüber nach, wie wir Jesus in unser Leben einladen können, wie er in unserem Leben Gast, ja Dauergast sein kann. Das Wunder hängt daran, dass Jesus dabei ist, dass er Gast ist. Wenn wir ihn nicht hereinlassen in unser Dasein, wenn wir ihm die Tür vor der Nase zuschlagen, dann bleiben die Krüge leer oder haben in sich nur Wasser…

Johannes baut danach eine Spannung auf in dem Gespräch zwischen Maria und Jesus. Maria, ganz aufmerksam, sagt: Sie haben keinen Wein mehr. Das heißt: tu was! Du kannst doch helfen. Du hast doch ein Herz für die Leute. Merkwürdig und schroff die Antwort von Jesus. In alter Übersetzung kommt das noch deutlicher heraus: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Und dann: Meine Stunde ist noch nicht gekommen! Jesus scheint unwillig. Seine Stunde ist bei Johannes, diesem Meister des Symbolischen, die Todesstunde am Kreuz, und diese Hochzeitsgeschichte in Kana ist wie ein Vorgriff, ein Vorhinweis darauf: Die Reinigungskrüge erinnern an die Fußwaschung, und der Wein an das Abendmahl und die dortige große endgültige Verwandlung: der Wein in das Blut Christi. Es ist, als wollte Jesus an dieser Stelle sagen: ich bin noch nicht so weit. Hier in Kana ist alles noch Andeutung - die große Hingabe, die große Wandlung steht noch aus - die große Wandlung, die wir im Herzen jeder Messe feiern!

Wir nennen Maria die Mutter vom guten Rat; - und ihr guter Rat ist: Was er euch sagt, das tut! Wir werden also - genauso wie die Diener bei der Hochzeit - auf Jesu Wort, auf seine Botschaft verwiesen. Den Dienern sagt er: Füllt die leeren Krüge. Das ist wirklich Arbeit: 60 große Eimer vom Brunnen herüber schleppen, was er sagt. Und so das Wunder vorbereiten, das nicht von uns kommt. Vorbereiten durch gute und harte Arbeit, die aber noch nicht alles ist. Vorbereiten durch die Mühen des Alltags. Vorbereiten vor allem durch unser gläubiges Vertrauen. Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist, sagte der Gründungspräsident Israels Ben Gurion; der selber miterleben konnte, wie die Wüste Negev bewässert wurde und heute fruchtbares Ackerland ist: Um die leeren Krüge im eigenen Leben wie in der Kirche zu füllen, braucht man Visionen, braucht man eine unbändige Hoffnung, braucht man Spiritualität und Gottvertrauen. Da mit es aber wirklich zündet und der Wein des Festes und der Freude, der Wein der Fülle und der Erfüllung in die Krüge kommt, brauchen wir Gott und seinen Boten Jesus Christus, den großen Verwandler, der immer wie der Trauer in Freude und Resignation in Hoffnung verwandelt hat.

Seine Hingabe und sein Segen ist das Wunder.

In Guatemala (2000)

Die Dämonen – und der Segen[57]

Das Telefon läutet. Eine Frau ist dran: Sie wären in eine neue Wohnung eingezogen, und jetzt hätte sie von Nachbarn erfahren, dass der Vormieter sich in dieser Wohnung das Leben genommen habe. Nun lebe sie dort in einer großen Unruhe; eine "negative Energie" liege förmlich in der Luft. Ob ich was machen könne? Nun, ich bin hingefahren und habe die Wohnung gesegnet, habe gebetet, dass Gottes guter Geist stärker sein möge als alle Mächte des Unheils, welcher Art auch immer. Segen ist die Antwort Gottes, sein Instrument in den Unheilserfahrungen. Segnen heißt - vom lateinischen her - eigentlich "gut sprechen", Gottes gutes Wort, seine Zusage in eine belastende Situation hinein sagen: dass Gott den Menschen nicht im Stich lässt.

An diese Begebenheit musste ich denken, als ich das Evangelium von der Dämonenaustreibung (Mk 1, 21-28) las. Keine Geschichte aus einem Gruselfilm, sondern aus dem Evangelium! Wie ist das zu verstehen - Austreibung von Dämonen?
Wir müssen da wohl das Normalbild des Alltagsmenschen verlassen. Normal ist: wir haben uns weithin unter Kontrolle. Wir handeln vernünftig, unser Handeln ist nachvollziehbar. Wir fühlen uns als "Herr im Haus" unseres eigenen Innern. Insgesamt leben wir im Rahmen der üblichen Moral. Aber manchmal blicken wir in Abgründe und verstehen uns selbst nicht mehr. Da kommen die "Dämonen" ins Spiel.

Eine Frau erzählte mir von Exerzitien, auf die sie sich schon lange gefreut hatte. Zehn Tage Stille! Kaum eine Ablenkung! Aber bevor es erfreulich und heilsam für sie wurde, überfiel sie eine große Unruhe. Dunkle und verdrängte Gefühle kamen hoch. Ängste meldeten sich, Traurigkeit, Langeweile, Müdigkeit. Sie sagte: "So stelle ich mir die Dämonen vor: das Dunkle, das wir mit uns herumschleppen - und das nun auf einmal ans Licht drängt und nach Heilung schreit!" Offenbar haben wir da einiges abgelagert im Keller unseres Bewusstseins, haben möglicherweise auch einige "Leichen im Kel-

[57] Predigt vom 01.02.2009

ler", die wir unter Verschluss halten - und die wie die "bösen Geister" herumspuken - und wir spüren: Da ist etwas, das ist stärker als wir, stärker als unsere Vernunft und Gesittung und unsere Kontrolle. Da ist etwas, das kriegen wir nicht in den Griff. Und manchmal fühlen wir uns dann wie Marionetten, wie ein Spielball fremder Mächte: *Es* beherrscht uns - dieses schwer zu fassende geheimnisvolle *es*! In der Sucht wird es besonders greifbar, wenn Menschen nicht loskommen vom Alkohol, von Drogen, von der Pornografie oder von Wettspielen. Ein manchmal schier übermenschlicher Akt, davon frei zu kommen!

Die Bibel sieht das menschliche Herz als einen Kampfplatz zwischen Gott und dem "Feind", dem Satan mit seinen dämonischen Komplizen, den "Mächten und Gewalten" dieser Welt. Das Ich ist nicht autonom, frei und selbstbestimmt (wie wir es gerne hätten), sondern Spielball der Mächte und zwischen diesen hin- und hergezogen. Das Gute, das wir eigentlich wollen, tun wir nicht. Und das Böse, das wir nicht wollen, tun wir - so bringt es Paulus auf den Punkt. Und er fährt fort: Ach, ich unglücklicher Mensch - wer wird mich daraus befreien (Röm 7)?

Brauchen wir Beispiele? Waren Sie schon einmal in Auschwitz? Wenn Sie vor diesen Bergen von Brillen, Haarteilen, Goldplomben und Gebissen stehen und sich vorstellen, was sich da vor einem Menschenalter abgespielt hat! SS-Offiziere, die Sonaten von Mozart auf dem Klavier spielen und ihren Schäferhund tätscheln und ihren Kindern Schokolade nach Hause schicken - und die dann, ohne mit der Wimper zu zucken, Juden erschießen oder vergasen oder totprügeln - wenn Sie das Dritte Reich als Ganzes nehmen, dann ahnen Sie doch die Dämonen!

Stellen Sie sich vor, wie viele Menschen heutzutage davon leben, andere zu zerstören: Drogenhändler. Waffenhändler. Menschenhändler, die großen Geschäftemacher, die andere ruinieren und wissentlich in die Armut treiben… Sie sind nur wie die Spitze eines Eisbergs, eines dämonischen Bergs von Hass und Gewalt. Die Dämonen sind auch in uns: abgedrängt, verdrängt, aber nicht besiegt! "Wir sind nicht anders - wir hatten es nur anders", sagte eine Nonne, die jahrzehntelang in Paris mit Prostituierten

arbeitete.

Wie kann man die Dämonen in sich besiegen? Das Evangelium lädt uns ein, auf Jesus zu schauen, der in "Vollmacht" handelt, in voller Macht über sich selber - und sich darin ganz Gott überlässt. Gott allein ist stärker als alle Dämonen in uns oder über uns. Wir selber können den Abgrund in uns nicht auffüllen. Das kann nur Gott, der über den Abgrund eine Brücke gelegt hat - das Kreuz Jesu Christi.

Manchmal treffen wir Menschen an, die mit Gottes Hilfe einen Dämon besiegt haben - den Dämon "Alkohol" z.B. Die können glaubwürdig bestätigen: Wenn ich mich Gott überlasse, dann verändert sich mein Leben von innen her - dann wird die Macht des Bösen und Schädlichen gebrochen.

Anfangs habe ich vom Segen gesprochen. Heute wird noch der Blasius-Segen ausgeteilt: es gibt heilende Kräfte, die nicht in Tabletten und Medikamenten enthalten sind, sondern in denen Gott an uns wirkt - Gott, der durch seinen "Heiland" die Dämonen vertreiben kann und uns sein Heil auf den Kopf hin zusagt.

Der dreißigste Weihetag[58]

Bei meiner Primiz, meiner ersten Messe, - vor dreißig Jahren -, predigte mein Heimatpfarrer über „Selig, die arm sind vor Gott“. Er zitierte auch die letzten Worte von Martin Luther auf dem Sterbebett: “Wir sind Bettler - das ist wahr!“

Diese Predigt gefiel damals nicht allen Leuten. Sie dachten: Primiz - da muss doch eine Festpredigt her! Festliche Worte! Festliche Gedanken! Und was kriegen wir zu hören? „Wir sind Bettler - das ist wahr!“
Ich bin jetzt dreißig Jahre älter als damals, habe gute Zeiten erlebt und dürftige Zeiten, und stehe heute da und sage: Ja, das ist wahr – wir sind Bettler! Trotz festem Gehalt, trotz schöner Wohnung, trotz vielen Freunden und Bekannten. Ich bin ein Bettler im Bezug auf Gott. Ein Kollege des Blinden im Evangelium, der auch ein Bettler war.

Bettler - d.h.: Ich bin angewiesen - angewiesen auf Menschen, die mitgehen, die eine ähnliche Wellenlänge haben, die suchen und die glauben, in Jesus Christus „fündig“ geworden zu sein. Diese Menschen kann ich nicht herbei “zwingen“ und nicht „produzieren“, ich kann keine Werbestrategien und keine Marketing-Tricks einsetzen - höchstens Glaubwürdigkeit. Wenn diese Menschen sich finden lassen, ist das - heute - wie ein Geschenk.

Neulich, mitten auf der Wilhelmstraße, unter vielen Leuten, überfiel mich ganz stark die Empfindung: Nichts ist selbstverständlich. Nichts! Der Glaube nicht und Gott nicht! Für die Leute und auch für mich selber muss alles wie neu durchbuchstabiert werden. Da hilft keine dreißigjährige Routine. „Ich stottere immer noch“, sagte mein Heimatpfarrer damals in der Primizpredigt. Er war da schon über siebzig Jahre alt. Offensichtlich kann man von Gott nur stottern, nur ahnen. Aber diese „Ahnungen“ kann man mitteilen, kann man sich gegenseitig erzählen. Und davon lebt der Glaube, lebt die Kirche – vom Erzählen! Niemand weiß Bescheid von Gott, und man sollte denen misstrauen, die so tun, als wüssten sie Bescheid. Wir besitzen Gott

[58] Predigt am 06.03.2005

nicht, auch wir Priester besitzen ihn nicht. Aber wir vertrauen ihm - wir wollen ihm zumindest vertrauen, versuchen es. Vertrauen - ihm: dem Gott, der schweigt und manchmal redet, der verborgen und versteckt ist und manchmal sozusagen „offen liegt“. 3o Jahre reichen nicht, um ihn zu erfassen, um mit ihm zurande zu kommen. Und das macht uns zu Bettlern im Bezug auf Gott: Wir besitzen ihn nicht. Vielleicht strecken wir die Hand aus - wie ein Bettler -, halten sie hin wie eine Schale: Fülle du die leeren Hände, Gott. Ich kann es selber nicht. Oder wir, die Bettler, sagen: Herr, erbarme dich. Oder wir gebrauchen das alte, leider aus der Übung gekommene Wort „Gnade“. Wir schaffen dein Reich nicht, Gott, du wirst es wachsen und reifen lassen. Du wirst es segnen.

Manchmal - und das sind die glücklichsten Momente - spüren wir, dass wir gesegnet sind, dass Gott sozusagen unsere ausgesteckten Hände ergriffen hat. Manchmal spüren wir, dass unsere Grenzen zu einer Brücke werden und nicht zu einem Graben. Manchmal spüren wir, dass er – Gott - der „Mitgeher“ ist. Und auch das gehört zu unserem Bettler-Sein: jeder auf eigene Faust - das geht nicht! Jeder seine Ich-AG - Gott, was für ein Alptraum! Wir sind auf den großen Mitgeher und die vielen kleinen Mitgeher angewiesen. „Darum“, schreibt Peter Hahne, „lasst uns aus den vielen Ich-AGs eine neue Gesellschaftsform machen: eine GmbH - eine Gemeinschaft mit begründeter Hoffnung!“

Der Bettler in unserem Evangelium ist obendrein noch blind. Das isoliert ihn noch mehr. Die Heilung wird so erzählt: Jesus streicht ihm einen Teig auf die Augen. Damit wird zunächst alles noch finsterer. Dann schickt er ihn los zum Teich Schiloach, er solle sich dort waschen. Und der Blinde geht los - wie hat er das wohl gemacht? Er geht los und kommt zurück - und kann sehen, weil er dem „Licht der Welt“ begegnet ist. Gehen - ins Dunkle hinein- und auf dem Weg sehen lernen. Später fügt der Blinde hinzu: „Ich glaube, Herr“, und wirft sich vor Jesus nieder.
Da wird in wenigen Sätzen eine gewaltige Entwicklung beschrieben. Ein Mensch - ein Blinder, ein Bettler - lässt sich schicken, mit verschlossenen Augen, wie mit einer Maske. Er geht und sieht und glaubt.

Gehen, sehen, glauben: diese Reihenfolge. Immer fängt es mit dem Gehen an. Gehen zum Teich Schiloach oder nach Lüdenscheid oder wo immer Gott einen brauchen kann. Die ganze Lebensgeschichte kann sich dann ausdrücken in dem Psalmwort, das mir sehr am Herzen liegt: „Du führst mich hinaus ins Weite - du machst meine Finsternis hell!“

Das ist die Erfahrung des Blinden. Vielleicht ist es auch unsere ganz eigene Erfahrung. Wir starteten als junge Leute mit dem Empfinden: „Was kostet die Welt!“ Im Laufe des Lebens merken wir, dass die Welt ihren Preis hat und wir diesen Preis bezahlen müssen. Wir können dabei auch geistig Pleite gehen. Das passiert vielen heutzutage, die sehr auf Geld, Erfolg und Spaß gesetzt haben und keine Vorsorge getroffen haben, ihre Vorräte an lebendiger Hoffnung aufzufüllen. An begründeter Hoffnung sogar! Wir Christen sehen im göttlichen Mitgeher Jesus Christus den Grund der Hoffnung. Wir hoffen, dass bei allen Widrigkeiten, Pannen und Pleiten des Lebens unser Weg sinnvoll und gesegnet bleibt und ins Weite führt. Und das ist mir an der Kirche wichtig: sie ist gedacht als die neue Gesellschaftsform, von der Peter Hahne sprach - die „Gemeinschaft mit begründeter Hoffnung“!
Von diesem Grund unserer Hoffnung, diesem „festen Grund“ müssen wir reden, müssen wir erzählen: wir alle! Das sind wir den Menschen schuldig, gerade den jüngeren Generationen. Wenn wir das nicht tun, wird es in Zukunft vielleicht keine Kirche mehr geben! Eine stumme Christenheit wird sterben, aussterben - wozu wäre sie auch gut? Eine redende, eine vor allem durch Taten redende und bezeugende Kirche wird leben und ausstrahlen. Sie darf sich nicht anstecken lassen von der Resignation, muss nicht zu allem ihre Meinung dazugeben. Sie weiß nicht alles, sie weiß auch nichts besser, aber den „festen Grund ihrer Hoffnung“ soll und muss sie aussprechen und bezeugen. Am besten tut sie dies, indem sie feiert - das, was wir jetzt auch hier tun: die Messe feiern. Dann spricht der „feste Grund“ zu uns, dann verankern wir uns immer neu in ihm und werden selber fest und zielsicher. Dann zeigt sich uns das Licht. Uns, die wir dem Bettler in seiner Blindheit und Angewiesenheit gleichen, zeigt sich das Licht. Deswegen bin ich gerne Priester und bin ich gerne Christ und wünsche Ihnen das auch: gerne Christen zu sein, mit Selbstbewusstsein, vor allem mit Freude!

Zur Förderung der Lebensfreude (auch in der Fastenzeit)[59]

Ich achte auf mein Lachen, auf meinen Sinn für Humor. Habe ich jeden Tag etwas zum Lachen? Wie lache ich?

Ich denke an die Menschen, die mir ganz lieb und wichtig sind, und stelle mir ihre Stärken und guten Seiten vor Augen (nicht immer nur die Probleme).

Ich vermeide es, mich über die üblichen „Steine des Anstoßes“ zu ärgern. Ich übe mich in Gelassenheit.

Ich fühle mich ein, dass die tiefste Schicht des Glaubens die Freude ist – z.B. die Osterfreude, - und übe mich darin ein, jeden Tag neu.

Ich mache die Widrigkeiten des Alters/ der Krankheiten nicht zu meinem Hauptthema, sondern freue mich über das, was mir noch gegeben ist. Das macht mich dankbar!

Ich versöhne mich mit der Vergangenheit, mit den Enttäuschungen, Frustrationen und Grenzen meiner Lebensgeschichte.

Ich nehme den Alltag an mit seiner Routine. „Gott ist gegenwärtig auch zwischen Kochtöpfen.“ (Teresa von Avila)

Ich halte meine Fähigkeit zum Genießen wach und gönne mir, was mir guttut. Ebenso gönne ich es den anderen.

Ich „tue Buße“, ich gehe – vielleicht nach langer Zeit - wieder zur Beichte, zum Beichtgespräch – nicht als innerer Zwang oder lästige Pflicht, sondern als Zeichen eines (frohen) Neubeginns und innerer Entschlackung

[59] Zusammenfassung eines Vortrags bei KOLPING am 05.03.2009

Ich hänge nicht meinem Scheitern (bzw. dem der anderen) nach, sondern freue mich über meine (ihre) Fortschritte.

Ich setze gegen trübe Stimmungen, Weltschmerz und Resignation das Psalmwort „Du führst mich hinaus ins Weite“ oder ähnliche Zusagen Gottes.

Ich erlaube mir, gelegentlich faul zu sein und die „Muße zu pflegen“.

Ich erlaube mir, von etwas begeistert zu sein und das auch zu zeigen.

Ich tue etwas, was man in meinem Alter eher nicht mehr tut - z.B. ins Kino gehen! Ich leiste mir kleine Ausbrüche aus dem Gewohnten, damit es nicht erstarrt.

Ich erlaube mir Selbstironie, um mich nicht zu wichtig zu nehmen.

Ich drücke ein Auge zu.

Ich leiste mir Träume.

Ich übe Gastfreundschaft.

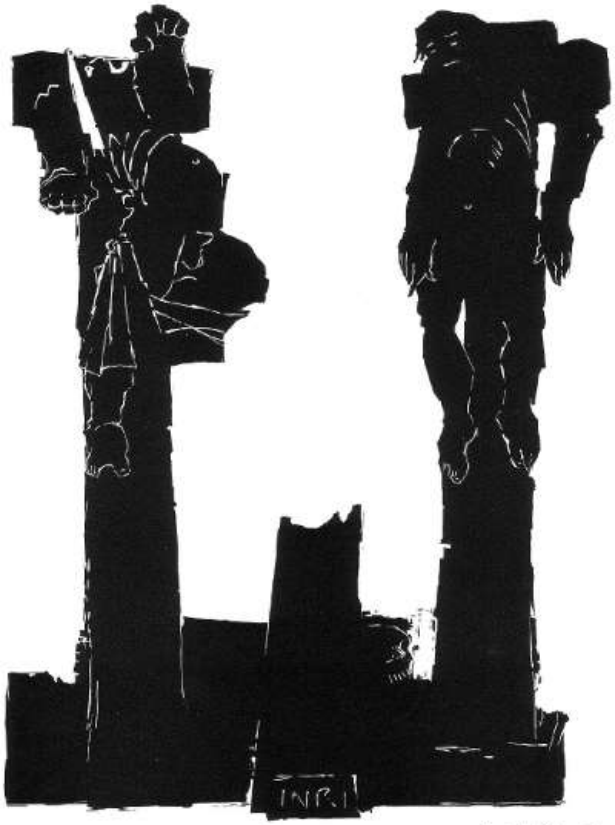
Ich rede mit Leuten, nicht über sie. Konfliktgesprächen gehe ich nicht aus dem Weg und hoffe, dass sie befreiend wirken.

Ich versuche, ein glücklicher Christenmensch zu sein.

Die Mitte fehlt[60]

Reinhold Schneider in seinem Kriegstagebuch, 1940:
" ... Im Kriege schlugen wahnwitzige Soldaten aus einer Kreuzigungsgruppe das Mittelstück, also das Kreuz Jesu heraus. Was übrig blieb, sind die beiden anderen Gekreuzigten. Sie starren jetzt auf den Fleck, wo Jesu Kreuz stand, aber es ist nicht mehr da, die Mitte ist leer ..."

Das ist ein schwieriges Bild.
Die Einzelheiten sind
nur schwer zu erkennen.
Aber wir ahnen:
Das Bild führt uns nach Golgota.
Drei Kreuze - oder sind es nur zwei
oder zweieinhalb?
Die Verbrecher hängen noch
- der verstockte und der reumütige -,
sie hängen verrenkt an ihren Kreuzen -,
aber das dritte Kreuz, das in der Mitte,
ist abgebrochen,
ist nur noch in Resten da -
wie ein Baumstumpf,
der übrig bleibt,
wenn ein Baum gefällt wird.
Sagen wir es kurz: Das Kreuz Jesu fehlt.
Das Entscheidende fehlt.
Die Mitte fehlt ...



Linolschnitt: Heinz Seeher

Erster Eindruck, vielleicht:
Trostlose Idee!

[60] Impuls zum Bußgang der Lüdenscheider Christen am 27.02.2009

Im Aufblick auf das Kreuz Jesu
liegt doch der Trost!
Und jetzt nur:
Ruinen des Kreuzes!
Bleibt nur das
grausame Leiden
der beiden anderen übrig?
Der eine flucht,
der andere bittet -
aber beides geht ins Leere -
keiner ist mehr da, der hinhört?
Ein Übermaß an Leiden in der Welt
ohne jede Hoffnung?
Leiden an Krankheit, Armut und
Hunger,
Leiden an Gewalt,
Leiden an fehlender Liebe -
Und wenn es denn je
eine Hoffnung gab -
dann ist sie
zerbrochen, weg geschlagen?

Oder ist es genau umgekehrt?
Ist es ein Bild der Hoffnung?
Ruinen des Kreuzes,
weil er auferstanden ist,
weil er uns vorausging
ins Leben,
weil es einen "unsichtbaren Teil"
des Kreuzes gibt -
unsichtbar, unserem Blick
und Begreifen entzogen?
Weil er schon weiter ist,
als wir sehen können?
Und die Reste des Kreuzes
nur wie die Eierschalen sind,
die das ausgeschlüpfte Küken,
das "neue Leben" zurücklässt?

Angedeutete Hoffnung
oder
verzweifelte Hoffnungslosigkeit?

Die fehlende Mitte
provoziert,
fordert uns heraus.
In unserem Glauben
ist die Mitte
durch Jesus Christus besetzt.
Er ist die Mitte.

Das Bild fragt uns:
Haben wir diese Mitte verloren?
Die Mitte, das Herz, das Zentrum
des Inneren,
von dem her
sich alles ordnet -
die Mitte,
die unser Leben prägt?
Wie leicht lässt sich
die Mitte verfehlen!
Und welche Chaosmächte
kommen dann hoch!
Das ist auch
dem Petrus passiert!
Und darum geht Jesus
mit ihm hart ins Gericht:
"Weg mit dir, Satan,
geh mir aus den Augen!

Denn du hast nicht im Sinn,
was Gott will, sondern
was die Menschen wollen!"
Die Mitte ist:
"das, was Gott will".
Haben wir sie verloren,
weil wir mehr und mehr
und dann immer nur im Sinn haben,
"was die Menschen wollen"
- inklusive uns selber?
Und werden wir dann
- ohne diese göttliche Mitte -
wie eine Fahne im Wind,
hin- und hergezogen,
schwankend je nach unseren
Stimmungen und Gelüsten,
schwankend auch im Sog
der jeweiligen öffentlichen Meinung,
im Sog von dem,
"was die Menschen wollen"?

Dieser Bußgang
und die kommende Zeit
zum Osterfest hin
möge uns helfen,
unsere lebendige Mitte zu "pflegen":
dass wir sie suchen,
wenn sie uns fehlt -
was fehlt uns,
wenn uns Jesus fehlt?
Dass wir uns
mit ganzem Herzen freuen,
wenn wir sie vorfinden.
Wenn wir ihn vorfinden
in uns.

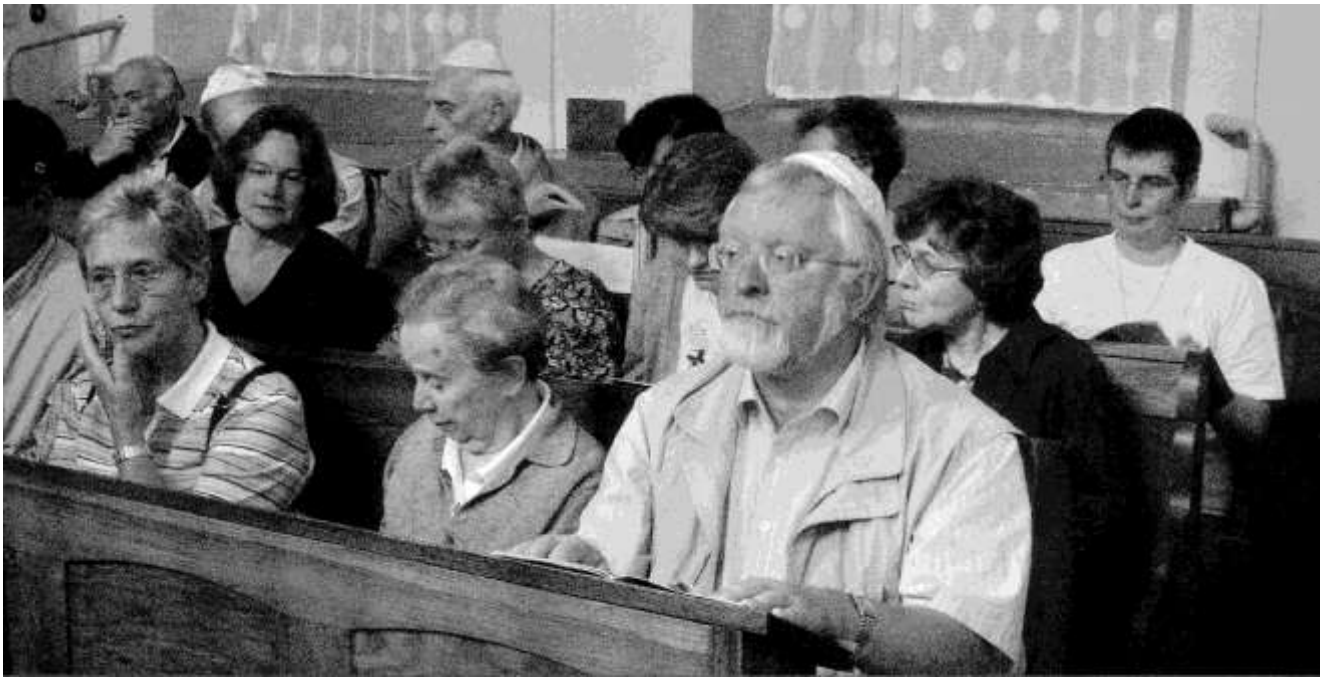
Lassen wir es
auf diese Mitte ankommen.
Sie gibt Orientierung.
Sie gibt Halt.
Sie ordnet alles.
Halten wir uns nicht
mit Nebensächlichem auf ...

Klopfzeichen Gottes[61]

Ich komme gerade als Patient aus dem Krankenhaus, und dort tröstete mich das Wort eines schwäbischen pietistischen Pfarrers, das ich in einem Kalender gelesen hatte. Er wollte einer alten Frau beistehen, die gleich mir in der Urologie lag, und er tat dies mit den schönen Worten: „Gell, der liebe Herrgott kann auch am Bläsle anklopfe …“
Der liebe Herrgott kann bei uns anklopfen, am Bläsle und wo immer sonst.
Ich möchte die Grüße und Segenswünsche der katholischen Mitchristen überbringen und meine, dass Ökumene heute heißen könnte, gemeinsam auf die Klopfzeichen Gottes zu achten.
Am kräftigsten hat Gott angeklopft - klopft er an, ruft er an - in der Bibel. Es ist eine Freude für uns, darüber Peter Hahne zu hören. Er wird heute Abend wahrscheinlich so etwas wie ein „Verstärker“ dieser Klopfzeichen Gottes sein. Gott ist diskret, sein Klopfen ist oft leise, aber manchmal sind es richtige Hammerschläge: gerade heute.
Warum klopft Gott an: in der Bibel und in den Ereignissen des Lebens? Um uns wachzuhalten und uns zur Umkehr zu locken (- die Propheten -), um uns herauszufordern, um uns einzuladen zu sich und seinem Wort. Schon ganz am Anfang klopft er bei Adam an, ruft ihn an: Wo bist du, Adam? Wo bist du, Mensch? (Übrigens: typische Frage bei Anrufen, häufigste Frage auf Handys: Wo bist du gerade?) Adam hält sich gerade versteckt, im Dickicht des Paradiesgartens. Und vielleicht ist das so geblieben, vielleicht sitzen wir immer noch im Versteck, kommen nicht „aus den Sträuchern heraus“ - nicht richtig hin vor Gott, nicht richtig hin zur Welt. Adam hatte sich damals versteckt, weil er sich plötzlich vor Gott als nackt empfand. Ob dieses Empfinden geblieben ist in der Christenheit, nackt dazustehen oder in einem zu kurzen Hemd - und sich darum schämen zu müssen und hinter den Sträuchern versteckt zu bleiben?
Mit Hilfe von Peter Hahne wird das heute Abend alles anders! Ich denke, er wird uns ermutigen, auf das Anklopfen und die Anrufe Gottes in der Bibel und im Leben zu achten. Wir dürfen mit dem Versteckspielen des alten

[61] Grußwort bei den „Gemeindetagen“ mit Peter Hahne in der Christuskirche am 27.03.2004

Adam aufhören, weil der „neue Adam“, Christus gekommen ist. Er klopft an, er ruft uns an. Hoffentlich sind wir zu Hause.
Freuen wir uns an seiner Verheißung, zu finden am Ende der Bibel (Apk 3, 20): „Ich stehe vor der Tür und klopfe an. Wer meine Stimme hört und die Tür öffnet, bei dem werde ich eintreten, und wir werden Mahl halten, ich mit ihm und er mit mir!“



In einer Synagoge in Krakau (2007)

Ostern - mitten im Leben[62]

Als der Sabbat vorüber war, kauften die Frauen wohlriechende Öle, um Jesus im Grab zu salben.

Friedhofskultur gab es schon damals. Sicher mehr als heute. Die Frauen wollten den toten Jesus einbalsamieren. Sie wollten den Leichnam konservieren. Die Leiche soll zur Mumie werden, soll ewig halten. Das Grab soll gepflegt werden. Das ist menschlich. Aber göttlich ist es, nicht den Tod zu verewigen, sondern das Leben.

Am ersten Tag der Woche kamen sie in aller Frühe zum Grab, als eben die Sonne aufging.

Eine neue Woche beginnt, ein neuer Tag beginnt - das ist der Tag, den der Herr gemacht. Was sich erst später zeigt: eine neue Zeitrechnung beginnt. 2006 Jahre nach Christus sind es jetzt. Ohne den auferstandenen Christus müssten wir unsere Zeit anders zählen. Ostern ist nicht von dieser Zeit; es ist kein fotografierbares Ereignis wie der Fall der Berliner Mauer oder die Zerstörung des World Trade Centers. Ostern ist nicht von dieser Zeit, und doch ordnet es unsere Zeit. Es ist reiner Neubeginn. "Die Sonne ging auf" - die Ostersonne mit ihrer Leucht- und Hoffnungskraft ist nie mehr untergegangen: auch wenn heutzutage ein großer Teil der Bevölkerung - vielleicht sogar die Mehrheit - gar nicht mehr weiß, warum es zwei Tage frei gibt. Die Leuchtkraft der Ostersonne hängt nicht von statistischen Umfragen ab.

Am Grab sahen sie, dass der Stein vom Eingang weggewälzt war.

Was haben sich die Frauen da wohl gedacht? Wer hat da die Ruhe des Grabes und des Karsamstags gestört? Wer will da was? Waren Grabräuber am Werk? Politische Machenschaften? Der weggewälzte Stein irritiert erst einmal nur. Er reicht noch nicht, dass den Frauen "ein Stein vom Herzen fällt" und sie aus ihrer Trauer herausgeholt werden.

[62] Osterpredigt 2006

Die Frauen gingen in das Grab hinein.

Ein kleiner Satz, den man schnell überliest. Würden Sie da reingehen, in diese unheimliche Grabhöhle, in der sich vielleicht gerade die Räuber zu schaffen machen? Die Frauen sind mutig. Der erste Schritt auf Ostern zu: hinein gehen ins Unbekannte, ins Unerwartete - ja selbst in die Todeshöhle.

Sie sahen einen jungen Mann dasitzen im weißen Gewand.

Im weißen, im leuchtenden Gewand. Der kommt von Gott her und bringt eine Botschaft von Gott. Die haben sich die Menschen nicht selber ausgedacht. Engel - so nennen wir die diese Boten, diese Deuter. Und solche Engel brauchen wir auch heute: menschliche "Boten des Himmels", die uns in die Botschaft Gottes hinein ziehen.

Da erschraken sie sehr.

Würden wir auch - nichts wie weg. "Was will der Mann von uns", denken die Frauen. Noch dreimal kommt das vor, das Erschrecken. Das Wort liegt über dem Folgenden. Wie durch einen Filter hören die Frauen das, was kommt. Das Erschrecken und die Furcht überlagern alles. "Sie sagten niemand etwas, sie fürchteten sich" - erst später bricht die Freude durch, und das Sprechen. Man erschrickt, wenn die Dinge nicht mehr so sind wie sie waren. Wenn tot nicht mehr tot ist. Wenn ein Grab die Wiege von etwas Neuem wird, die Wiege des Glaubens, die Wiege des "neuen Lebens", die Wiege der Kirche. Man erschrickt und ist fassungslos. Ein wenig von diesem Erschrecken und von dieser Fassungslosigkeit wünsche ich uns auch heute.

Der junge Mann sagte zu den Frauen: Erschreckt nicht! Ihr sucht Jesus, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden; er ist nicht hier.

Wo ist er denn? Wo sollen wir ihn suchen? "Sucht den Lebenden nicht bei den Toten", heißt es in der Bibel. Sucht ihn nicht in der Vergangenheit.

Sucht ihn hier und heute - sucht ihn in eurer Mitte. Sucht ihn im Leben und Handeln seiner Freunde von heute.
Und weiter sagte der junge Mann: Seht, da ist die Stelle, wo man ihn hin gelehnt hatte!

Und da ist nichts mehr. Nur Leere, ein leeres Grab. Die Frauen finden: nichts. Und dieses Nichts ist der Ausgangspunkt für alles weitere. Leere ist in der Regel schlimm: leere Kassen, leere Portemonnaies, leere Kirchen. Aber das leere Grab - so werden sie langsam verstehen - bedeutet: Fülle.

Nun aber geht und sagt seinen Jüngern, vor allem Petrus: Er geht euch voran nach Galiläa. Dort werdet ihr ihn sehen.

Ostern heißt *gehen*, heißt: mit Christus vom Tod zum Leben hinüber gehen. Darin geht Christus uns voraus. Die erste Richtung ist Galiläa. Da kommen er und seine Jünger her, da haben sie als Fischer und Handwerker gelebt. Christus bringt also Ostern in den normalen Alltag, dahin, wo wir arbeiten, essen und schlafen - wo wir zusammen sind. Ostern steht "mitten im Leben", nicht erst an den Rändern, wo Menschen sterben oder schwer leiden müssen.
Ostern steht mitten im Leben - nicht bloß in den "heiligen Bezirken" der Religion, in Tempeln oder in den Kirchen. Darum muss man aufbrechen von Jerusalem, der heiligen Stadt, und ins nicht sehr geschätzte Galiläa, in den Alltag ziehen. Ostern, Auferstehung Jesu Christi, ist keine religiöse Spezialfrage, sondern ein Thema des Lebens.

Das Fest hat zu tun mit Fragen wie: Siegt das Böse in der Welt, siegt die Gewalt? Lohnt sich die Liebe, lohnt sich das menschliche Engagement? Worauf darf ich hoffen? Was bewahrt mich vor der Mutlosigkeit? Was lässt mich aufbrechen und immer wieder neu aufstehen? Hat der Tod das letzte Wort? Was ist möglich und was ist unmöglich?

Liebe Schwestern und Brüder, ich freue mich auf österliche Menschen, die nicht sagen: "Das ist doch unmöglich!", sondern "Lasst es uns versuchen!". Die nicht sagen: "An dem ist Hopfen und Malz verloren, den kannst du ver-

gessen.", sondern: "Gebt ihm noch eine Chance!". Die nicht sagen: "Das ist doch nur einen Tropfen auf einen heißen Stein", sondern: "Das ist der erste Schritt des Aufbruchs in die richtige Richtung." Die nicht sagen: "Tot ist tot, finde dich damit ab", sondern: "Verlass dich auf Gott, er weckt neues Leben."

Ich freue mich auf viele österliche Menschen auch hier und wünsche Ihnen allen in diesem Sinn "gesegnete Ostern"!

Mit einem guten Freund, dem normannischen Dorfpfarrer G. Tourquetil (✞)

Eddie ist umgezogen[63]

In Berlin fand sich dieser Tage eine Todesanzeige für Eddie, einen Obdachlosen aus Berlin-Kreuzberg, und die ging so:
" Eddie ist tot. Jeden Tag kam er von seinem Wohnheim zur Suppenküche Liebfrauen in Kreuzberg. Und hatte dort seinen festen Stammplatz am Spültisch. Täglich wusch er rund 400 Plastikbecher, Teller und Geschirr, kehrte den Hof und war immer fröhlich. Alle Obdachlosen, die nach Kreuzberg kamen, hatten Eddie zum Freund. Wir freuen uns, bekannt geben zu dürfen, dass Eddie jetzt seinen Platz gewechselt hat. Er sitzt beim himmlischen Festmahl Gottes jetzt ganz oben an der Tafel. Und nun sind andere dran, ihn zu bedienen."

Soweit diese Todesanzeige, in der eine kirchliche Suppenküche einen Obdachlosen würdigt. Und darin findet sich dieser wunderbare Auferstehungssatz: " Wir freuen uns, bekannt geben zu dürfen, dass Eddie jetzt seinen Platz gewechselt hat …"

Wirklich ein Auferstehungssatz? Ja, denn es heißt nicht: Er hat seinen Platz verloren, beendet, aufgegeben. Er hat ihn gewechselt. In den letzten beiden Wochen haben wir hier in St. Joseph fünf markante Mitglieder unserer Gemeinde zu Grabe getragen, und das hängt mir wirklich in den Knochen. Ich finde den Satz schön und tröstlich: Sie haben ihren Platz gewechselt. Sie sind jetzt nicht mehr in der Spülküche oder am Schreibtisch oder im Altenheim - sie sitzen beim himmlischen Festmahl Gottes mit an der Tafel, vielleicht ganz oben, vielleicht im Mittelfeld, wer weiß das schon. Hauptsache: Sie sind dabei, beim Fest mit Gott im Himmel. Hauptsache: Das bleibt unsere Hoffnung.

Es gibt mir immer einen Stich ins Herz, wenn ich lese, dass immer weniger Deutsche diese christliche Hoffnung teilen, diese weite Aussicht auf ein Festmahl mit Gott im Himmel, und das Eingangstor dazu, die Auferstehung. Es kommt mir so vor, als würde man sich des eigenen Erbes schämen, es für

[63] Osterpredigt 2007

überholt und vorgestrig halten, so wie manchmal junge Leute ihre Eltern und ihre Familie nur noch "peinlich" finden und erst später wieder zu einer gerechteren und besonneneren Sicht der Dinge kommen. Seelenwanderung aus dem Osten, Reinkarnation gilt dagegen als "chic" und modern, als der "Renner". Der Dalai Lama ist ja schließlich auch dafür… Gut, dass diese Dinge, diese Ansprüche auf Wahrheit nicht von der Mode entschieden werden. Aber offensichtlich haben wir Christen ein Problem damit, von Auferstehung heute so zu reden, dass Menschen es wirklich verstehen und annehmen können.

Lässt sich Auferstehung, lässt sich Ostern überhaupt verstehen? Nicht so wie eine Zeitungsmeldung oder wie eine Rechenaufgabe. Nicht so wie etwas, über das man Bescheid weiß und über das man dann auch verfügen kann. Es gibt keine Fotos und andere Beweisstücke. Auch die Evangelien schweigen sich über den Vorgang selber aus. Umso mehr reden sie von den Wirkungen. Man muss sich das einmal vorstellen: Da ist ein Toter, der auf die schändlichste Art umgekommen ist - so wie man Verbrecher hinrichtet: am Kreuz. Dieser Mann hat es gut gemeint und gute Dinge gesagt, aber eigentlich nichts richtig zustande gebracht. Er ist auf der ganzen Linie gescheitert. So sieht es aus, auf den ersten Blick. Aber dann machen sich seine hergelaufenen Freunde, irgendwann nach dem Schock dieses fürchterlichen Kreuzestodes und nach der Phase der Angst und des Sich-Verkriechens, auf die Beine, und es treibt und drängt sie bis nach Spanien (der Paulus) und sogar bis nach Indien (der Thomas) mit einer Botschaft, die eigentlich nur aus zwei Worten besteht: Jesus lebt! Zwei Worte und ganz viele Ausrufezeichen, die die Hörer damals deutlich mitbekamen. Sie bekamen mit die Überzeugungskraft, die "power", den Geist, den Heiligen Geist, der aus dieser Botschaft geradezu heraussprang. Zudem haben sich die Boten die Botschaft einiges kosten lassen, nämlich den eigenen Kopf, fast alle haben mit dem eigenen Leben bezahlt, sind als Märtyrer eingestanden für das, was sie umtrieb. Das waren keine harmlosen billigen wohlfeilen Worte " Jesus lebt!!!", das war keine Schönfärberei und kein Opium fürs Volk, um die Leute über ihr Elend weg zu trösten. Da kam viel mehr eine Erfahrung rüber, die die Apostel schier "umgehauen" hat: Dieser schänd-

lich gestorbene Jesus ist nicht im Tod geblieben, Gott hat ihn auferweckt von den Toten, als Ersten der ganzen Schöpfung. Nicht der Tod hat das letzte Wort. Gott hat das letzte Wort und lässt es sich nicht nehmen. Mit dem Auferstandenen beginnt eine "neue Atmosphäre", ein neues Leben.

Diese Oster-Erfahrung der Apostel ist und bleibt ein Geheimnis, ein Mysterium des Glaubens. Das ist der wunderbare Kern des Glaubens, wo es nichts zu beweisen gibt. Es ist das Gestreift werden von einer anderen Wirklichkeit, für die uns eigentlich die Worte und die Begriffe fehlen. Man kann hier nur staunen und loben und preisen. Das tun wir in unserer Ostermesse, in dem wir immer wieder Halleluja singen: Halleluja, Jesus lebt!
Um diesen Kern legt sich dann aber die Schale, über die man sehr wohl reden und die man sehr wohl verstehen kann. Ich habe gerade schon darüber gesprochen, über den unglaublichen Einsatz der Apostel. Es muss doch etwas dran sein - oder besser: Alles dran sein - an diesem Kern, wenn er wie ein Sprengstoff wirkt, wenn die Ostererfahrung verstörte Jünger in die Welt hinaustreibt und nach wenigen Jahrhunderten ein Großteil der Menschen sich zum Gekreuzigten und Auferstandenen bekennt. Die Jünger sind doch nicht einem Phantom, einem Gespenst gefolgt, sondern einem, der wirklich auferstanden ist.

Warum sind viele Menschen zum Glauben an den Auferstandenen gekommen, damals und auch heute? Weil sie etwas vom neuen Leben mitbekamen. Neues Leben, eine neue Lebenspraxis: Dazu gehörte die Liebe zu den Armen und Kranken, die sich nicht mehr verstecken mussten. Dazu gehörte, dass Sklaven wie Brüder und Schwestern behandelt wurden, selbst wenn sie gesellschaftlich Sklaven blieben. Dazu gehörten die ungeahnten Möglichkeiten, die im Gemeindeleben steckten, in einem geschwisterlichen Miteinander. Dazu gehörte die Hoffnungskraft, die den Tod nicht mehr fürchtete, ja oft genug das eigene Leben hingab - nach dem Beispiel Jesu. Dazu gehört es auch, dass heutzutage eine Todesanzeige erscheint, in der der genannte Kreuzberger Obdachlose Eddie sozusagen in den Himmel erhoben wird. Über Obdachlose rümpft man häufig genug die Nase, und die Gesellschaft will von ihnen nichts wissen. Hier aber wird gesagt:" Er sitzt beim himmlischen Festmahl Gottes jetzt ganz oben an der Tafel" -ganz nah

bei Jesus, der Menschen wie diesen Eddie ganz besonders in sein Herz geschlossen hat. Und das geht, weil wir nur unsere Plätze wechseln, wenn wir tot sind. Und da, beim himmlischen Festmahl in der Ewigkeit, werden die Plätze wohl gerechter und barmherziger verteilt als hier. Ostern könnte also heißen: "Wir freuen uns, bekannt geben zu dürfen", dass Jesus Christus seinen Platz gewechselt hat - nicht mehr das Kreuz ist sein Platz, sondern die innerste und innigste Nähe zu Gott und zu uns Menschen. Innigste Nähe: das ist meine Vorstellung von Ewigkeit. Die wartet auch auf uns. Gute Aussichten! Wir sind Menschen "guter Hoffnung"! Darum:

Frohe, fröhliche, gesegnete Ostern!

JB mit dem damaligen polnischen Außenminister W. Bartoszewki (1996)

Was haben wir alles falsch gemacht?[64]

Haben wir alles falsch gemacht? Leider haben wir Menschen immer wieder Grund und Anlass, uns so zu fragen. Denn es läuft nicht so, wie wir es uns erhofft und erträumt haben.

Haben wir alles falsch gemacht? So fragen Eltern, wenn ihre Kinder so ganz anders leben, als erhofft - wenn sie sich nicht an einen Partner binden können, wenn sie scheitern, wenn sie auf Abwege kommen, wenn sie - egal, ob glücklich oder unglücklich - so gar nicht den Vorstellungen entsprechen, die man sich vom "guten Leben" macht.

Haben wir alles falsch gemacht? So fragen gläubige Eltern, die sehen, wie ihre Kinder nicht mehr in die Kirche gehen oder überhaupt mit dem Glauben nichts mehr anfangen können. So fragen jetzt - eine Woche nach dem Weißen Sonntag in vielen Gemeinden wohl wieder viele Seelsorger oder Gruppenmütter, wenn sie nur wenige der Kinder im Gottesdienst wiedersehen. Sie haben sich viel Mühe gegeben, die Kinder gut vorzubereiten, haben die Begeisterungsfähigkeit in der Gruppe erlebt und den Ernst, mit dem so manches Mädchen und so mancher Junge innerlich dabei war. Sie sind auch mit vielen Eltern ins Gespräch gekommen und haben gespürt: Da könnte sich was bewegen, da kommen Menschen neu ins Fragen und Nachdenken - über den Glauben, über das Leben… Und danach: Die Leute machen nicht weiter mit, bleiben zu Hause. Und obwohl man es eigentlich besser wissen müsste, ganz zu vermeiden ist sie nicht, die Frage: Was haben wir eigentlich falsch gemacht? Soviel Einsatz und Aufwand, und so wenig Ertrag!

Gewiss; man sollte sich mit der Frage auch nicht verrückt machen. Als Pastor in St. Joseph und Medardus habe ich miterlebt, wie innerhalb meiner achtzehn Jahre hier die Zahl der Gottesdienstmitfeiernden von rund 1200 auf rund 800 sank. Das tut schon weh. Aber ich glaube, dass Jesus Christus

[64] Predigt vom 22.04.2007

sich nicht und uns auch nicht von Erfolg zu Erfolg führen wollte, dass die Leistungs- und Erfolgskurven der Wirtschaft mit ständiger Steigerung der Zuwachsraten nicht die Wachstumsregeln des Reiches Gottes sind. Gott sei Dank! Jesus berief einige Menschen, und sie folgten ihm und waren da. Und Jesus begegnete anderen Menschen, half ihnen weiter durch seine Worte und durch seine Taten - und sie zogen weiter, nicht hinter Jesus her. Die Begegnung war für sie gut und heilsam, sie bedeutete ihnen viel - aber sie folgten Jesus nicht nach. Eine Dauerbindung bei den einen - eine heilsame gute Begegnung bei den anderen - warum sollte es heute anders sein? Gott spricht auf verschiedene Weisen zu den Menschen, und die Menschen geben verschiedene Antworten: Wir können allenfalls mit dafür sorgen, dass Menschen mit Jesus Christus heute in Berührung kommen - auch aus Anlass von Tauffeiern, Hochzeiten, Erstkommunionen oder Beerdigungen. Was aus diesen punktuellen Berührungen wird, steht in der Regel nicht in unserer Hand.

Haben wir alles falsch gemacht? Diese Frage werden sich wohl auch die Jünger aus dem heutigen Evangelium gestellt haben. Sie waren die ganze Nacht unterwegs gewesen auf ihren Booten und hatten nichts im Netz - ein krasser Misserfolg! Obwohl sie doch Fachleute waren, und obwohl der See Genesareth bis auf den heutigen Tag für seinen Fischreichtum bekannt ist. Und obwohl die Nacht die richtige Zeit zum Fischen ist - wenn überhaupt, dann bringt die Nacht den Erfolg. Kurzum: Viele gute Voraussetzungen waren gegeben, - trotzdem: Es klappt nicht. Die Netze bleiben leer. Der Evangelist Johannes stellt uns in dieser Ostergeschichte die Situation der Kirche in einem Bild vor Augen. Die Jünger, die Bischöfe, die Priester und wer sonst noch Botschaft verkündet - sie sitzen in einem Boot - "im Schiff, das sich Gemeinde nennt"- und mühen sich mit dem ab, was ihr Beruf und ihre Berufung ist: Fischfang, Menschenfischer. Nur, es klappt nicht richtig, es kommt nichts dabei heraus! Das scheint nicht erst seit heute so zu sein. Es ist durch alle Jahrhunderte hindurch der Glaube nichts Selbstverständliches, nichts Automatisches gewesen, das man so lernen kann wie das kleine Einmaleins. Wohl gab es Zeiten wie die letzten Jahrhunderte, da war der Glaube durch die Kultur und durch große Mehrheiten gestützt, da war er

sozusagen "üblich" - heute ist er - wie damals in den Anfängen - nicht selbstverständlich, nicht automatisch, sondern die Frucht einer Suche, eine persönliche Entscheidung des Einzelnen. Das macht den Glaube heute spannend, aber auch mühsam und manchmal einsam. Die Bootsbesatzung meint dann, vielleicht seien die Netze gerissen, vielleicht müsse das Boot repariert oder neu gestrichen werden, vielleicht solle man ins Rettungsboot steigen und einen eigenen Kurs nehmen. So manches wird versucht, die Netze zu füllen. Das Entscheidende steht nun nicht in diesem Evangelium, sondern in einem Paralleltext: Wir waren die ganze Nacht unterwegs und haben nichts gefangen, sagt Petrus da, - aber auf dein Wort hin will ich die Netze noch einmal auswerfen. Auf dein Wort hin…
Es kommt also nicht darauf an in unseren Gemeinden, die Kajüten neu zu streichen oder ein gemütliches Bordfest zu feiern, sondern auf Sein Wort hin neu hinauszufahren, die "Sehnsucht nach dem weiten, unendlichen Meer" (A. de Saint-Exupery) miteinander zu teilen und nicht im sicheren Hafen zu ankern. Im Hafen werden die Netze sicher nicht voll. Da muss man hinaus. Das Stichwort von der "missionarischen Kirche" erinnert uns daran. "Man soll sich nicht von schlechten Erfahrungen leiten lassen", sagt Adolf Kolping, "sondern von guten Erwartungen", - und er fügt hinzu: "um Menschen zu fischen, muss man sein Herz an die Angel hängen, oder ans Netz…"

Wenn uns unsere Erfolglosigkeit bedrückt, wenn uns wieder mal die Frage bedrängt: "Haben wir alles falsch gemacht?", dann könnten uns die Jünger vom See Genesareth ja einen Hinweis geben. Wir dürfen darauf vertrauen, dass der Auferstandene auch heute noch am Ufer steht und dass er unser Tun und Mühen und unsere Verzagtheit sieht. Auf sein Wort hin können wir neu starten und wieder hinausfahren, mit guten Erwartungen. In seinem Wort liegt die Kraft, sein Wort kann uns motivieren und die Sehnsucht nach dem Meer und nach den Menschen stärken. Alles Weitere kommt danach. Lassen wir es kommen!

Die Stimme des Herrn[65]

Gestern wollte ich damit beginnen, die Predigt über die Stimme Jesu vorzubereiten. Vorher ging ich an den Briefkasten und fand darin eine Packung Bad Emser Pastillen mit dem Beipackzettel "Zur Pflege Ihrer Stimme, die an diesem Wochenende Großeinsatz hat". Ein lieber Mensch hatte mir also geschrieben, ich solle auf meine Stimme achten, von wegen Heiserkeit und zu viel Reden. Es kommt ja nicht allein auf den Inhalt an, auf das, was man sagt, sondern auch die Stimme ist wichtig, sie kann zum Inhalt hin einladen oder sie kann die Wege verstellen.

Wir Dechanten des Bistums Essen waren im letzten Herbst gemeinsam in Sizilien und besuchten dort die wunderbare Kathedrale von Monreale. Dort fand gerade eine Trauung statt. Der zelebrierende Priester hatte eine unglückliche Liebe zum Mikrophon. Er sprach von der Liebe Gottes, aber er brüllte diese Botschaft so ins Mikrofon hinein, dass es einem in den Ohren weh tat. Unser Bischof Genn flüsterte mir zu: "Die Liebe Gottes kommt hier wie mit Peitschenschlägen." Die Stimme und die Botschaft müssen zusammenklingen, sonst " stimmt etwas nicht", wie wir in unserer Sprache so treffend sagen.

" Meine Schafe hören auf meine Stimme", sagt Jesus heute im Evangelium. Was für eine Stimme mag Jesus gehabt haben? Schade, dass es damals noch keine Tonkonserven gab! Aber man darf vermuten, dass die Stimme Jesu zu ihm passte, zur Wirkung seiner Worte beitrug, dass sie einfach "stimmte", stimmig war. Nicht die Stimme eines Marktschreiers, der seine Ware anpreist. Nicht eine Stimme, die sich einschmeichelt, um gut anzukommen. Nicht eine Stimme, die "Süßholz raspelt" und den Leuten nach dem Munde redet. Wenn ich mich in meiner Phantasie einhöre in die Stimme Jesu, dann lag in dieser Stimme wohl eine tiefe Ernsthaftigkeit und Festigkeit. Was er sagte, war nicht beliebig, war keine bloße Meinung, so wie man in Talkshows Meinungen austauscht und alles unverbindlich bleibt. Jeder geht danach mit seiner unveränderten Meinung wieder nach

[65] Predigt vom 29.04.2007

Hause. Bei Jesus: ganz anders. Ihm ging es nicht um irgendwas, um irgendwelche Themen. Ihm ging es immer nur um die letzte Frage: um Gott. Die Leute spürten: Jesus liefert keinen Diskussionsbeitrag zum Thema Gott, er gibt keine theologische Meinung ab, er redet, wie es im Neuen Testament heißt, "mit Vollmacht - nicht wie die Schriftgelehrten". Er war sozusagen in Gott "eingetaucht"; er wusste und meinte nicht bloß. Und aus dieser tiefen inneren Verbindung sprach er von der Liebe Gottes - wie aus einer Erfahrung heraus. Wenn Menschen aus Erfahrung heraus reden, dann hört man ihnen ganz anders zu, als wenn sie nur irgendwelche Theorien oder Gedanken verkünden. Jesus sprach aus Erfahrung heraus von Gott, von seiner Güte, und diese Güte lag sicher auch in seiner Stimme: eine konsequente, feste Güte. Wahrheit hat also mit der " Stimmigkeit", mit der Stimme, mit dem Ton, mit der Schwingung und Wellenlänge zu tun!
"Meine Schafe hören auf meine Stimme." Es ist spannend, eine Schafherde mit ihrem Hirten zu beobachten. Die Tiere hören die Stimme des Hirten genau heraus. Wenn ein anderer sie ruft, folgen sie nicht. Nur seine Stimme "stimmt" für sie - denn sie spüren, dass er sie kennt und um sie weiß und das Beste für sie will.

Liebe Schwestern und Brüder, der gute Hirte Jesus hat es vorgelebt, dieses innere Verbundensein mit Gott und den Menschen. Übrigens: Hirte heißt auf lateinisch Pastor - die heutigen Hirten, Pastoren und alle in der Pastoral tätigen Männer und Frauen sehen das als ihre wichtigste Aufgabe an: die Stimme Jesu den Menschen von heute zu Gehör bringen, sie in Berührung bringen mit Ihm. Dafür sorgen, dass Seine Stimme unter den vielen Stimmen heute herausgehört werden kann und unverwechselbar bleibt.

"Ich kenne die Schafe, ich rufe sie einzeln beim Namen", sagt Jesus. Als der Auferstandene im Garten Maria Magdalena begegnet, hält er ihr keine Vorträge über die Auferstehung - er ruft sie beim Namen: Maria! Jeder einzelne Name, jeder einzelne Mensch ist wichtig und zählt. Das hört man aus der Stimme Jesu heraus. Eine Stimme, die nicht droht und einschüchtert, sondern befreit und ermutigt.

Diese Stimme hörbar zu machen - dazu ist die Pastoral da, dazu sind die Kirche und die Gemeinde da. Diese Stimme Jesu! Keine Moral, nichts, was den Menschen in die Enge treibt. Die Stimme - das ist die Wahrheit, die dich zu dir selber bringt, die dich im Innersten meint. Wenn wir diese Stimme Jesu hörbar machen, dann "stimmt es", dann können wir aus innerer Freiheit und Überzeugung eine Antwort finden. Aber wir brauchen eben Menschen, geistliche Menschen in allen Berufen und mit allen Schattierungen, die nicht stumm sind, sondern die ihre eigene Stimme einsetzen, ihre Glaubens-Stimme in Wort und Tat. In ihrer Stimme schwingt dann etwas mit von der Stimme des Guten Hirten.

In diesen Tagen lese ich das Buch, das unser Papst veröffentlicht hat: Jesus von Nazareth. Das ist ja schon ein Phänomen, dass der Papst in seiner knappen Freizeit noch ein Buch schreibt. Und das widmet er Jesus - wem sonst! Auch ein Versuch, die ureigene Stimme Jesu zu Gehör zu bringen! Ich lese das Buch mit Freude und Zustimmung, weil ich den Ton des Guten Hirten heraushöre und - bei allen möglichen unterschiedlichen Ansichten im Detail - die Stimme Jesu ins Herz und Hirn geht, in mir Raum bekommt, in mir ein Echo findet.

So vieles kann helfen, Jesus Christus in uns zum Klingen zu bringen: ein Buch, vielleicht eher noch ein Gespräch, eine Begegnung, ein Moment innerer Einsicht und Einkehr. Auch der Gottesdienst, und darin nicht zuletzt die Musik. Die Lieder und Orgelstücke bringen Gottes Botschaft zum Kingen - mehr als bloße Worte es oft können. Sie "stimmen" aufs Evangelium ein und lassen manchmal spüren, dass Gottes Wahrheit "stimmt" - wenn sie das Herz erreicht und die Schwingungen und die Wellenlänge der Menschen trifft. "Wo man singt, da lass dich nieder. Böse Menschen haben keine Lieder", so weiß der Volksmund. Wenn etwas nicht "stimmt", kann auch nichts zum Klingen kommen. So mündet alles Hineinhören in die Stimme Jesu in den Lobpreis Gottes.

Verlorene Flügel[66]

Manchmal, in seltenen Stunden,
spürst du auf einmal nahe dem Herzen,
am Schulterblatt schmerzlich die Stelle,
an der uns, wie man erzählt, vor Zeiten
ein Flügel bestimmt war, den wir verloren.

Manchmal regt sich dann etwas in dir,
ein Verlangen, wie soll ich's erklären,
ein unwiderstehliches Streben,
leicht und freier zu leben,
und dich zu erheben
und hoch über allem zu schweben.

Manchmal, einen Augenblick lang - dann ist es vorbei,
erkennst du dein wahres Gesicht, du ahnst,
wer du sein könntest und solltest.
Dann ist es vorbei. Und du bist, wie du bist.
Du tust, was zu tun ist. - Und du vergisst.

Das ist ein Gedicht von Lothar Zenetti. Da muss man erst mal drauf kommen: wie wäre es, wenn wir mit einem Flügel geschaffen wären, wie die Engel, oder wie die Vögel. Mit einem Flügel, der uns mit dem Himmel verbindet. Und dann haben wir im Laufe des Lebens den Flügel verloren und auch vergessen. Aber manchmal schmerzt noch die Stelle, wo der Flügel einst saß - es gibt da so ein Ziehen in der Nähe des Herzens, einen "Phantomschmerz".

Es gibt Augenblicke, in denen es uns überkommt. Da war doch noch etwas, denken wir dann. Da hat es doch noch mehr gegeben, mehr als Alltag und Mühen und die tägliche Tretmühle. Und plötzlich schmerzt es in uns. Leben

[66] Predigt Christi Himmelfahrt 2006

könnte auch ganz anders sein, denken wir dann: freier - und weiter. Nicht so erdenschwer - himmelsnäher. Sehnsucht überkommt uns dann - wehmütige Sehnsucht: anders zu leben.

Es gehört zu uns, sagt das Gedicht. Es gibt dieses Stück Himmel in unserem Inneren - diesen verlorenen Flügel, der uns erinnert, wie wir eigentlich gedacht sind. Es gibt diesen Flügel, der uns sagt, wie wir eigentlich sein könnten.
Mit beiden Beinen, so sagt man oft, sollen wir fest auf der Erde stehen. Ja, gewiss - aber so kommen wir nicht voran. Wie wäre es, wenn es dazu noch den Flügel gäbe - zumindest die Erinnerung an ihn -, den Flügel, der uns himmelwärts bringt?
Himmel - das ist ein Wort! Ein Wort, das man nicht sachlich aussprechen kann wie *Tisch* oder *Geld*. Ein Wort mit Geheimnis. Ein Wort, in dem Hoffnung mitschwingt und Sehnsucht und Staunen. Ein Wort, wie ein Traum: Himmel ...
In welche Richtung geht das? Vielleicht: eine neue und andere Art zu leben. Niemand muss anders sein, als er ist, um geliebt zu werden. Alle Angst hört auf, Gott ist da. Es ist ein Himmel, in dem Gottes Herz schlägt für uns Menschen; liebevoll werden wir angeschaut und sind geborgen unter seinem liebenden Blick.

Liebe Schwestern und Brüder, wir feiern heute Christi Himmelfahrt. Das ist der Abschied Jesu von seinen Jüngern: er lässt sie - und uns - zurück. Kann man das feiern - einen Abschied? Nein - das Fest erinnert an das Leben, das auf uns wartet - auch an das Leben, das jetzt schon sein kann, wenn wir wollen.
Heute schauen wir mit den Jüngern zum Himmel, in den Jesus uns voraus geht. Er war sein Leben lang Grenzgänger zwischen Himmel und Erde, er hat beides miteinander verbunden. Wie hat er bis zuletzt daran gearbeitet, Menschen für das Himmelreich zu gewinnen! Das klingt bei ihm so: Das Reich Gottes - das Himmelreich - ist nahe! Es soll jetzt beginnen, mit euch, mit niemanden sonst. Und Jesus nennt vier eindrückliche Schritte, wie das gehen kann:

Treibt die Dämonen aus, steht da. Und ich frage mich, wie das heute heißt: dunkle Mächte vertreiben, Mächte der Angst und der Unsicherheit, der Ausgrenzung und der Not. Helfen, dass Menschen davon frei kommen. Befreiung, das wäre so ein Schritt himmelwärts.
Sie werden in neuen Sprachen reden, heiß es weiter. Zu Pfingsten hören wir dann mehr davon. Eine neue Sprache, in der Menschen sich verstehen. Wenn wir Worte finden könnten, die aufrichten, statt fertigmachen, die Weite schaffen und nicht begrenzen, die stärken und nicht schwächen - der Himmel wäre nahe:
Kein tödliches Gift kann uns schaden. Das ist das Dritte. Wenn wir in Beziehung bleiben zum Gott des Lebens, dann bringt uns alles Gift dieser Welt nicht um: die giftigen Worte und giftigen Blicke und die vielen Vergiftungen in der Seele. Jesus verspricht, was er selbst erfahren hat zu Ostern: die Macht des Todes ist gebrochen. Das Leben siegt.
Und schließlich: *Kranke werden geheilt*, durch Handauflegung. Was für eine Kraft mag von Händen ausgehen, die sich vorsichtig nähern, bergend und schützend, liebevoll und heilsam ... Wie viele Wunden könnten so geheilt werden?

Christi Himmelfahrt also: wir feiern den Gott, der Himmel und Erde in seinem Sohn miteinander verbindet. Wir lassen uns an unseren verlorenen, den vergessenen Flügel erinnern, der uns himmelwärts zieht. Mit diesem "Flügel" wird es leichter und freier, liebevoller, gnädiger mit uns und anderen. Der flügel erinnert uns, wie wir gedacht sind, wie Gottes Gedanke von uns ist.

Gott gebe uns dazu seinen Geist.

Reisebüro Himmelfahrt[67]

Es gibt Worte, die sind alles andere als abgedroschen, die sind kostbar und geheimnisvoll, und wir loten sie nie ganz aus. Himmelfahrt! Wir kennen all die Abstürze und Talfahrten des Lebens, wir sehen Entwicklungen, die herunterziehen, hören Worte, die heruntermachen. Die Abwärtstrends deprimieren. Das wäre doch eine wunderbare andere Richtung: Himmelfahrt - Fahrt Richtung Himmel.

Ich habe schon viele Fahrten zu den schönsten Zielen gemacht: in die Berge, an die See, in den Dschungel, in die Wüste, in die großen Haupt- und Kulturstädte. Aber eine Reise Richtung Himmel würde alles, wirklich alles in den Schatten stellen …

Nehmen wir einmal an, wir könnten auch für die Himmelreise ins Reisebüro gehen und buchen. Wir haben viele Fragen: Wie viel Gepäck nehmen wir mit? Welche Landkarten? Wie viel Zeit muss man kalkulieren? Welche Währung gilt? Wie ist das Klima? Gibt es Gruppenreisen oder reist man besser allein? Wie ist die Sprache? Muss man fliegen? Erste Antworten darauf in Kurzform:

Das Gepäck? Möglichst leicht. Kein Ballast. Erdenschwer sind wir schon genug, haben genug an uns selbst zu tragen. Frei sollte man sein für die Himmelsreise, frei und leicht. Nicht umsonst sind die Engel die leichtesten Himmelsbewohner.
Landkarten? Der Himmel ist nicht vermessbar. Atlas und Globus streiken. Kilometer zählen nicht. Entfernungen schrumpfen: es kann alles sehr nah werden. Landkarten gibt es nicht für den Himmel, nur für die Hinwege und für die Einstiege. Man nehme die Bibel und finde dort …
Reisedauer? Auch die Uhren streiken. Es herrscht Ewigkeit: intensive, erfüllte Zeit - Zeit, wo die Uhren stehen bleiben.

Die Währung? Weder Dollar noch Euro. Eher: die kleine Münze Hoffnung.

[67] Predigt Christi Himmelfahrt 2007

Nicht das gehortete, sondern das verschenkte Geld. Das Kapital der Großzügigkeit.

Das Klima? Alles andere als kalt. Die Kälte gehört der Erde, nicht dem Himmel. Eher heiße Glut der Liebe. Auf jeden Fall: warm. Menschliche Wärme, göttliche Wärme.

Gruppen- oder Individualreise? Eher Gruppenreise. "Wo zwei oder drei …" heißt es in der Bibel. Die Kirche als Groß- oder Gruppenreisen in den Himmel. Individualreisende sind aber nicht ausgeschlossen; sie haben es nur schwerer, müssen selber an alles denken.

Die Sprache? Oft: Zeichensprache. Zeichensprache der Sakramente - Brot und Wein als Beispiel, das Mahl, der gedeckte Tisch. Bilder und Gleichnisse ohne Ende. Und ein Verstehen über alle Sprachgrenzen hinweg. Kommunikation der Herzen - siehe Pfingsten.

Die Verkehrsmittel? Flugzeug? Rakete? Nein, nicht in die Luft gehen. Auf der Erde, der Erde treu bleiben. Also dann: Bus, Schnellzug? Nein, es muss nicht schnell gehen. Langsam, aber gründlich scheint besser. Es reichen die zwei Beine, um zum Nächsten hinzugehen. Vielleicht kann man sogar im Zimmer bleiben. Vielleicht muss man gar nicht reisen und sich viel bewegen. Vielleicht kommt der Himmel auf mich zu - kommt ins Zimmer.

Merkwürdige Reise, diese Himmelfahrt, denken Sie vielleicht. Reisen, ohne zu verreisen. Reise nur mit Herz und Seele. Ja, ganz recht: mit Herz und Seele. Aber bewegen sie mal Herz und Seele aus dem Trott und den Gewohnheiten. Gar nicht so einfach. Herz und Seele sind manchmal so unbeweglich wie ein Gebirge.

Als die Jünger damals Zeugen der Himmelfahrt Jesu wurden, d.h. seinen Abschied erlebten, da kehrten sie "in großer Freude" nach Jerusalem zurück. Der große Heilige Augustinus fragte: "Wie kann aus der Trennung und dem Abschied solche Freude wachsen?" und gibt selbst eine Antwort: "Gott hat sich nicht hinter den Wolken versteckt, seine ganze Kraft und Herrlich-

keit hat in den Herzen seiner Freunde den Himmel eingerichtet; er beginnt in ihnen zu atmen."
Sagen wir das noch einmal: Gott hat in den Herzen seiner Freunde den Himmel eingerichtet. Paulus sagt es ähnlich: Jesus Christus hat sich in seiner Himmelfahrt nicht auf- und davon gemacht, sondern lebt in uns, atmet in uns. Der Himmel - das göttliche Leben - ist wie ein Kern in uns hinein gelegt, hat in uns schon begonnen.
Schon jedes Kommunionkind könnte etwas davon ahnen: Kind Gottes zu sein, in Kommunion (Gemeinschaft) zu sein. Der Gruß an Maria gilt auch uns: Du bist voll der Gnade, du bist voll des Himmels.

Und so ist unsere Himmelfahrt eine Entdeckungsreise: entdecken, was schon angefangen hat in uns, entdecken, wer und was in uns lebt. Und wie die Jünger damals könne wir in großer Freude zurückkehren - zu uns, zu Gott. Denn der Himmel wohnt schon in uns, mögen wir mehr und mehr entdecken und spüren, wie er in uns atmet.

Türöffner Geist[68]

Komm, heiliger Geist!

Wann wünsche ich mir den heiligen Geist herbei? Wenn alles tot und leblos ist und langweilig, dass man einschlafen möchte, dann denke ich: Komm, heiliger Geist, bring etwas Begeisterung in diesen toten Haufen…
Wenn die zündende Idee fehlt und alles in ausgelatschten Gleisen läuft, die niemanden mehr aufregen, dann denke ich: Komm, heiliger Geist, entzünde du ein Feuer. Liefere den Funken, der jetzt ansteht.
Wenn ich selber "von allen guten Geistern verlassen bin", den Boden unter mir verliere und eigentlich nur noch Chaos in mir spüre, dann denke ich: Komm, heiliger Geist, hilf beim Aufräumen, lass mich durchblicken.
Wenn Angst den Blick verengt und alle mutlos sind und sagen: Das klappt doch sowieso nicht, da braucht man doch gar nicht erst anzufangen - dann denke ich: Komm, heiliger Geist, hol uns aus der Sackgasse heraus, führ uns hinaus ins Weite.

Wenn wir nur um uns selber kreisen und z.B. in der Kirche nur noch vom Geld und von Strukturen reden und gar nicht mehr zu den wirklichen Fragen kommen, dann denke ich: Komm, heiliger Geist, und heiz uns ein mit deinen Feuerzungen, damit wir nicht im geistlosen Geschwafel landen…
Wenn wir uns gegenseitig "auf den Geist gehen" und der eine den anderen nicht mehr versteht und nicht mehr verstehen will, dann denke ich: Komm, heiliger Geist, und wiederhole das Sprachenwunder, dass Menschen sich von innen her verstehen.
Wenn wir den hl. Geist nur als eine fromme Vokabel betrachten - gerade mal gut fürs Pfingstfest, fürs Credo und für die Dreifaltigkeit - dann denke ich: Komm, heiliger Geist, zeig deine Kraft, deine Power, zeig, dass du wirklich bist, dass du lebendig bist - dass wir wieder mit dir rechnen.
Sie sehen, ich habe Grund und Anlass genug, den heiligen Geist oft herbeizuwünschen. Ich denke, sage, bete oft: Komm!

[68] Pfingstpredigt 2007

Was mich besonders stört, ist der letzte Punkt von gerade - der mit der frommen Vokabel. Der heilige Geist ist uns dann so "heilig", so weit weg, so abstrakt, nur noch der "Katechismus-heilige-Geist", der uns eigentlich gar nicht betrifft - dass wir gar nicht merken, wenn er kommt und wie er kommt. Nicht immer mit großem Getöse und Brausen, nicht bloß auf Weltjugendtagen und Papstreisen, nicht unbedingt in den Räumen der Religion. Er weht, wo er will. Er weht, wann er will. Er weht, durch wen er will. Er weht manchmal heftig und oft sehr diskret und leise. Erkennbar ist er an den Wirkungen.

Ein Beispiel für heftiges Wirken: Ein Mensch, Kirchgänger und aktiv in der Gemeinde, gerät in eine schwere Lebenskrise. In dieser Krise erkennt er plötzlich, dass Gott - sein Gott - eigentlich nur ein Gott für den Sonntagmorgen war. Er merkt, dass er nie wirklich gebetet hat, nie wirklich vertraut hat, nie nach dem Willen Gottes für sein Leben gefragt hat. Jetzt erst "erwacht" Gott richtig in ihm. Durch eine leidvolle Krise hindurch! "Danach," so erzählt er später," war mein Glauben ganz anders. Er war wirklich geworden, es war etwas in mir geöffnet, aufgeschlossen worden." Ich glaube, der große Öffner unseres Herzens ist der heilige Geist. Wir können das nicht selber machen, es geschieht an uns.

In dem Roman "Die Welt der schönen Bilder" (Simone de Beauvoir) wird erzählt von einer reichen Dame der Pariser Gesellschaft, die ganz eingeschlossen lebt in einer Welt des Luxus. Sie denkt vor allem ans Tennisspielen, an Modenschau und Kunstausstellungen und vernachlässigt darüber ihre kleine Tochter. Eines Abends fragt diese vor dem Zubettgehen." Mama, wozu leben wir eigentlich?" Diese Frage trifft die Mutter ins Herz, sie wird von nun an ihren bisherigen Lebensstil in Frage stellen. Mama, wozu leben wir eigentlich? Von außen, durch die Tochter, kommt die bisher immer unterdrückte Sinnfrage an die Mutter heran, und wieder wird da jemand aufgeschlossen… Heftiges Wehen des Geistes, der uns lehrt, die richtigen Fragen zu stellen und zwischen Wesentlichem und Nebensächlichem zu unterscheiden.

Der Geist Gottes als der große Türöffner! Im Religionsunterricht habe ich vor Zeiten die Pfingstgeschichte von den Kindern pantomimisch spielen lassen. Es gibt ein Vorher und ein Nachher in der Geschichte. Die Kinder spielten die Jünger nach. Vorher hatten die Jünger Angst, sie haben sich verkrochen, sie tagen hinter verschlossenen Türen. Die Kinder hockten da in der Pantomime sozusagen mit schlotternden Knien, mit verschränkten Armen, die ganze Körpersprache drückte Angst und Mutlosigkeit aus. Der Kreuzestod Jesu hatte die Jünger in eine tiefe Krise gebracht, die Erfahrung von Ostern war noch nicht richtig "angekommen", noch nicht verarbeitetet, die Unsicherheit und Ratlosigkeit der Jünger kann man wohl nachvollziehen. Und dann das Nachher in der Geschichte, nach dem Kommen des Pfingstgeistes: Die Kinder sprangen auf, die Körpersprache wechselte zu Freude und Begeisterung, sie rissen die Türen auf und stürzten hinaus. Die Lehrer in den Nachbarklassen wunderten sich dann jedes Mal über diesen geräuschvollen Aufbruch bzw. sagten sich: "Der Kaplan lässt mal wieder Pfingsten spielen." Aber so war es ja auch: den Jüngern wurde eine Kraft, eine "Power" und Zuversicht geschenkt, die sie bis an die Enden der Erde drängte. Das mit den verschlossenen Türen war vorbei, sie rissen die Türen und Fenster auf, und einer der Jünger, Thomas, findet sich später in Indien. Paulus, der zu Pfingsten noch nicht dabei war, danach aber umso heftiger vom Geist Gottes berührt wird, reist durch die ganze Welt bis nach Spanien. Er vor allem führt die junge Kirche aus dem engen Gehäuse der jüdischen Umwelt heraus und öffnet die Tür in die Heidenwelt - als Werkzeug des hl. Geistes, wie er immer wieder betont.

Der Geist Gottes öffnet Türen und führt uns hinaus ins Weite. Auch bei uns.

Nun sind wir nicht Paulus oder Thomas, und die Begeisterung des Anfangs stellt sich nach zweitausend Jahren anders dar. "Der Rausch der Verzückung muss es nicht sein, Jubel und Gestikulieren," dichtete Lothar Zenetti. "Doch gib uns den Geist, deinen heiligen Geist, dass wir den Mut nicht verlieren." Sein Wehen ist heute meistens still und diskret - nichts für die Zeitungen. Immer wieder gehen Türen leise auf, die sonst verschlossen blieben:

Türen in einem selbst: Ich fühle mich nicht mehr "zu", ich kreise nicht mehr um mich selbst, ich sehe Neuland und Weite.
Türen zu den anderen: Ich höre hin und werde gehört. Ich verstehe und werde verstanden. Auch die fremden Sprachen der verschiedenen Nationen, Generationen oder sozialen Schichten trennen nicht mehr, weil das "Herz" sich in jeder Sprache ausdrücken kann.
Türen zu Gott: Wenn der Geist kommt, wird Gott lebendig in mir, ich bete dann gerne, und es ist mir wichtig, den Glauben zu teilen und anderen mitzuteilen. Ich höre auf, ein bloßer Kunde und Konsument des Glaubens zu sein. Ich spüre Verantwortung und wachse hinein in die Reihe der Mittäter des Glaubens.
Liebe Schwestern und Brüder, Pfingsten ist alles andere als ein Ausflug- und Ausschlaftag. Es ist ein Tag zum Wachwerden, zum Mündigwerden im Glauben. Einmal gefirmt sein ist dafür nicht genug. Wach und "firm" in dieser Welt zu leben, geistesgegenwärtig, beflügelt und herausgefordert vom heiligen Geist - das ist mein pfingstlicher Wunsch für uns alle.

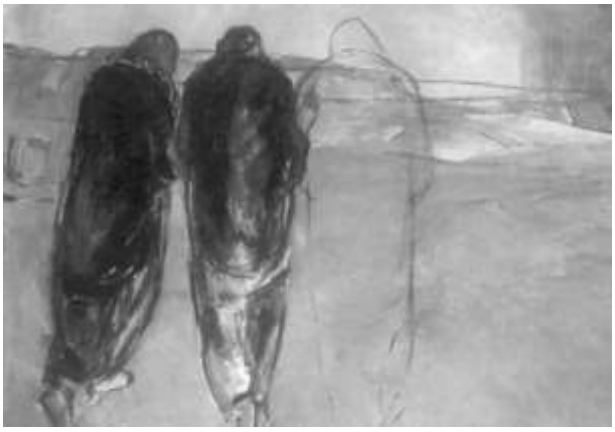
Auf dem Pfarrfest…

trifft JB einen sechsjährigen Jungen und fragt: „Wo kommst du denn her?“ „Aus Wuppertal!“ „Dann bist du bestimmt schon mit der Schwebebahn gefahren?“ „Oh, wie ich diese dämliche Frage hasse!“

Predigt zur Primiz von Michael Krause[69]

Lieber Michael,
liebe Familie Krause,
liebe Schwestern und Brüder!

Primizmessen
sind nicht gerade häufig -
heutzutage.
Daher bin ich sehr dankbar,
dass wir in unserer Pfarrei
heute dieses Fest feiern können.
Wir danken Gott,
dass er dich, Michael,
wie damals den Zöllner Matthäus
vom Bankschalter weg berufen
hat.
Vorher hast du Kunden bedient,
jetzt dienst du
Schwestern und Brüdern,
begleitest sie auf ihrem Weg.
Immer wieder wirst du
ein Wegweiser sein
und dich bemühen,
den Weg selber zu gehen,
den du gewiesen hast.
Das tun Wegweiser sonst nicht,
sie sind in die Erde gerammt
und bleiben stehen.
Du darfst gehen -
nach Duisburg
und in Duisburg herum
und oft genug
durch "dick und dünn" …
aber
niemals allein.



Wir finden in den Bänken
ein Primizbild vor,
das diese Zuversicht:
"niemals allein"
ausstrahlt. Dieses Bild
vom Gang der Jünger
nach Emmaus
ist in den Kreuzgang
eines Mönchklosters gemalt.
Die beiden Jünger
sehen aus wie Mönche;
wer da vorbei geht, spürt:
Ich bin mit gemeint.
An der Stelle,
wo das Gemälde hängt,
biegt der Kreuzgang
nach rechts ab -
der Weg nimmt
eine neue Richtung.

[69] 11.05.2008

Der Betrachter
sieht den Jüngern nach,
schaut nur auf ihre Rücken,
ist geradezu eingeladen,
ihnen nachzugehen.
Jesus geht in der Mitte.
Er ist die Mitte.
Aber man sieht nur Konturen.
Unerkannt ist er noch,
durchsichtig und schwerelos.
Noch nicht fassbar und
sich bald schon wieder entziehend.
Erst später wird er sich "verdichten"
und sich zu erkennen geben
im Brechen des Brotes.
Wie ein Lockruf,
alte Wege zu verlassen,
um neue zu entdecken,
geht er mit ihnen … und uns,
hinein in die Wüstenlandschaft
hin zu einem fernen Horizont.
Es bleibt offen, was die Jünger
am Ende des Weges erwartet.
Es scheint sie nicht zu bekümmern.
Sie vertrauen dem Unerkannten
unterwegs, der ihre Herzen
zum Brennen bringt.

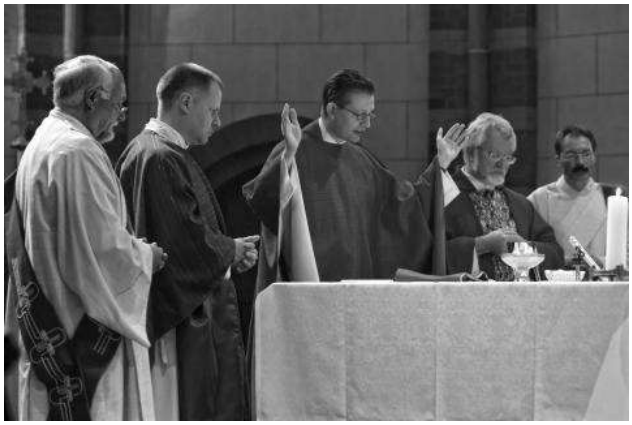
Liebe Gemeinde,
in einem Buch finde ich diese Szene:
Zu einem erfahrenen Eheberater
kommt ein Mann.
Seine Ehe ist gescheitert, er will
eine neue Beziehung eingehen.
Der Eheberater sagt ihm:
"Zwei Fragen muss sich jeder
im Leben stellen. Die erste heißt:
Wohin gehe ich?
Und die zweite:
Wer geht mit mir?
Beachten Sie diese Reihenfolge!
Wenn Sie die Reihenfolge
durcheinanderbringen,
kommen Sie in des Teufels Küche!"

Wohin gehe ich?
Was ist mein Weg?

Frage 1.
Michael, wir haben schon
einen komischen Beruf:
nämlich Frage 1 wachzuhalten
unter Menschen, die sich ganz gern
an ihr vorbeidrücken,
sich oft lieber durchwursteln
durch dieses vertrackte Leben,
aber schon mit 15 Jahren
Frage 2 klar haben:
Wer geht mit mir?
Egal wohin?

Unser Beruf lässt uns lange
bei Frage 1 bleiben.
Wir sind Fragesteller.
Wir sind Wegsucher.

Klar - das ist
"ein komischer Beruf":
Brot zu backen
oder Autos zu lackieren
lässt sich leichter begründen
und plausibel machen.
Vielleicht haben wir es
auch falsch angepackt:
haben zu hochtrabend
vom "Sinn des Lebens" geredet,
haben zu schnell
glatte Antworten gewusst,
haben für jeden Topf gleich
einen Deckel gehabt …



Dabei ist der Erfahrungsschatz
der Kirche mit Frage 1
ungeheuer reich.
Die Antworten wurden und werden
gelebt,
nicht bloß besprochen.
Nimm das Beispiel deines Vaters,
der im wohl verdienten Ruhestand
nicht im Sessel hockte,
sondern z.B. sich mit Jugendlichen
auseinander setzte
und Firmunterricht gab.
Das drängte ihn:
den Glauben ins Gespräch zu bringen.
Das drängt eine ganze Menge Leute
heute in den Gemeinden,
Gott ernst zu nehmen
und die Menschen ernst zu nehmen
und beides miteinander zu verbinden.
Man nennt das:
Nachfolge.
Nachfolge ist dann spürbar,
wenn einer sich wirklich einlässt
auf den Weg Jesu Christi.
Wer weiß das schon von sich:
Ob er sich wirklich eingelassen hat.
Jedenfalls ist das etwas anderes als:
gescheit drüber reden
oder schön drüber predigen.
Vielleicht ist es eher:
um seine Armut wissen.
Den Glauben eher stammeln
- der große Denker Thomas von Aquin
hielt am Ende seines Lebens
seine Werke für "Stroh",
und Martin Luther fasste
auf dem Sterbebett sein Leben zusammen:
Wir sind Bettler, das ist wahr.

Die offenen Fragen,
die stammelnden Antwortversuche,
die Unsicherheit und die Selbstzweifel,
die Befürchtungen über die Zukunft
von Kirche und Welt
können und dürfen wir
dem Herrn hinhalten und sagen:
"Auch wenn es so mit mir steht
- mit uns steht: -
Du kannst mich dennoch gebrauchen!

Liebe Schwestern und Brüder,
der Weg der Christen
kennt eine Besonderheit:
Wer sich mit der Frage 1
- wohin gehe ich -
auf den Weg des Glaubens macht,
erfährt dann unterwegs
die Antwort auch auf Frage 2:
Wer geht mit mir?
Die Jünger von Emmaus
haben es damals erfahren,
haben den Mitgeher Jesus Christus
an ihrer Seite gespürt.
Und nicht nur sie:
Immer wieder bezeugen Christen,
dass sie gerade in schweren Zeiten
und Phasen des Leidens
ihn an ihrer Seite wussten.

Ganz ähnlich ist es
mit unserem heutigen Fest:
Pfingsten.
Erst sind es ängstliche Jünger
hinter verschlossenen Türen,
sozusagen in der Sakristei,
im Ghetto verbarrikadiert,
- diese Verschämtheit geht bis heute:
"Hoffentlich merkt keiner,
dass ich Christ bin -
hoffentlich spricht mich
keiner drauf an"
(Michael hat es vor kurzem
in den USA ganz anders erfahren:
Glaubensfreude eher
und Glaubensmut).

Und dann: pfingstliches Brennen.
Immer dieses Brennen in der Bibel:
Ein brennender Dornbusch.
Ein Gott,
der vor Liebe brennt.
Ich bin da für euch.
Zwei Jünger auf dem Weg
mit brennendem Herzen:
"Brannte uns nicht das Herz
in der Brust, als er
unterwegs mit uns redete und
uns den Sinn der Schrift erschloss?"
Und jetzt, zu Pfingsten -
Feuerzungen, Feuer und Flamme,
eine Zündung bis heute.

Da zündet der, der in ihnen ist,
in ihnen brennt.
Mit gewaltigen Wirkungen:
Er inspiriert so sehr,
dass es die Jünger bis nach Indien,
bis an die Ränder der Erde treibt.
"Was die Seele im Leib,
das sollen die Christen
in der Welt sein," schrieb
einer hundert Jahre später.

Wir haben uns daran gewöhnt,
heute eher die Rückstände
des Brennens zu sehen,
die Asche.
Manche hüten sie
wie das Erbe der Tradition.
Dabei gibt es immer noch
den freien Funkenflug
und die Glut, an der man
sich wärmen kann.
Wo einem das Herz brennt,
zündet es auch heute
bei anderen …

Lieber Michael,
wir wünschen Dir und uns
das brennende Herz.
Dass du noch staunen kannst
über Gott
wie ein Anfänger.
Dass du dich noch freuen kannst
am Evangelium
wie ein Kind.
Dass du manchmal noch
weinen kannst
über das Elend der Menschen
- und über dich selber.
Dass du dir noch Fragen erlaubst
wie ein Schüler.
Und dass du vertraust,
immer wieder vertraust,
nie aufhörst zu vertrauen -
wie ein Liebender …

Dann können
auch im Jahr 2020
oder 2058, wenn du
dein Goldenes Priesterjubiläum
feierst,
in einer unbekannten und
offenen Zukunft,
die Hindernisse und
die Stolpersteine
zur Brücke werden
und die Gegenwinde
zum Werkzeug Gottes.
Dein Lieblings-Seliger
Charles de Foucauld
hat das so angedeutet
und selber so erlebt.
Nimm alles hinein
in ein großes Vertrauen
und in eine große
Dankbarkeit -
dann wird dein Leben
und dein Priesterdienst
gesegnet sein.
Amen.

Wir haben Hunger, wir brauchen Brot[70]

Wir haben Hunger, wir brauchen Brot." Die Armen strömen auf das Königsschloss von Versailles zu. Wie reagiert die Königin Marie-Antoinette? "Sie haben kein Brot? Dann sollen sie doch Kuchen essen!"
Marie-Antoinette war eine "gute Christin", fing den Morgen mit der Messe an, empfing die heilige Kommunion - immer wieder. Aber: dem notleidenden Volk gab sie kein Brot. Das eucharistische Brot und das Brot für die Armen - da lagen Welten zwischen. Weil sie den Armen das Brot verweigerte, wurde sie hingerichtet.

Liebe Schwestern und Brüder, uns bewegt mehr eine andere Hinrichtung, die auch noch viel länger her ist: die Kreuzigung von Jesus. Er wurde getötet, nicht, weil er den Armen das Brot vorenthielt, sondern weil er mit dem Anspruch daher kam, selber das Brot zu sein:

- das Brot für die Welt
- das Brot des Lebens
- das Brot vom Himmel.

Er hat sich da sehr vielschichtig ausgedrückt. Aber, wer Ohren hatte, zu hören und Augen, zu sehen und ein Herz, zu begreifen, der spürte: Dieser Jesus behauptet nicht nur etwas ("Ich bin das Brot des Lebens"), sondern er stand dafür ein - er lebte es auch!
Er war ein Wegweiser, der den Weg selber ging. Da war kein Graben zwischen Glauben und Leben: da war alles wie aus einem Guss. Und: da war ein roter Faden in diesem Leben.

Einer kam
und zerbrach liebgewordene Gewohnheiten:
"Wer unter euch groß sein will, der diene ..."
Einer kam
und widersprach den üblichen Ansichten:
"Liebt eure Feinde!"

[70] Predigt Fronleichnam 2006

Einer kam
und verlangte kompromissloses, klares Handeln:
"Hast du zwei Mäntel? Dann gib einen dem, der keinen hat ..."
Einer kam
und verschenkte sich,
damit wir leben.

Am wichtigsten ist mir das Wort, dass sich einer verschenken kann. Nun, wir machen manchmal Geschenke - vielleicht auch große - aber: "sich selbst verschenken"? Sich selbst hingeben? Wie er es beim letzten Abendmahl gesagt hat, und wie wir es in jeder Messfeier an zentraler Stelle wiederholen? Sich selbst hingeben - was für en Wort! Sich selber aus der Hand geben, in die Hand des Vaters hinein. Nicht planen und machen, sondern geschehen lassen - wo bleibt da die Selbstverwirklichung? Sich ganz loslassen; ganz bewusst sagen: "Dein Wille geschehe - nicht meiner!" Und das alles aus Liebe zu den Menschen, die ja oft genug alles andere als liebenswert sind.
"Die können mich mal kreuzweise ...", sagen wir dann mit verärgertem Unterton. Aber Jesus meint das wörtlich: ja, kreuzweise, in der Weise des Kreuzes, können mich die Menschen - beanspruchen; ich stelle mich ganz zur Verfügung, ohne Vorbehalte, ohne etwas für mich zu reservieren. Ganz!

Steht nicht genau dafür das Zeichen Brot? Für ein Leben, das verschwenderisch austeilt: Güte und Vergebung und Trost und Ermutigung. Das alles ist so notwendig wie das tägliche Brot.
Ich habe da einen provozierenden Satz gelesen:
Früher waren die Christen zu erkennen an Brot und Wein - heute mehr an Kaffee und Kuchen.
Ein ziemlich böser Satz, mit dem wir wieder bei der Königin Marie-Antoinette sind: "Dann sollen sie doch Kuchen essen!" Kuchen? Der ist nicht gerade lebensnotwendig! Ein Stück oder zwei, das reicht dann auch. Vom Kuchen wird man schnell satt (und leider auch dick). Kuchen - das ist ein Luxus, eine Zutat - nichts Notwendiges.
Wir müssen aufpassen und da sehr wachsam sein: Der christliche Glaube reicht Brot und nicht Kuchen! Glaube ist keine Zutat (also eigentlich ent-

behrlich, es geht auch ohne). Glaube ist kein Dekorationsstück, christlicher Glaube ist kein Sahnehäubchen:
"Das haben Sie aber richtig schön gemacht, Herr Pastor, die Hochzeit und die Erstkommunion ... so richtig schön feierlich ... Mir sind sogar ein paar Tränchen gekommen!"
Auch die Fronleichnamsprozession - ein Sahnehäubchen? Feierliche Folklore? Christentum als schöne Zutat, als Kuchen oder Bonbon, als sanftes Ruhekissen, als Heimatverein, wie unser Bischof Felix Genn immer wieder anfragt?
Nein, das kann es nicht sein! Oder, das kann jedenfalls nicht alles sein! Der Schriftsteller Georges Bernanos aus Frankreich, ein leidenschaftlicher Christ, hat schon vor 80 Jahren geschrieben:

Wir Christen sind nicht dazu da, der Honig der Welt oder eben der Kuchen für die Welt zu sein. Wir sind nicht dazu da, die manchmal bittere Pille "Welt" zu versüßen.

Nicht Honig / Kuchen / Sirup / Opium - sondern: Wir sind gedacht als Salz der Erde ... Salz, das Würze gibt, Salz, das den rechten Geschmack gibt - Ihr seid das Salz der Erde!

Und dann: Brot für die Welt ...
Gleich tragen wir unser "Allerheiligstes" in der Monstranz durch die Straßen - am Rathaus vorbei, über Plätze und durch Straßen, die sonst sehr belebt sind und heute eher die Ruhe eines Feiertages atmen. Wir tragen - symbolisch - Jesus in die Stadt. Jesus, der zum Brot des Lebens wurde, der sich selbst verschenkte und austeilte - so wie man Brot bricht und austeilt.
Ich hoffe: wir tragen Jesus auch real, ganz wirklich in die Stadt. 80 000 Menschen, 100 Nationen und alle Nöte und Sorgen, die man sich denken kann. Dazwischen immer wieder gelebtes Christentum, zumindest eine Prise "Salz der Erde". dass einer des Anderen Last mitträgt. Dass einer dem anderen Bruder, Schwester ist - in praktischer Hilfe und menschlicher Aufmerksamkeit.

Wir dürfen keine Angst haben, unseren Glauben mit in die Stadt zu nehmen. Jesus ist wirklich Brot für die Welt, nicht bloß Brot für zuhause, fürs Private, fürs stille Kämmerlein - und nicht bloß Brot für die Kirche. Und wenn viele Menschen nicht mehr zu den Kirchen kommen (aus vielen Gründen), werden wir, müssen wir Jesus und die "Atmosphäre des Evangeliums" in die Stadt bringen, zu den Menschen bringen. Heute, am Fronleichnamstag symbolisch, liturgisch, feierlich. Ansonsten - an den übrigen 364 Tagen des Jahres - real.

Wir sind kurz davor, die neue Stadtpfarrei St. Medardus zu gründen. Noch im Herbst wird sie da sein. Wir sind dann alle Christen einer Pfarrei. Neue Vereinigungen formulieren gern ein Leitbild. Ich denke, wir haben schon eins: Jesus Christus, Brot für die Welt. Dieses Leitbild ist klar und eindeutig. Es weist uns auf Jesus hin, die große Kraftquelle, die geistige Nahrung und es weist uns in die Welt, die nach solcher Nahrung hungert - mehr oder weniger bewusst. Hoffentlich werden wir eine missionarische Pfarrei sein, die nicht selbstgenügsam um sich selber kreist und mit sich selbst beschäftigt ist. Eine Pfarrei St. Medardus, die den Hunger der Menschen kennt und teilt und gibt, was sie nur geben kann: ihre Erfahrung mit dem Glauben, ihre Liebe zum Brot für die Welt!

Fronleichnamsprozession

Während der Prozession stürzt ein fünfjähriges Kind, das den Pastor als „Nikolaus“ im Kindergarten kennen gelernt hat, auf ihn zu und ruft: „Als was hast du dich denn heute verkleidet?“

Das Ehehaus als Kathedrale[71]

Immer wieder, wenn ich in Paris bin, besuche ich das Rodin-Museum, wo die Werke des großen französischen Bildhauers Auguste Rodin überwiegend im Freien, im Garten ausgestellt sind. Besonders zieht mich eine Plastik an, über die ich mich im Vorgespräch mit dem Brautpaar in Begeisterung geredet habe, und irgendwie war das wohl ansteckend, - und jetzt finden wir das Paar Hände auf dem Liedblatt.

Hände sind in einer Ehe nicht unwichtig. Hände können streicheln und zärtlich sein. Das ist gut. Hände können handgreiflich werden: schlagen und Gewalt ausüben. Das ist schlecht. Auch in der Ehe kann man noch "Händchen halten" und die Verliebtheit wach halten. Auch wenn einer "zwei linke Hände" haben sollte: wir müssen unserem Alltag "handeln" - die Hausarbeit -, und da geht schon der größte Teil der ehelichen Energien hinein! Wir können auch die Hände falten - zum Gebet -, können darüber hinaus mit Händen und sogar Füßen reden, haben einen ungeheuren Reichtum an Gebärdensprache zur Verfügung. Wir drücken unser Können mit den Händen aus: "Ich habe alles im Griff!" - und ebenso unsere Grenze und unser Scheitern: "Ich hab das nicht mehr in der Hand!"
Also: ohne Hände läuft nichts. Hände stehen fürs Handeln, stehen auch für alle Facetten an Beziehung, selbst der zu Gott. Hände sind das Medium Nr. 1 auch in der Ehe.

In der Plastik von Rodin sehen wir nun noch mehr, sehen die Liebe und die Ehe selber dargestellt. Zwei rechte Hände kommen da zusammen - eine männlich, eine weiblich. Sie neigen sich einander zu, wölben sich zueinander hin. Man kann nur wünschen, dass unser Brautpaar, alle Ehepaare, egal

[71] Predigt in einer Hochzeitsmesse

welchen Alters, und alle Lebenspartner so zueinander stehen wie diese beiden Hände: aufeinander bezogen, wie im Spiel, ganz einfühlsam, ganz offen zueinander, ganz ohne Drängen oder Dominanz oder Verkrampftheit oder Gewalt. Das ist reine Zärtlichkeit! Die Hände sprechen, wie in einem Dialog: Du, ich hab dich lieb! Ich dich auch! - Der Grunddialog der Liebe - er kommt mit ganz einfachen und immer denselben Worten und Gebärden aus. Undenkbar, dass unter Liebenden einer sagt: Ich liebe dich! - und als Antwort erhält: Du wiederholst dich.

Und wir sehen weiter: zwischen den beiden Händen entsteht ein Raum, ein kostbarer Zwischenraum, eine neue Welt, die Welt des geliebten Du: es ist der Raum der Ehe. Die beiden Hände werden zu Pfeilern, die den Zwischenraum bilden und schützen. Schützen - nicht wie eine undurchdringliche Mauer, die den Raum abschottet von der Außenwelt - "Wir gegen den Rest der Welt" - nein, die Hände schützen und halten offen. Ein Zufluchtsort ist entstanden.
Liebe ist ja kein Schweben auf Wolke 7, kein ständiger Honeymoon aus Holywood. Da sind Kräfte am Werk, die das Leben belasten - von außen her, von Beruf und Arbeit her, aber auch von Innen heraus. Liebe, Ehe ist mitunter harte Arbeit - man muss an der Beziehung arbeiten. Und da ist es so gut, wenn Menschen den Schutzraum, den Zufluchtsort erfahren und miteinander spüren:

- Hier kannst Du Dich fallenlassen.
- Hier brauchst Du nichts zu beweisen.
- Hier darfst Du sogar schweigen.
- Hier hilft Dir einer auf, wenn Du auf der Nase liegst.
- Hier findest Du die lebensnotwendigen Vitamine an Lob und Anerkennung.
- Hier darfst Du einfach sein - haben, tun und gelten lassen wir mal außen vor.
- Hier bist Du Du, so wie Du bist - und nicht, wie ich Dich haben möchte.

Das ist der Zufluchtsraum der Liebe. Wortlos meist und leise schwebt es durch den Raum: Ich liebe dich.

In den letzten Wochen hatte ich einige markante Beerdigungen. Ehepartner waren gestorben - jenseits der Goldenen Hochzeit. Durchaus schwierige Lebensläufe waren zu Ende gegangen. Und jedes Mal hatte es geheißen: er, sie ist mit mir durch dick und dünn gegangen. Das ist der Zufluchtsraum der Liebe. Durch dick und dünn.

Noch etwas: Der Zufluchtsraum ist nach oben hin offen. Die Hände kommen sich sehr nah, aber sie berühren und schließen sich nicht. Es bleibt eine letzte Distanz. Die Hände bleiben zwei, sie verschmelzen nicht, sie gehen nicht ineinander auf. Der Volksmund sagt: Liegen zwei Köpfe auch auf demselben Kissen, so haben sie doch verschiedene Träume. Es bleiben immer zwei, die sich an der Einheit versuchen: zwei Menschen mit ihren Eigenheiten und ihrer Einmaligkeit, mit ihren ganz unterschiedlichen Erfahrungen, Prägungen, Begabungen, mit unterschiedlichem Fühlen und Denken - aber jeder einzigartig, kein Abziehbild, jeder ein Ebenbild Gottes! Es bleiben immer zwei, die

- einander nahe kommen, ohne sich besitzen zu wollen
- beieinander sein wollen, aber auch allein sein können
- um einander wissen, aber dem anderen sein Geheimnis lassen
- füreinander da sind, aber nicht übereinander herrschen
- einander treu sind, aber nicht sklavisch voneinander abhängen
- sich verbunden und gebunden fühlen, aber die Ehe nicht zur Fessel machen.

Wo etwas geöffnet bleibt, kann Licht einfallen. Da kann ein Licht leuchten, von dem unsere menschliche Liebe herkommt, von dem unsere Liebe getragen ist und zu dem unsere Liebe zurückkehrt und aufgehoben ist, gut aufgehoben ist im Leben und im Tod. Es ist das Licht der Liebe Gottes. Unser Glaube sagt uns, dass Gott die Liebe ist, die Quelle aller Liebe. Wir tun gut daran, den Weg zu dieser Quelle zu suchen und zu finden und aus ihr zu schöpfen. Denn unsere Vorräte sind manchmal erschöpft.

Wir haben noch nichts zum Namen der Plastik gesagt. Rodin hat sie"La cathédrale" genannt: die Kathedrale. Zeitlebens hat er sich mit den wun-

derbaren gotischen Kathedralen Frankreichs beschäftigt, diesen Vorhallen des Himmels und der Ewigkeit. Kathedralen sind Räume, in denen Gott förmlich zu ahnen und zu spüren ist: in der in die Höhe strebenden Bewegung, vor allem aber im Licht, das durch die bunten Glasfenster dringt.

Liebes Brautpaar: eure Ehe kann zu einer Kathedrale der Liebe werden, in der ihr wohnt und wirklich zu Hause seid. In der es Kapellen und Nischen und stille Winkel gibt: Beichtkapellen z.B., Nischen der Vergebung, Orte und Ecken des Trostes, der Zuflucht und der immerwährenden Hilfe. Dazu Schatzkammern mit wirklichen menschlichen Schätzen, später auch Kinderecken - und vor allem das "Allerheiligste", schwer zu benennen: der Ort in eurer Ehe, wo ihr Gott nah seid, ihn ahnt und spürt. Wahrscheinlich wird dieser Ort nicht abseits und neben eurer Liebe, sondern in eurer Liebe sein. Je mehr ihr in der Liebe wachst, desto mehr wachst ihr in Gott hinein. Dorothee Sölle, die große verstorbene Theologin, hat einmal erzählt, wie sie mit ihrem fünfjährigen Enkelkind in eine große leere, kalte, nüchterne Kirche kam und das Kind rief: "Ist kein Gott drin!" Bei euch soll und wird es anders sein: "Gott ist drin" in eurer Liebe, in eurer Ehe. Dafür steht er selber ein. Darum feiern wir jetzt hier und sind dabei, wie er euch einlädt und befähigt, die Kathedrale zu bewohnen.

Nehmt kein Geld mit[72]

Jetzt, bei knappen Kassen, spüren wir: Nicht das Geld sichert uns ab, so wichtig es ist. Nicht Bildung und Bücher sichern uns ab – so wichtig sie sind. Nicht Zahlen, nicht Bauten, nicht Beziehungen, nicht Aktivitäten – nichts in der Welt ist so beschaffen, dass es in uns wirklich einen lebendigen Glauben weckt. Allein das Evangelium kann das tun. Allein die Botschaft und die Menschen, die sie leben, die sie bezeugen.

Darum unser heutiges Evangelium (Lk 10, 1-9), das sehr fremd daher kommt, sehr quer liegend zu unserem üblichen kirchlichen Leben. Nehmt keinen Geldbeutel mit, keine Vorratstasche und keine Schuhe. Was sollen die ersten Wandermissionare denn mitnehmen? Nichts. Buchstäblich nichts. Nur das Evangelium. Nur den Glauben. Nur sich selber. Nur darauf kommt es an, sagt Jesus. Alles andere ist zweitrangig und lenkt oft nur ab.

Darum: Nehmt nichts mit! Wenn man nichts mitnimmt außer der Botschaft, kann man auch nichts Falsches und Entstellendes mitschleppen. Als die Missionare vor über hundert Jahren nach Afrika kamen, brachten sie nicht das „reine Evangelium“ mit, sondern das Christentum im europäischen Gewand. Oft wird das Gewand – die Tradition, die Kultur – wichtiger als der Kern der Sache, als das Evangelium. Unsere aktuellen Kirchenkrisen heute haben vielleicht damit zu tun, dass den Leuten das Gewand nicht mehr gefällt, dass sie da hinausgewachsen sind – sie schauen nur auf das Gewand und wissen oft nicht mehr um den Kern, den das Gewand umgibt. Nehmt nichts mit, sagt Jesus, denn eure Vorräte könnten sich als Ballast erweisen, als etwas, das ablenkt vom Eigentlichen.
Und außerdem: Wenn man nichts mitnimmt, spürt man, wie angewiesen man ist. Alles kann zum Geschenk werden, für alles braucht man Vertrauen, Gottvertrauen. Man braucht die Gastfreundschaft anderer, sonst kommt man nicht weit. Man kann sich nicht auf Bankkonten und Versicherungen stützen. Voller Vertrauen und in großer Freiheit geht so einer wie Franziskus seinen Weg.

[72] Predigt vom 04.07.2004

Geht hinaus, sagt Jesus. Die Kirche muss hinaus und darf nicht nur bei sich selber bleiben. Hinaus in die fremden Häuser, hinaus in die Straßen, an die Hecken und Zäune, wo man sich nicht auskennt, wo wirklich Diaspora ist, wo es kaum noch eine Stütze gibt. Mit großem Respekt schaue ich auf die Mitbrüder in der früheren DDR, die meist in dieser Situation sind. Unser Stand *City-Pastoral* auf dem Markt ist ein kleiner Schritt in ähnlicher Richtung, um mit Menschen „auf der Straße“ ins Gespräch zu kommen. Wenn sie nicht kommen, muss man hingehen und sie aufsuchen. Der Dienst, sagt Jesus, besteht im Vorausgehen, in der Vorbereitung, im Quartiermachen – der eigentliche Besucher, Jesus selber, kommt nach! Wir sind nur Vorbereiter, wir können nur versuchen, Türen und Herzen zu öffnen für den Herrn und das Kommen seines Reiches. Den Boden lockern, versuchen zu „motivieren“, Vorurteile abzubauen, Fragen neu bewusst zu machen. Dass und ob es „zündet“ – das liegt nicht in unseren Händen.

Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe. Wehrlos, gewaltlos, unbewaffnet. Das ist nicht leicht, und darum haben sich die Schafe oft den Wölfen angepasst und waren von den Wölfen kaum noch zu unterscheiden. Wölfische Schafe bieten ein komisches Bild. Heute, wo die Christen nicht mehr oft an den „Drückern der Macht“ sind, fällt es leichter, sich auf die Rolle des Schafes zu besinnen, des Gewaltlosen und Friedfertigen in einer unfriedlichen Welt.

Eine gute Hilfe gibt Jesus mit: Geht zu zweit – wie damals die Jünger auf dem Weg nach Emmaus. Als Einzelkämpfer seid ihr nicht gedacht! Steht euch unterwegs gegenseitig bei. Die Sekten tun das so, Mormonen oder Zeugen Jehovas kommen meist zu zweit. Wir Christen haben es vergessen und rackern uns häufig allein ab, statt unsere Aufgaben gemeinsam, zu zweit, zu tragen. Dabei kann man zu zweit die kleinste Gemeinschaft darstellen und leben: man kann den Frieden, den man bringen soll, zu zweit erst einmal „ausprobieren“, vorleben, man kann zu zweit miteinander sprechen und sich gegenseitig stärken.

Bitten wir Gott, dass er uns ermuntert und stärkt, damit wir uns auf den Weg machen zur Arbeit in seiner Ernte. Die Ernte fährt man nicht hier in den Kirchen ein, sondern unterwegs, auf den Straßen, in den Häusern, bei den Leuten – als Quartiermacher für den Herrn des Lebens.

Der großzügige Grundbesitzer[73]

Gott hat kein Kleingeld - er bezahlt mit großen Scheinen.
Verschwenderisch großzügig - so beschreibt Jesus den Vater, Gott. Wenn er vom Himmelreich erzählt, d.h. von den Verhaltensweisen, die bei Gott gelten, dann spüren wir: Es geht sehr anders zu als bei uns. Der Arbeiter der 11. Stunde, der den gleichen Lohn bekommt wie der, der den ganzen Tag gearbeitet hat, würde nicht nur die Gewerkschaften aufregen - er eignet sich wirklich nicht für Tarifverträge. Ein Denar - bei Jesus gleicher Lohn für alle. Ein Denar - das war nicht viel. Sagen wir: zwei Euro. Das ist heute der Tagessatz für viele Arme in Afrika. Mit Mühe und Not kann man davon leben. Wäre der Tagelöhner der letzten Stunde prozentual korrekt bezahlt worden, hätte er 20 Cent bekommen - ein Zehntel davon. Davon kann er gerade mal einen Apfel kaufen. Korrekt bezahlt könnte er nicht überleben. Sie merken, wie die normale Gerechtigkeit nicht reicht und die himmlische Großzügigkeit auch uns und gerade den Armen hier auf der Erde gut tun würde. Den Armen und den Sündern. Denen wird verschwenderisch Vergebung angeboten. Nicht siebenmal, sondern siebenmal siebzigmal sollen wir verzeihen, nach himmlischem Vorbild, sagt Jesus. Also verschwenderisch, nicht kleinlich aufrechnend. Und er erzählt vom verlorenen Sohn, der nach Hause kommt und vom Vater überschwänglich, verschwenderisch ausstaffiert wird: ein Ring an den Finger, ein Mastkalb wird geschlachtet, ein großes Freudenfest wird gefeiert - zum Leidwesen des älteren Bruders, der das alles mit Neid verfolgt und sich denkt: So etwas habe ich nie geboten gekriegt.

Der ältere Bruder mit seinem Neid und Groll ist Jesus fremd. Der verlorene Sohn mit seinem ziemlich verpfuschten Leben steht Jesus näher. "Er ist ein Freund der Zöllner und Sünder", gifteten die Leute über Jesus, "seht mal, mit wem er sich herumtreibt!" In der Tat war Jesus nicht "in guter Gesellschaft". Die gute Gesellschaft gab sich Mühe mit dem Glauben und mit den Gesetzen, aber sie verstand nicht, was Gnade ist, und das machte sie selbstgerecht, hart und eben - gnadenlos. Sie hielt Jesus für eine einzige

[73] Predigt vom 21.09.2008

Provokation und rächte sich an ihm mit der Kreuzigung. Am Kreuz hängend bringt Jesus seine Botschaft von der großzügigen Gnade noch einmal auf den Punkt; zu dem einen Verbrecher, der mit ihm gekreuzigt wurde, sagt er: " Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein!" Heiligsprechung eines Verbrechers! Das war nicht die 11.Stunde, das war sozusagen "Fünf vor Zwölf". Für die Gnade ist es nie zu spät. Die Letzten werden die Ersten sein.

Sind diese alten Spannungen aus der Zeit Jesu heute noch aktuell? Ja, aber unter anderen Namen. "Anspruchsdenken" ist so ein anderer Name. "Das steht mir zu! Da habe ich aber einen Anspruch 'drauf!" Vor dem Himmelreich bricht dieser Anspruch zusammen: "Also, wenn einer es verdient hat, in den Himmel zu kommen, dann doch wohl ich!" Im Ernst wird keiner so reden, aber vielleicht mancher klammheimlich so empfinden, dass er auf Grund seiner Verdienste im Leben ein Recht auf die himmlischen Plätze habe. Es gibt allerdings keine Rechtsabteilung, wo er mit seinem Anspruch landen kann.
Warum nicht? Weil alles - laut Jesus - auf dem Gnadenweg geregelt ist. Ein Sprichwort sagt: Wenn wir bekommen, was wir verdienen, ist das Gerechtigkeit. Wenn wir bekommen, was wir nicht verdienen, ist das Gnade.

Also: Gott liebt uns - nicht, weil wir so gut sind, sondern weil er gut ist. "Wenn ich in den Himmel komme" - dann, weil Gott mich da haben will. "Wenn mir mein Leben als Christ gut gelingt" - dann, weil Gott mir die Kraft dazu gab.
"Wenn ich im Leben scheitere - und so ziemlich alles geht schief" - dann hoffe ich, dass Gott seine Möglichkeiten hat, wo meine zu Ende sind - auch fünf vor zwölf, siehe der gute Schächer am Kreuz.

Viele Eltern und Großeltern machen sich Sorgen um die jungen Leute, die so ganz andere Wege gehen. Sie sollten sich das immer wieder sagen: meine Möglichkeiten sind zu Ende - aber deine, Gott, fangen gerade erst an. Meine Wege sind nicht deine Wege, wie es in der Lesung heißt. Wir wollen, Gott, auf deine Großzügigkeit hoffen.
"Großzügiger Gott" - schade, dass man ihn nie so anspricht. "Allmächtiger", das sagen wir und betonen so seine Macht. Aber Jesus stellt uns seine

Großzügigkeit vor und schlägt sie uns vor: nicht siebenmal, sondern siebenmal siebzigmal sollen wir verzeihen und darin nicht rechnen. Weil Gott großherzig ist, verlieren sich manche Verkrampfungen und lösen sich viele Ängste - so die Angst, immer perfekt sein zu müssen und ja nichts falsch zu machen.
Weil Gott großherzig ist, weitet sich das eigene Herz und lässt alles Kleinliche, Kleinkarierte, Geizige und Engstirnige hinter sich. Ein weites Herz weiß um die Freiheit: Weil Gott großherzig ist, will er uns als freie, selbstständige Menschen - nicht am Gängelband.

Wie stellen wir uns am besten auf einen großherzigen, großzügigen Gott ein? Indem wir z.B. in der Kirche daran arbeiten, alles kleinliche und engstirnige Denken zu überwinden. Die Kirche wird dann immer kleinlich und eng, wenn sie Angst hat vor der Welt, wenn sie Mauern hochziehen will, um sich und die Gläubigen zu schützen, wenn sie ihre eigenen Interessen mehr im Blick hat als Gott, wenn sie nicht mehr wirklich auf ihn vertraut. Die Kirche wird großherzig, wenn sie Gott in seiner Großzügigkeit erkennt und preist und feiert.

Ja, das Feiern ist eine gute Einübung in Richtung "weites Herz": im Feiern beherrscht uns nicht mehr der Alltag mit seinen Pflichten und Abläufen. Wir pflegen Gemeinschaft, sprechen miteinander, essen und trinken, genießen die guten Gaben Gottes, singen vielleicht sogar zusammen, entspannen uns, und unser Herz weitet sich, wird "lockerer", erhebt sich zu Gott hin und zu einer größeren und umfassenderen Erfahrung des Lebens hin: das Leben ist mehr als die alltägliche Plackerei. Der Sonntag ist mehr und anders als der Werktag. Das Festliche krönt unser Leben, und nicht umsonst hat Jesus immer wieder von Festen und Festmählern erzählt, um das Himmelreich anzudeuten. Eine Feier, nämlich die Messfeier, ist das zentrale Ereignis und das zentrale Treffen der christlichen Gemeinde: nicht eine Arbeitssitzung mit viel Papier, nicht eine Diskussionsveranstaltung.

Eine mindestens ebenso wichtige Einübung in Richtung "weites Herz" ist die Caritas. Wir dürfen unser Herz nicht eng halten mit Slogans wie: "Jeder ist

sich selbst der Nächste", und "Geiz ist geil". Ein weites Herz geht an den Armen nicht vorbei, deren Zahl dramatisch wächst. Nicht: "Jeder ist seines Glückes Schmied" - auch so ein unglücklicher Slogan. Die meisten landen in der Armut, weil sie wenig Chancen haben und der Arbeitsmarkt sie kaum braucht. Ein weites Herz ist auch ein bescheidenes Herz - es weiß, dass uns selber oft nur eine große Portion Glück oder Gnade davor bewahrt hat, selber abzustürzen und in der Armut oder im Scheitern zu landen.

Danken wir also Gott für alle Gnade in unserem Leben, für alles unverdiente Glück. - Die Dankbarkeit ist der beste Herzöffner und der beste Grund zum Feiern!

JB in der griechisch orthodoxen Kirche in Lüdenscheid (2009)

Warum ich an Gott glaube[74]

... weil das " fünfte Evangelium", das Leben gläubiger Christen, mich anzog und begeistert hat und mich spüren ließ, wie sehr es der Welt - und mir selber - guttut

... weil ich im Wirken dieser Menschen - bis heute - eine Kraft erkenne, die ich als "Geist Gottes" deute - auch außerhalb der Kirchen!

... weil die Kirche in der Kindheit einen "selbstverständlichen" Glauben ermöglichte, in der Jugend und im Studium einen fragend-suchenden Glauben und im Erwachsenenleben einen Glauben, der alles kennt: Geborgenheit und ganz viele Herausforderungen

... weil das "fünfte Evangelium" zu den Evangelien eins bis vier führte, vor allem zu der Person Jesus Christus, der in seinen Worten und Taten, im Leben und Tod (alles gesehen von Ostern her) zum Weg zu Gott wurde

... weil die gelebte Praxis des Glaubens mich mehr anzieht als große Theorien und Mutter Teresa oder Erzbischof Romero mir eher wie "Gottesbeweise" - oder besser: Gottes "Denkzettel" - vorkommen als die Weisheiten, die aus dem Denken und der Wissenschaft stammen

.. weil - mit diesen Gestalten, diesen "Kronzeugen" und mit dieser Praxis, mit dieser Spur Jesu Christi bis heute - Gott zu unterscheiden ist von "Gott", dem Allerweltsgott, von dem man immer redet, wenn man nicht mehr weiter weiß ("Einer muss doch die Welt gemacht haben"): Gott ist nicht gleich "Gott"!

... weil dieser Gott uns herausruft zum Aufbruch (Abraham, Vater des Glaubens), zum Gehen, zum Handeln, zum Vertrauen, zur Gelassenheit - zu "Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei" - zu einem Weg, bei dem er voran- und mitgeht

[74] Vortragsskizze (2008)

... weil er mir die Freiheit lässt, zu fragen, zu hadern, zu zweifeln, wenn ich diesen Weg nicht verstehe - und ich werde ihn nie ganz verstehen und mehr Fragen als Antworten haben - aber (hoffentlich) die richtigen und wesentlichen Fragen!

... weil er mir manchmal Zeichen gibt, kleine "Liebesbriefe" ins Leben hinein, und manchmal sogar "Wunder wirkt" (ohne die "Gotteserfahrung" übertreiben zu wollen!)

... weil er sich versteckt hält in unserem Leben - leise, diskret, Freiheit lassend - und wir ihn suchen und dabei unser Leben ganz tief und neu entdecken können: einen Reichtum, der uns sonst - in einer eindimensionalen Welt - verschlossen bliebe

... weil mir eine "Welt mit Gott" unendlich viel lieber ist als eine "Welt ohne Gott" - die sich wohl immer als eine Horror-Welt entpuppt hat

... weil er größer ist als alle Gedanken (auch diese…), größer als alle Festlegungen, "größer als unser Herz" - und uns damit voraus bleibt, sich nicht einholen und besitzen lässt - und bis in den Tod hinein (und darüber hinaus) für Staunen und Überraschungen sorgt.

Seewandel[75]

Eine merkwürdige Geschichte: Da laufen zwei übers Wasser. Der eine, Jesus: gekonnt. Der andere, Petrus: ein Anfänger, möchte gern, kann aber nicht richtig, geht unter. Im Boot wäre es sicherer gewesen.
Wenn es nach Sicherheit geht, bleiben wir am besten auf der Erde. Mit beiden Beinen. Fest auf der Erde, fest auf dem Boden. Ein klarer Standort, unverrückbar. Da kennen wir uns aus. Da kann uns keiner was, da geht alles seinen gewohnten Gang.

Aber da fällt dann auch eben manches flach: weite Aussichten – Wagnis und Risiko – Neuland entdecken – Aufbruch und Neuigkeiten. Luft und Wasser stehen dafür, bildlich gesprochen.
Die Luft: vor ein paar Tagen bin ich zum ersten Mal mit einem Ballon gefahren, quer übers Münsterland. Aus 600 m Höhe eine traumhafte Aussicht – der Dortmunder Fernsehturm und die Höhen des Teutoburger Waldes auf einen Blick. Aber man muss halt in diesen kleinen Korb hinein. „Da kriegten mich keine zehn Pferde rein," meinten einige, die von dieser Ballontour hörten.
In die Luft zu gehen, zu fliegen macht Angst, Manche mögen nicht fliegen. Übers Hochseil zu laufen – das wäre kein gemütlicher Weg. Aber ist das Leben nicht manchmal ein Drahtseilakt? Kaum noch Boden unter den Füßen, kaum noch Halt, man kann tief abstürzen, und auch der Glaube ändert nichts an diesem Drahtseillauf. Er gibt uns aber die Hoffnung, dass da ein Netz ist, das uns auffängt – im Sturz.

Ähnlich das Element Wasser. Man muss sich die Menschen von damals zur Zeit Jesu als Nichtschwimmer vorstellen, als wasserscheu. Wasser ist abgründig. Aber ist das Leben nicht manchmal wie ein Herumpaddeln im Wasser? Das Wasser steht einem bis zum Hals, und kein fester Grund ist mehr da? Ich erlebe dann, dass das Leben so abgründig und bodenlos sein kann wie das weite, tiefe Meer – und mancher geht „baden"; und mancher geht unter.

[75] Predigt vom 07.08.2005

Das Evangelium sagt nun: In der vierten Nachtwache, am allerersten Beginn des Morgens, kommt Jesus auf die Jünger, auf die Menschen zu. Das ist immer seine Richtung: auf die Menschen zu, auf uns zu. Um diese Richtung durchzuhalten, läuft er sogar übers Wasser, das heißt: er überwindet Abgründe und tiefe Gräben. Der tiefste Graben ist der Tod. Auch den überwindet er, indem er ihn auf sich nimmt.
Das kommt den Jüngern gespenstisch vor. Ein Gespenst!, rufen sie, und so werden sie auch rufen, als sie dem Auferstandenen später begegnen.
Wer immer nur mit beiden Beinen fest auf dem Boden steht, auf dem Boden der so genannten Realität, die manchmal sehr schmalspurig ist, der hat es nicht mit den Wundern, mit dem Wunderbaren, mit dieser wunderbaren und unbeirrbaren Richtung Jesu hin zu den Menschen. Selbst ein Meer, ein Abgrund kann ihn, Jesus, nicht aufhalten. Und so läuft er auf das Schiff zu, das Schiff der Kirche, der Gemeinde, das gerade heute hin und her geschüttelt wird. Er bemerkt die Angst - auch heute - und lädt ein zum Vertrauen: „Schaut nicht auf die Angst, fixiert euch nicht darauf. Schaut weiter. Schaut - auf mich!“
Petrus, mit dem Mund immer vorneweg, lässt sich das nicht zweimal sagen. Wenn Jesus auf ihn zukommt, dann will er auch auf Ihn zugehen. So versteht er die Nachfolge: Gehen auf Jesus zu. Unter Umständen raus aus dem Boot, raus aus der Sicherheit. Unter Umständen: quer übers Wasser, ganz allein, als Einzelner, wie es heute vielen Christen mit ihrem Glauben geht. Jesus ermächtigt ihn dazu. „Komm!“, sagt er. Und Petrus steigt aus dem Boot und wagt die Nachfolge. Seine Nachfolge wird nicht auf sicherem Boden sein, sondern ähnelt wirklich einem Lauf übers Wasser oder über glühende Kohlen: Gefängniszelle, Verfolgung, Märtyrertod. Dies ahnend kann man schon mit der Angst zu tun kriegen - und sinken. Wer der Angst immer mehr Raum gibt, kann untergehen. Hoffentlich sieht er die ausgestreckte Hand und lässt sich ergreifen - wie Petrus.
Gute Zeiten sind uns nicht versprochen, fester Boden ist uns nicht verheißen, auch nicht ein Ende des Sturms. Aber auf die ausgestreckte rettende Hand dürfen wir hoffen – und auf die Stimme, die sagt: „Komm. Hab keine Angst. Hab Vertrauen. Ich bin es!“

Allerheiligen[76]

Das Fest Allerheiligen erinnert daran, dass nicht alle Heiligen von gestern sind, auf hohen Podesten stehen, über Seitenaltären hängen oder aus Goldrahmen blicken.
Manchen sind wir schon auf den Titelseiten der Tageszeitung begegnet. Mutter Teresa bekam zum Friedensnobelpreis jetzt noch die Seligsprechung. Schon zu Lebzeiten wurde sie als Heilige verehrt. Gerade Ordensgemeinschaften legen Wert darauf, dass ihre Gründer und Gründerinnen möglichst zu Heiligen erklärt werden. Es gibt da richtige Lobbys, die bemüht sind, ihre Kandidaten in Rom „durchzudrücken“ und bestimmte „Modelle“ der Heiligkeit bekannt zu machen. Das Ergebnis: zahllose Selig- und Heiligsprechungen in den letzten Jahren und Jahrzehnten – meistens Päpste, Bischöfe, Ordensschwestern. Zwischendurch einer wie Nikolaus Groß aus unserem Bistum, der als Gewerkschaftler und Redakteur tapfer und gläubig seinen Weg gegangen ist - bis in die Hinrichtung im Dritten Reich. Aber auch das ist ja inzwischen weit weg, abgehoben, gleichsam aus einer anderen Welt.
Wir müssen es wohl zugeben: Die Heiligen, die „offiziellen“, sind dem Menschen von heute oft sehr fern! Den meisten Zeitgenossen ist ganz anderes „heilig“: der Urlaub, das eigene Haus, wenn’s gut geht auch der Ehepartner und die Familie, vielleicht noch das Hobby und der Fußballverein - eben alles, was das private Glück so ausmacht. Da lässt man nichts drauf kommen. Da hängt das Herz dran. Das ist einem „heilig“!

Was also fange ich an Allerheiligen mit allen Heiligen an? Man tut gut daran, nicht bei den Lebensbeschreibungen von Heiligen einzusteigen, bei ihrer Tugendhaftigkeit oder den Wundern, die sich um sie ranken. Man tut gut daran, bei Jesus zu beginnen. Wo hat Jesus seine Heiligen gesucht? Nicht auf den Titelseiten, nicht bei der Prominenz, nicht unter den besonders Frommen und besonders Gelehrten, nicht einmal im Tempel von Jerusalem.

[76] Predigt am 01.11.2003

Nein, seine Freunde und „Nachfolger“ fand er frühmorgens am Ufer des Sees, wenn die Fischer nach mühsamer Arbeit ihre Netze an Land zogen. Er fand sie am Zollhaus. Und mindestens eine fand er damals im „Rotlichtmilieu“.
Da heilig viel mit „heilen“ zu tun hat, ist das ja auch kein Wunder. Heilige kümmern sich nie nur ums private Glück. Sie heilen verwundete Seelen in heil-losen Zeiten. Zuvor haben sie sich selber heilen lassen – in ihrem Herzen und Empfinden, in ihrem Denken und Handeln.
Heiligkeit ist kein Verdienst und keine Leistung, sondern Geschenk. Gottesgeschenk – denn nur Er, Gott, ist wirklich heilig! Die Heiligen sind nur die Fenster, durch die Er in unsere Welt hinein scheint.

Wo soll ich sie suchen, diese „Fenster“? Nicht bloß im Heiligenlexikon oder im Kalender. Eher nebenan. Wenn ich Heilige treffen will, muss ich Besuche machen, Hausbesuche. Auch hier in Lüdenscheid. Hier gibt es sicher einige Hunderte oder mehr Menschen, durch die Gott uns wirklich anstrahlt. Menschen, die wie Fenster sind: katholische, evangelische, manche vielleicht auch ohne Konfession. Sie geben unserer Stadt eine Seele, diese „unbekannten Heiligen“. Wie man sie erkennt? Wenn Sie jemanden besuchen und gestärkt, oder fröhlicher, oder inspirierter von diesem Besuch zurückkehren, dann waren Sie vielleicht bei einem/einer „Heiligen“ zu Gast. Es ist eine der schönsten Seiten des Priesterberufs, dazu öfter Gelegenheit zu haben.
Heilige stecken an. Begeisterung springt über. Zuversicht im Glauben steckt an: wie da eine(r) mit Schicksalsschlägen fertig wird und trotz schweren Leids gelassen und getrost wirkt. Guter Rat, Weisheit, oder Hilfsbereitschaft, so etwas wie „Demut“, absichtsloses Dienen, Zeit nehmen, oder die Gabe des Zuhörens. „Von dem kann man sich wirklich eine Scheibe abschneiden,“ sagen die Leute dann vielleicht (wenn sie überhaupt etwas merken) und fügen noch hinzu: „Das ist mal wirklich ein Christ!“

Am Fest aller Heiligen dürfen sie ruhig sagen: Das ist wirklich ein Heiliger! Denn Allerheiligen feiert alle Heiligen in unserer Nähe, in unserer Stadt - feiert sie mit großer Dankbarkeit: - dass es das gibt, ausstrahlende Christen! Allerheiligen lädt uns ein, so zu leben, dass wir dazugehören.

Ein Heiliger - nicht nur für Jäger: Hubertus[77]

In Rom, vor zwei Wochen, ging ich in die Bar San Eustachio. Dort soll es den zweitbesten Kaffee der Stadt geben. Auch die Bars und Banken werden in Rom nach Heiligen benannt. Vom hl. Eustachius hing ein Bild in der Bar; er wurde dargestellt mit einem Hirsch, der im Geweih ein Kreuz trägt.
Der hl. Hubertus steht also nicht allein mit dem Hirsch und dem Kreuz. Dieses Symbol ist von Rom aus gewandert in die großen Wälder des Nordens, nach Lüttich und Paderborn, und der Hirsch mit dem Kreuz verbindet sich seitdem mit dem hl. Hubertus.

Man muss ein solches Zeichen (Symbol) wohl „übersetzen".
Wo würden wir ein Kreuz vermuten? In der Kirche, auf dem Friedhof vielleicht: an gewohnten, an vertrauten Orten - da, wo es hingehört. Aber ganz sicher nicht in einem Hirschgeweih! Da wirkt es etwas verstörend – und das soll es auch: stören, vertraute Blickrichtungen stören, durcheinanderbringen.

Die entscheidende Frage dahinter heißt: Wo sollen wir Gott suchen? Eine schöne Antwort gibt die große Ordensgründerin Teresa von Avila: „Gott ist gegenwärtig auch zwischen Kochtöpfen!"
Wahrscheinlich war die Küchenschwester gekommen und hatte sich beschwert: Die anderen Schwestern wirken in der Bibliothek, in der Kapelle, in der Schule. Da ist viel mehr von Gott.
Darauf die Oberin: Nein, er ist auch zwischen Kochtöpfen! Ein wegweisendes Wort für Köche und Hausfrauen! Man kann Gott an überraschenden Orten finden - da nämlich, wo Sie selber den ganzen oder halben Tag stehen: in der Küche, zwischen Kochtöpfen, oder am Schreibtisch - kein Raum und Ort ist fremd für Gott.
Und nun der Hirsch mit seinem Kreuz: Gott ist gegenwärtig in der Schöpfung, in seinem Werk, in der Natur. Ein wegweisendes Zeichen für Jäger, Förster und Naturschützer und für alle, die die Schöpfung lieben.

[77] Predigt in der Hubertusmesse am 06.11.2005

Gott in der Natur, Gott im Wald - der wird leider manchmal gegen den Gott der Kirchen ausgespielt und in Stellung gebracht: „Ich gehe nicht in die Kirche. Ich geh in den Wald, um Gott nahe zu sein.“
Unser verstorbener Kardinal Hengsbach von Essen - selber ein Jäger- pflegte darauf zu sagen: „Dann lassen Sie sich doch auch vom Oberförster begraben!“
Gott ist so vielfältig in seinen Facetten, dass er sich weder auf Wald und Flur allein noch auf die Kirche allein beschränken lässt. Er übergreift alles. Er ist der Schöpfer - dafür steht der Hirsch - und er ist auch der Erlöser - dafür steht das Kreuz im Geweih.

Nun noch ein Wort zum Evangelium (Mt 25,1-13), über die Mädchen und den Bräutigam. Man denkt an Michael Gorbatschows Wort „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“ - an den törichten Mädchen ohne Vorratswirtschaft wird es wahr. Es gibt den Kairos, den rechten Augenblick, auf den alles ankommt.

Wer wüsste das besser als die Jäger, dass es dieses sekundengenaue *Jetzt* gibt - jetzt oder nie? Was wäre das für ein Jäger, der angesichts eines Hirsches auf freier Wildbahn erst laufen müsste, um Vorräte an Munition zu holen? Der Hirsch würde nicht auf seine Rückkehr warten.
Es gibt den entscheidenden Augenblick, den man treffen - oder eben verpassen kann.
Der berühmte Weise des Mittelalters Meister Eckhart wurde einmal gefragt: „Was ist die wichtigste Zeit? Wer ist der wichtigste Mensch?“
Seine Antwort: „Die wichtigste Zeit ist immer der gegenwärtige Augenblick. Der wichtigste Mensch ist immer der, der dir gerade gegenüber steht.“

Der Augenblick ist ganz intensiv zu nehmen. Wachsamkeit, Aufmerksamkeit - das ist die entsprechende Haltung - für Christen wie für Jäger. In der Sprache des Glaubens: Gott kann jederzeit bei dir anklopfen - in jeder Situation, in jedem Menschen, der dir gerade gegenüber steht. Sie können sich vorstellen: In einer solchen Haltung der wachen Aufmerksamkeit wird jede Begegnung, jedes Gespräch, ja mein Gefühl von der Zeit sehr intensiv, sehr gefüllt. Gott klopft bei uns an – hoffentlich sind wir dann zu Hause!

Anbetung[78]

Eigentlich ist Anbetung eine eigenartige Sache. Man kniet da, oder sitzt da, und tut sonst nichts – eine Stunde lang. Man ist nicht „produktiv“. Normalerweise soll bei unseren Handlungen ja immer was herauskommen, wir bezwecken etwas und haben bestimmte Absichten. Selbst die Freizeit, diese angeblich freie Zeit, dient meist irgendwelchen Zwecken, etwa der Erholung, damit wir hinterher gut ausgeruht sind und wieder kräftig arbeiten können. Selbst das Gebet, das Bittgebet dient Zwecken. Wir bitten Gott um etwas, wir wollen etwas von ihm – für uns selbst, für unsere Familie oder für andere. Ständig wollen wir etwas. Und nun die Anbetung: Da knien wir einfach da - vor Gott - und lassen uns Zeit. Eine Stunde Zeit z.B. Wir wollen da nichts, nur da sein vor Gott. Der heilige Pfarrer von Ars sah einen armen Bauern in der Dorfkirche beten, und er fragte ihn, was er denn so viel zu beten habe. „Ach“, erwiderte der Bauer, „ich sage nur: Ich bin da - und Du bist da.“ Eine Stunde lang (oder wie viel Zeit wir gerade mitbringen) sind wir absichtslos. Wir tun etwas, das in den Augen der Welt nutzlos ist. Und ich denke, auch das gehört zum Menschen - etwas tun, das keinen Nutzwert hat. Nicht immer nur berechnen, was mir das bringt, nicht immer nur Zwecke und Absichten verfolgen, auch wenn sie noch so gut gemeint sind. Denken wir an die biblische Geschichte von Maria und Marta. Eines nur ist jetzt notwendig, sagt Jesus. Manchmal ist Anbetung notwendig: reines Dasein vor Gott, Verweilen vor seinem Angesicht. Ich bin da, und Du bist da…

Warum knien wir dabei?
In dieser Zeit des Nichtstuns passiert doch etwas. Wir können uns selber spüren - und vielleicht auch etwas in Richtung Gott. Wahrscheinlich spüren wir in uns selber, wie schwer uns dies Stillsein fällt, zumindest am Anfang. Wir wollen immer etwas machen, die Gedanken schweifen herum, wir blättern im Gebetbuch. Sich zu konzentrieren ist nicht leicht. Wir weichen uns selber gerne aus, gehen uns innerlich aus dem Wege und flüchten uns lieber in tausend Ablenkungen. Anders gesagt: Wir spüren eine Grenze. Wir können nicht so, wie wir gerne wollten. Oder wir wollen nicht, wie wir sol-

[78] Predigt bei der Messe zum 15jährigen Bestehen des Anbetungskreises 04.11.2006

len. Wir haben eine Grenze, wir tragen einen Zwiespalt in uns – Gott nah sein und ihm fern sein, glauben und doch nicht ganz glauben – nur mit Vorbehalt -, lieben und doch Egoist sein, Geschöpf sein und sich doch für den Mittelpunkt der Welt zu halten. Wir leben mit diesem Zwiespalt. Niemand ist hier ganz stimmig, ganz mit sich identisch, ganz heil – es sei denn, er wäre ein Heiliger.
Darum knien wir. Wir, die heillosen, zwiespältigen Menschen, knien vor einem anderen. Wir, die wir uns nicht selber aus dieser Heillosigkeit befreien können, knien vor dem, der das kann. Wir beugen unsere Knie vor dem, der größer ist als wir, der unser Begreifen übersteigt, der unsere kleine geschlossene Welt übersteigt, der auch unsere Bilder, Vorstellungen und Worte übersteigt. Wir beugen unsere Knie vor dem „springenden Punkt“, dem Mittelpunkt – weil wir nicht selber der Mittelpunkt sind. Wir beugen unsere Knie vor Gott…

Wie zeigt sich uns dieser Gott?
Die Menschen, die in unserer Kapelle anbeten, haben vor Augen ein kleines Scheibchen Brot in der Monstranz. Das ist der Mittelpunkt. Das ist das Allerheiligste. Dieser große unsichtbare und alles übersteigende Gott zeigt sich uns in ganz kleiner, ganz schwacher Form: in diesem kleinen Stückchen Brot. Er hat sich sozusagen klein gemacht: in Menschen hinein, in Jesus hinein, in dieses Brot. Brot – das ist ein gutes Zeichen für Gott. Wir brauchen Brot, um leben zu können. Es ist absolut notwendig. Jetzt, in den vielleicht acht Minuten dieser Predigt, sterben auf der Welt allein dreihundert Kinder an Hunger, weil sie das Brot, das zum Leben Notwendige, nicht haben. Und wonach hungern die anderen, die genug oder sogar zu viel zum Essen haben? Sie hungern nach Bestätigung und Anerkennung, nach einem Sinn in ihrem Leben und Arbeiten, nach Geborgenheit und Liebe. Alles das ist in dem kleinen Scheibchen Brot zusammengefasst. Es steckt da drin. Alles, was wir brauchen. Brot und Liebe. Es ist die Antwort, die Gott uns gibt. Da hat einer eine Liebe verbreitet, wie sie noch nie da war, hat sogar sein Leben hingegeben, hat sich ausgeteilt an die Menschen, so wie man Brot verteilt. Und dieser eine ist jetzt nicht einfach weg, so einer verschwindet nicht spurlos. Er bleibt. Das, was er gewollt hat, bleibt. Seine Liebe bleibt und wird in diesem Stückchen Brot verehrt, ja angebetet.

Und was ist, wenn wir dann nach Hause gehen?
Anders gefragt: Darf man diese Liebe Gottes nur verehren? Wird man dann nicht versuchen, sie in unseren menschlichen Möglichkeiten auch zu tun, zu praktizieren? Nur verehren – das kann nicht genügen. Man wird das, was man verehrt und anbetet, ins eigene Leben umsetzen. „Nur wer für die Juden geschrien hat, darf gregorianischen Choral singen“, schrieb im Dritten Reich der Pfarrer Dietrich Bonhoeffer. Er meinte: Nur wer das Unrecht sieht und reagiert, dessen Lied gefällt Gott.

So kann uns in der eucharistischen Anbetung bewusst werden, wer Gott für uns ist, was mit uns Menschen los ist, - und wie dieses Brot Gott und uns untereinander verbindet.

Deutsch im Pfarrhaus:

Lüdenscheid ist für mich wie eine Oase in der Wurst.

Stabhochsprung[79]

Dieses Bild ist von einer seltenen Leichtigkeit. Da schwingt sich ein Ministrant mit Hilfe einer Leuchterstange wie im Stabhochsprung über drei Mauern gleichzeitig. Wir sind ein wenig neidisch: *Wir* schaffen ja kaum eine Mauer, rennen meistens nur gegen sie an und stoßen uns den Kopf an den harten Steinen der Wirklichkeit. Wir sind nicht leicht, sondern eher schwer - Kreisdechanten allzumal, von Ausnahmen abgesehen! Gut, dass da ein Messdiener springt oder fliegt - und nicht ein Kreisdechant! Wir sind in der Regel nicht leicht und meinen, wir hätten es auch nicht leicht heutzutage. Die Stimmung ist häufig eher nach Beerdigung. Schließung, Abbau, Ende der Fahnenstange: Da kommt keine Stimmung auf und keine Leichtigkeit. Da zieht alles nach unten und schwingt kaum was hinauf. Nur dieser Messdiener macht es uns vor: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder – leicht …

Drei Mauern gleichzeitig nimmt der Junge im Flug. Er hat es ja auch gut, ist noch nicht eingemauert von Gewohnheiten („Das war immer so, das haben wir immer so gemacht“); er ist nicht eingesperrt in Strukturen und Verwaltungsvorgänge, weiß nichts von Verbandsausschüssen und Gesellschafterversammlungen, kennt auch nicht das Kirchenrecht - aber er weiß, wie man springt! Hat auch ein Hilfsmittel, seine Leuchterstange aus der Sakristei - sonst gut für die Liturgie, jetzt gut für das Leben. Er springt über die Mauern hinweg, die noch keine Macht über sein Leben gewonnen haben. Die ihn noch nicht eingekapselt haben. Springt mit fröhlichem Gesicht, springt mit Phantasie, springt mit Risikobereitschaft (er könnte ja auch ganz fürchterlich auf die Nase oder sonst wohin fallen!). Fragt nicht nach Sicherheitsbeauftragten (Sind drei Mauern erlaubt?), weiß nicht, ob er unfallversichert ist im Schadensfall.

[79] Einführung als Kreisdechant am 23.11.2006

Er weiß nur, dass er sich auf seinen Leuchter verlassen kann.

In Lüdenscheid, der Stadt des Lichts, ist das Interesse an Leuchtern relativ groß - am Licht in seinen unterschiedlichsten Dimensionen.
Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder - leicht - und voller Vertrauen, so dass das Licht, dieses Zeichen für Gott, zum Stab wird, mit dem der Hochsprung gelingt. Der Sprung ins Vertrauen, ins Neue und Unbekannte und noch nicht Bewährte, vielleicht auch ins Unmögliche! Man wird sehen - man wird in diesem Lichte sehen.

Als Seh-Hilfen die markanten Worte des Psalms 17: Du, Herr, lässt meine Leuchte erstrahlen, mein Gott macht meine Finsternis hell. Also: Im Lichte Gottes vertrauensvoll leben.
Sodann: Mit meinem Gott überspringe ich Mauern. Also: Springen. Nicht: hinterher hinken oder im Kreis laufen oder um sich selber kreisen. Springen. Überspringen. Eine Zäsur machen.
Schließlich: Du führst mich hinaus ins Weite. Also: Weite. Keine Angst. Der Messdiener macht es uns vor. Drei Mauern gleichzeitig! Nicht gegen sie angerannt, mit wachsender Frustration. Sondern übersprungen, leicht und vertrauensvoll – in die Weite hinein!

Was kommt nach dem Tod?[80]

Was kommt nach dem Tod?
Nach dem Tod
kommen die Rechnungen
für Sarg, Begräbnis und Sarg.

Was kommt nach dem Tod?
Nach dem Tod
kommen die Wohnungssucher
und fragen, ob die Wohnung erhältlich ist.

Was kommt nach dem Tod?
Nach dem Tod
kommen die Grabsteingeschäfte
und bewerben sich um den Auftrag.

Was kommt nach dem Tod?
Nach dem Tod
kommen die Lebensversicherungen
und zahlen die Versicherungssumme.

Was kommt nach dem Tod?

So, liebe Schwestern und Brüder, schreibt Kurt Marti, der schweizerische Dichter und Pfarrer, in seinen Leichenreden.

Ja, was kommt nach dem Tod? Wirklich nur Rechnungen und Versicherungen und Abwicklungen? Sie merken: im Gedicht wird die Frage am Schluss neu gestellt. Sie bleibt offen, sie ist nicht erledigt.
So leicht werden wir die Frage auch nicht los. Seit Jahrtausenden geht sie durch die Menschheit. Die alten Ägypter, die alten Griechen und Germanen, die Juden und Inder, alle Naturvölker, alle Kulturen und Religionen

[80] Predigt vom 11.11.2007

stottern sozusagen um diese Frage herum - bis heute. Man muss es allerdings gestehen: erst in unserer Zeit - heute - hat die Frage für viele an Wucht und Bedeutung verloren. Viele - auch unter uns Christen - interessieren sich mehr und mehr ausschließlich fürs Diesseits als fürs Jenseits. "Vor hundert oder zweihundert Jahren lebten die Menschen im Schnitt 40 oder 50 Jahre - plus Ewigkeit", sagt Paul Zulehner. "Heute leben sie nur noch 90 Jahre." Nur noch 90 Jahre, d.h. ohne Ewigkeit, ohne diese Perspektive. Das Leben ist also verkürzt, ist trotz Länge kürzer geworden! Alles muss im Diesseits geschehen, alles muss sich hier vollenden. Das Leben hier ist die "letzte Gelegenheit". Alles ist ultimativ, die Zeit drängt und daher die hektische Suche nach Glück.
In Todesanzeigen finden wir immer häufiger die Formulierung "Du lebst in unseren Herzen weiter." Das heißt: 70 oder 80 Jahre Lebenszeit plus 40, 50 Jahre Erinnerung in den Herzen der Kinder.
Ich muss gestehen: Das alles ist mir zu wenig. Ich lasse mir die Hoffnung auf die Ewigkeit nicht ausreden. Gewiss: sie ist oft als billige Vertröstung missbraucht worden. Haltet hier still und schluckt das Unrecht, im Jenseits geht es euch besser! Das alles hat es gegeben - aber der mögliche Missbrauch heißt noch lange nicht, dass die Sache selbst, die Frage "Was kommt nach dem Tod", damit vom Tisch wäre.

Damals, im Evangelium, lachten und spotteten die Sadduzäer, eine mächtige Gruppe, die nicht an die Auferstehung glaubte. Die Sadduzäer erzählten Jesus die absurde Geschichte von der Frau mit den sieben Männern und dachten, damit sei die Frage erledigt. So einen Quatsch kann doch keiner glauben.
Heute reden die Sadduzäer unter anderen Namen. Vielleicht im Namen des "modernen Bewusstseins", das für die Ewigkeit keine Zeit mehr hat. Und dann werden wir angefragt und manchmal unter Beschuss genommen: wie haltet ihr es denn damit? Wie steht ihr dazu?
Vielleicht fragen die eigenen Kinder, vielleicht fragen wir uns manchmal selbst. Und dann schwirren uns Begriffe im Kopf herum wie: Auferstehung, Hölle, Himmel, Fegefeuer, Gericht, ewiges Leben.

Eines ist klar: wir reden dann nicht aus Erfahrung. Niemand ist aus dem Jenseits zurückgekommen. Wir wissen nicht Bescheid. Wir können bestenfalls etwas andeuten: ein Geheimnis des Glauben. Wir können Signale der Hoffnung setzen - einer Hoffnung, die grenzenlos ist und für die auch der Tod nicht das letzte Wort hat.

Ein Professor aus Österreich, Ferdinand Klostermann, inzwischen verstorben, war in seinen letzten Lebensjahren einmal für klinisch tot erklärt worden. Er war zumindest an der Schwelle des Todes gewesen. Er schrieb darüber: "Alle Begriffe waren weg. Da hatte ich sechzig Jahre lang studiert und mit den Begriffen gelebt. Die ganze Theologie war weg an dieser Schwelle zum Tod. Aber ich spürte ein ganz tiefes Gehalten-Sein. Und ich glaubte, all diese Anstrengungen des Studiums haben sich gelohnt wegen dieser einen Erfahrung: von Gott gehalten und getragen zu sein. Es war mir, als wenn ein Magnet mich zieht, mich hineinzieht in eine große, wunderbare Liebe." - Das also können wir erwarten!

Sind das alles vielleicht nur Wünsche, Illusionen, Projektionen, weil der Mensch nicht zurechtkommt mit dem Tod und seiner Endlichkeit?
Für mich ist das anders. Ich gehe vom Leben aus. Wir sind schon irgendwie "denkwürdig" geschaffene Wesen:
- Unser Leben ist immer nur bruchstückhaft. So vieles geht kaputt. In so vieler Hinsicht scheitern wir. So oft haben wir nur Scherben in den Händen. Ich frage mich: Gibt es also keine Ganzheit, die das Leben sozusagen "rund" macht, wenn ich es schon nicht kann? Mein Leben - ein Scherbenhaufen?
- Unser Leben ist wie eine große Frage. Wir leben mit so vielen ungelösten Fragen. Diese ständige Frage warum geht uns nach. Warum leben wir überhaupt? Warum der Tod? Warum das Leiden und all das Negative? Fragen über Fragen. Gibt es einmal eine Antwort, oder bleibt alles offen und in der Schwebe?
- Unser Leben heißt auch: in Verantwortung zu stehen. Da steckt das Wort Antwort ja drin. Geben wir eine Antwort über unser Leben? Vor wem verantworten wir uns? Könnte es so etwas wie ein letztes Gericht geben, das uns zur Antwort einlädt - in aller Liebe? Oder sind wir nur vor der Gesellschaft verantwortlich?

- Unser Leben heißt: Unruhe. "Unruhig ist unser Herz, bis dass es seine Ruhe findet in dir", betete einst der große Augustinus. Könnte es diesen Punkt geben, wo nach so viel Bewegung und Unruhe alles zur Ruhe kommt, zum großen Aufatmen, zum Himmel?
- Unser Leben heißt: Sehnsucht. So sind wir geschaffen - mit einer großen Sehnsucht, die nicht zu stillen ist. Unsere Wünsche hören niemals auf. Hat sich Gott einen Spaß erlaubt, als er uns so schuf, so unstillbar und unheilbar sehnsüchtig, oder gibt es nicht doch ein Ziel, eine Erfüllung über unsere ganze Erfahrung hinaus?
- Leben heißt auch: ständige Ungerechtigkeit, die vermutlich immer weiter geht. Unsere Welt ist ungerecht. Oft genug triumphiert der Mörder über sein Opfer, der Starke über den Schwachen. Die Lesung aus dem Makkabaerbuch hat eindrucksvoll davon erzählt. Finden wir uns ab mit diesem Webfehler der Schöpfung, mit dieser Ungerechtigkeit? Oder protestieren wir und erwarten darüber hinaus einen "neuen Himmel und eine neue Erde", eine Gerechtigkeit, in der die Dinge ins rechte Licht und ins rechte Lot kommen?

Liebe Schwestern und Brüder, achten wir ruhig auf die Fragen, die so oder ähnlich ganz tief in unserer Existenz drin stecken. Ungläubige sagen: es sind offene Fragen, unlösbar, man muss sie aushalten. Gläubige teilen diese Fragen mit ihnen, hoffen aber zuversichtlich, dass es eine Antwort gibt, und dass Gott sie kennt und gibt. Das meint: "Jenseits" oder "Leben nach dem Tod" eine göttliche Antwort und Erfüllung.

Die Antwort wird im Evangelium zum Schluss angedeutet: Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebenden. Um mit dem großen Künstler Michelangelo zu sprechen: "Ein Gott, der uns ins Dasein rief, wird uns im Tod doch wohl nicht im Stich lassen." Darauf vertraue ich. Und das genügt mir!

Was wäre, wenn ...[81]

"Was wäre, wenn Marias Kind schon früh an Diphtherie gestorben wäre?" fragte eine Zeitung dick in ihrer Überschrift. Ja, was wäre, wenn Jesus gar nicht zur Welt gekommen oder gleich an einer Kinderkrankheit gestorben wäre? Was würde uns fehlen, wenn uns Christus fehlte?

Nun, mit Sicherheit wären wir nicht hier, oder höchstens zu einer Jahresabschlussfeier. Oder zu einem Winterfest. Hier und da begeht man das ja schon. Hier und da spricht man öffentlich nicht mehr von Weihnachten, um Andersdenkende oder andere Religionen nicht zu provozieren. Irgendwas mit Natur bliebe dann noch übrig: Wintersonnenwendfeier vielleicht, mit oder ohne Weihnachtsmann - der wäre auch ohne Christus denkbar. Auch der Tannenbaum brauchte nicht zu fehlen, auch nicht die Geschenke und auch nicht das Fest der Familie: ein wenig menschliche Wärme in kalten Zeiten. Diese Wärme ist wichtig, und wir brauchen sie. Wir brauchen sie, dass Familien wieder mehr zusammenkommen.
Aber das alles ist noch nicht Weihnachten. Für das alles brauchen wir nicht Christus. Das kriegen wir zur Not auch noch alleine hin. Also: Was würde uns fehlen, wenn er nicht gekommen wäre?

Heinrich Böll, der große Schriftsteller, schrieb einmal: "Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich vorziehen der besten heidnischen, gottlosen Welt. Warum? Weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen eine gottlose Welt nie wirklich Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache. Ja, mehr noch also Raum gab es für sie: - Liebe! Liebe, Aufmerksamkeit für die, die einer Welt ohne Gott nutzlos erscheinen. Ich glaube an Christus, und ich glaube, dass zwei Milliarden Christen das Gesicht dieser Welt verändern könnten!"
Inzwischen haben wir uns daran gewöhnt: an die Würde des Menschen. Wir sagen, dass jede Person einmalig ist. Wir wissen um Hospize für Schwerkranke, um Mutter Teresa und um Nonnen in Slums und auf Müllkippen.

[81] Weihnachtspredigt 2006

Wir haben uns gewöhnt an den schlichten Gedanken, dass wir alle Menschen sind: egal, welche Rasse und Hautfarbe, egal, welche Klasse und soziale Schicht, egal, ob Mann oder Frau, egal, ob dumm oder schlau - wir sind alle Menschen.
Aber: der Gedanke ist gar nicht so schlicht und selbstverständlich - er hat sich erst im Laufe der Geschichte langsam durchgesetzt. Durch viele Kämpfe hindurch und viele Missverständnisse. Dabei war alles schon bei Christus da - zum ersten Mal hören wir es bei ihm: Kinder Gottes! Schwestern und Brüder! Eine Welt! Menschenwürde! Klar gedacht und klar vorgelebt, bis in den Tod. Die Lesung sagt: Wir sind Erben, Erben dieses Christus.
Auch, wenn die Gesellschaft vergessen hat, woher sie das hat und ihren christlichen Ursprung verleugnet und sich fast für ihn schämt: Wir sind Erben! Und wir ahnen zumindest: diese Erbschaft verpflichtet! Zum Beispiel der Blick für die Armen, der Blick für die Kranken, der Widerstand gegen dieses geheime Etikett, das so viele abstempelt: Nutzlos! Altes Eisen! Ausgedient!

Die Erben Christi sind die Erben des Kindes in der Krippe und des Mannes am Kreuz, der den Menschen immer in seiner Würde sah. Und dem der kalte Zorn hochgekommen wäre beim Zusehen, welche Debatten wir uns heute leisten und wie die Menschen heute behandelt werden. - Jesus Christus hätte viel Grund zum Zorn heute. Und seine Erben hätten und haben viel zu tun, "das Gesicht der Erde zu verändern". Die Erben - wir - haben damit zu tun, für das christliche Bild vom Menschen zu werben: für das Kind Gottes, dessen Recht auf Leben man nicht antasten darf, das man nicht zur Handelsware, zum Sexobjekt erniedrigen darf, zur Schachfigur, die man nach Belieben hin- und herschieben kann ...

Liebe Brüder und Schwestern - achten Sie auf die Anrede: Sie werden hier nicht betrachtet als Kunden, als mögliche Kollektengeber, nicht als gesichtslose Masse, die zu Weihnachten in die Kirche drängt, nicht als verlorene Einzelne - sondern als Brüder, Schwestern. So will es Jesus, und ganz langsam entdecken wir, was er eigentlich damit meint - mit Menschenwürde.

Auf Würde reimt sich Hürde. Scheinbar ist die Würde nur über Hürden zu erreichen, unser Weg oft ein Hürdenlauf.
Ein junger Mann, der - wie man so sagt - ins Leben tritt, hat viele Hürden zu nehmen, bis er sich und vielleicht seine neue Familie ernähren kann. In der "Generation Praktikum" ist das nicht leicht. Hoffentlich kann er sich als erwünscht erleben. Hoffentlich siegen nicht Konten über Menschen.

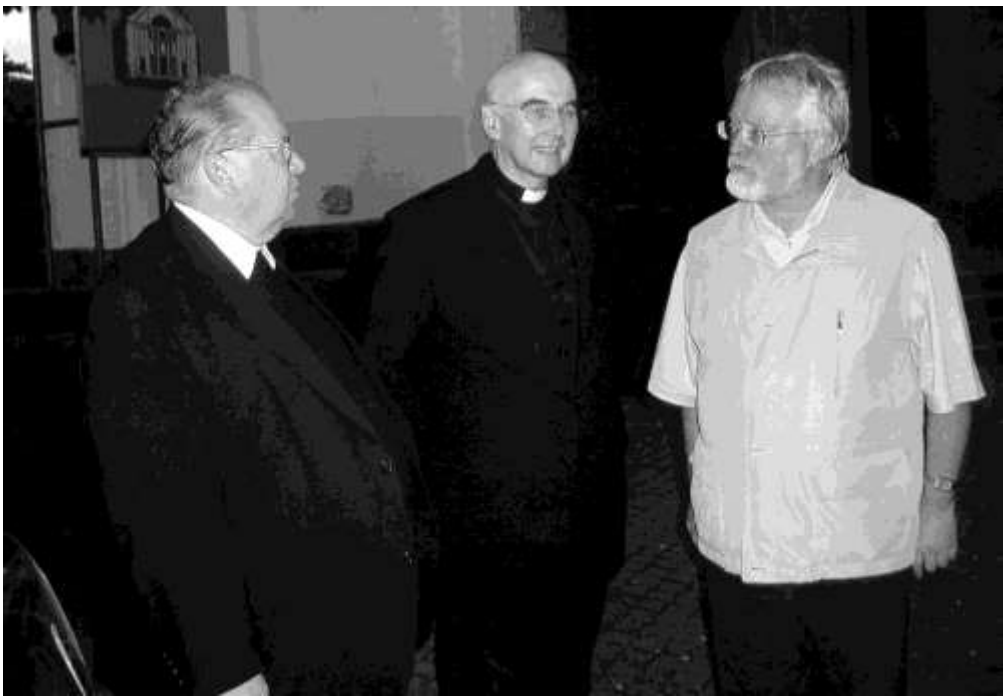
"Gottes Sehnsucht ist der Mensch", sagt Augustinus. Gottes Sehnsucht ist der Mensch - nichts anderes. Sehen Sie: das ist Weihnachten. Gottes Sehnsucht - der Mensch, ganz konkret. Und darum: Gott wird Mensch, ganz konkret, mit Haut und Haar, mit Windeln und Läusen im Stall, mit Krippe und Kreuz. Gott möchte einer von uns sein. Der Schöpfer ist Geschöpf. Seine Bewegung ist: absteigen, den Menschen nahe kommen, alles drangeben, was noch trennen könnte.

Gott wird Mensch, das heißt: in jedem Menschen leuchtet etwas von Gott auf. In jedem Menschen wohnt Gott.
Gott wird Mensch. In einem Schulgottesdienst in diesen Tagen lag vor dem Altar ein großes Geschenkpaket. Die Kinder drängten danach, es auszupacken. Es war spannend gemacht: in jedem ausgepackten Paket steckte wieder ein kleineres Geschenk. Viel Verpackung, und dann schließlich - die Kinder wurden schon unruhig - der "harte Kern", das eigentliche Geschenk: das Kind in der Krippe.

Bleiben wir nicht in der Verpackung hängen, dringen wir zum "harten Kern" durch: das Kind in der Krippe ist ein Geschenk, ist reine Gnade... Gnade - eine Spur davon in einer gnadenlosen Welt. Großzügigkeit in einer Welt, die nur noch vom Sparen redet.
Großzügigkeit. Da gibt es die Gemeinschaft San Egidio in Rom, die lädt zu Weihnachten viele Arme von Rom in die Kirche ein, und dort werden die Armen wie die Fürsten bewirtet. Champagner fließt, man tafelt "wie Gott in Frankreich". Stundenlang. Ein wirkliches Festmahl spielt sich da ab, und es zeigt: der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern auch von solchen Zeichen. Von Zeichen der Freude und Schönheit - und Großzügigkeit - und

Menschenfreundlichkeit. Von Weite und Gnade... Manchmal von einer Rose oder von Musik.
Und jetzt von Weihnachten, vom Geschenk dieses Kindes. Wir leben nicht nur von unserer Leistung, nicht nur vom Selbstverdienten. Wir leben vielleicht stärker noch vom Geschenk. Lassen wir uns ruhig und gern beschenken in diesen Tagen - ohne immer gleich sofort die Geschenke erwiedern zu müssen, ohne Verlegenheit, wenn wir selber nichts in der Hand haben. Lassen wir uns beschenken von dem göttlichen Kind, das nichts hat und doch alles gibt.

Ihnen allen gesegnete Weihnachten.



Zufallsbegegnung in Görlitz (2007) mit dem dortigen Ex-Bischof Müller und unserem Ex-Bischof Genn

In Christus liegen verborgene Schätze[82]

Sehen Sie mal: Ich habe hier eine Schatzkiste. Der Leiter von Haus St. Joseph hat sie in der Adventsfeier an alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verteilt, als Kuratoriumsmitglied bekam ich auch eine. Eine Schatzkiste! Was tut man da hinein? Etwas war schon drin: Eine Karte, für jeden eine andere, mit dem Text: "Danke für dein Talent…" Und dann folgte das Talent, die jeweilige Begabung: die Geduld im Umgang mit schwierigen Kindern, die Fröhlichkeit oder die kreative Phantasie. Die Empfänger freuten sich sichtlich über die Kiste und mindestens genauso über die Karte, die sehr motivierend war.

Wer freut sich nicht, wenn sein Talent benannt wird? Übrigens waren Talente in der Antike unvorstellbar große Geld- und Goldmengen, ein wahrer Schatz, ehe sie die Bedeutung von Begabungen bekamen.

Das erste, was in die Schatzkiste hineinkam, ist also die Erinnerung an den Schatz, der in uns selber ist. In jedem von uns steckt ein Schatz, ein Schatz an menschlichen Werten, und es könnte eine Sternstunde des Weihnachtsfestes sein, wenn wir einem anderen sagen oder schreiben, wie wir ihn schätzen, den Schatz in ihm.
Die eine Danke-Karte wäre ein bisschen wenig Inhalt für unsere Schatzkiste. Ich habe in meine noch die ganze Weihnachtspost hineingetan, die ich bekommen habe. Manche Karten und Briefe sind sehr persönlich, andere eher routiniert. Alles in allem wird mir beim Durchblättern deutlich der Schatz der menschlichen Beziehungen. Was ist das für ein Schatz, dass es die anderen gibt, die sich in den letzten Tagen gemeldet haben und die mein Leben bereichern…
Ich habe noch eine Bildkarte hinzugefügt, die mir wichtig, sehr wichtig ist. Hier: der Mitgeher. Jesus und neben ihm ein Christ. Jesus hat ihm die Hand auf die Schulter gelegt. Mit der anderen Hand hält Jesus auch einen Schatz -

[82] Weihnachtspredigt 2007

in Buchform, prächtig verziert, und versiegelt. Im Kolosserbrief gibt es einen Vers, der mich daran erinnert: "In Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis…" In Christus also ein Riesenschatz! Und der kommt Weihnachten zur Welt, wird Weihnachten sichtbar, greifbar, hörbar.

Weihnachten ist heutzutage alles Mögliche. Familienfest, Fest der Liebe, stimmungsgeladen, sehnsuchtsgeladen, auch veräußerlicht und verkitscht bis zum Geht-nicht-mehr. Der Weihnachtsmann hat Jesus längst verdrängt, zumindest versucht er es. Aber in dieser Nacht und an diesem Fest gehen so um die zwanzig Millionen Menschen in unserem Land in die Kirchen. Warum? Nur aus Tradition und Nostalgie? Ich glaube, dass sie alle noch Schatzsucher sind, die in Jesus Christus den Schatz ahnen. Nicht irgendeinen Schatz, so beiläufig und nebenher, der auch ruhig fehlen könnte. Nicht einen Schatz für ein paar fromme Stunden, sondern den Schatz fürs ganze Leben. Und auch für den Tod…
In einem Gleichnis erzählt Jesus von einem Mann, der im Acker einen verborgenen Schatz entdeckte und wieder vergrub. Und dann geht er in großer Freude hin, verkauft alles, was er hat, und kauft den Acker. Er setzt alles auf diese eine Karte. Den Schatz im Acker möchte er heben.
Der Blick auf Jesus - heute - sagt uns:
Nicht der Schatz auf der Bank rettet uns. Er beruhigt, aber er rettet uns nicht. Auch nicht der Schatz an meiner Seite rettet mich. Er erfreut und bereichert, aber er rettet mich nicht.
Besitz ist wichtig, und menschliche Beziehungen, gerade die intensiven, mit einem "Schatz", sind sehr wichtig. Aber sie stehen unter einem Vorbehalt, unter einem letzten Einspruch: Das alles ist es noch nicht! Es muss im Leben mehr als alles das geben!

Wie kommt man an den verborgenen Schatz Jesu Christi heran, der dieses "mehr als alles" meint? Schätze liegen nicht einfach auf der Straße herum, wo man sie nur aufzuheben braucht. Der Schatz des Glaubens ist auch kein sorgfältig eingepacktes Paket, das man irgendwoher aufnimmt und weiterreicht. Manchmal reden wir etwas verräterisch davon, wir wollten den

Glauben weitergeben, an die eigenen Kinder vor allem, und das klingt wirklich ein wenig nach einem Paket, das ich weiterreiche, wobei zu meiner Verwunderung die Kinder das Paket oft gar nicht haben wollen. Nein, so einfach ist das nicht. Der Mann, der den Acker gekauft hat, wird zugleich einen Spaten mit gekauft haben, denn der Schatz muss ausgegraben werden. Sehr schön heißt es in einem Gedicht von Gottfried August Bürger aus dem 18. Jahrhundert:

Ein Winzer, der im Tode lag,
rief seine Kinder an und sprach:
"In unserm Weinberg liegt ein Schatz,
grabt nur danach!" -"An welchem Platz?"
schrie alles laut den Vater an.
"Grabt nur!" o weh, da starb der Mann.
Kaum war der Alte weggeschafft,
so grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
der Weinberg um und um geschart…
Allein, da ward kein Schatz verspürt,
und jeder hielt sich angeführt.
Doch kaum erschien das nächste Jahr,
so nahm man mit Erstaunen wahr,
dass jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erst die Söhne klug
und gruben nun jahrein, jahraus
den Schatz mit Leidenschaft heraus….

Das sollten wir auch tun, die Söhne und die Töchter, die Kinder Gottes: jahrein, jahraus den Schatz des Glaubens ausgraben und uns dann über die Früchte freuen, über die dreifach tragende Rebe.
Manche wollen gerne die Früchte ernten, aber vorher nicht graben. Graben, das heißt: in die Tiefe hinein! Nicht an der Oberfläche bleiben, nicht im Seichten und Glitzernden, wo so vieles schnell wie eine Seifenblase zerplatzt.

Graben ist anstrengend. Man kommt ans Schwitzen. So "ein bisschen glauben", an irgendwen und irgendwas, ist noch nicht echte Schatzsuche und noch nicht Graben. Glauben "light", mal so im Vorübergehen, haftet selten. Man braucht ein ganzes Leben dazu und kommt nie an ein Ende. Der Schatz wird nie das fertige Paket. Der Schatz steckt im Leben, oft verborgen, steckt in unseren Erfahrungen und Begegnungen, in unseren Wünschen und Hoffnungen, im Umgang mit den Menschen und auch mit dem Leid und der Trauer, steckt in unseren Gebeten - auch den wortlosen -, steckt in unserem Vertrauen - ja, gerade da.
Im Gleichnis Jesu geht der Mann in seiner Freude hin und kauft den Acker. Der Schatz bedeutet große, ja die größte Freude. Die Mühe des Grabens wird dafür gerne in Kauf genommen.
Weihnachten führt uns an den Schatz heran, führt uns zum Kind in der Krippe. Das ist der Schatz Gottes "im Heu und auf Stroh": mitten in der Welt, und ziemlich unten. Gottes Liebe im Gesicht eines kleinen Kindes! Hier hat die Freude ihre Quelle, hier kann ich ausruhen vom Graben, von den Anstrengungen des Lebens, hier kann ich das Leben feiern und den menschgewordenen Gott mitten im Leben. In einem Weihnachtslied heißt es:

> *"Ich sehe dich mit Freuden an und kann mich nicht satt sehen.*
> *Und weil ich nun nichts weiter kann, bleib ich anbetend stehen.*
> *O dass mein Sinn ein Abgrund wär und meine Seel ein weites Meer,*
> *dass ich dich möchte fassen."*

Freude, Anbetung, Staunen, erst mal Empfangen und noch nicht Machen und Tun, das Kleine und Verletzliche im Kind lieben, das Unfassbare der göttlichen Menschwerdung nachempfinden, die göttliche Liebe mit menschlicher Liebe beantworten - so kann unsere Schatzsuche heute aussehen, zu Weihnachten.

Ich nehme die Schatzkiste noch einmal in die Hand und denke an ein Wort des Apostels Paulus:" Gottes Licht hat auch unsere Herzen erhellt. Durch uns sollen nun die Menschen Gottes Herrlichkeit erkennen, die in Jesus

Christus aufstrahlt. Diesen kostbaren Schatz tragen wir in uns, obwohl wir nur zerbrechliche Gefäße sind." (2 Kor 4). - Wir, wirklich zerbrechliche Gefäße, sterbliche, endliche, begrenzte Menschen, sind Träger und Hüter eines Schatzes, der größer ist als wir, und der zur Welt kommt in diesem Kind, in dieser Person Jesus Christus. Das darf gefeiert werden!

Oktober 2004: Ökumenische Gemeindefahrt nach Rom

Menschlich und göttlich[83]

Stellen Sie sich vor, es gäbe Weihnachten gar nicht:
Müsste man es dann nicht erfinden?
Denn Weihnachten zu feiern - das ist sehr m e n s c h l i c h.
Wir feiern in der Regel mit sehr vertrauten Menschen,
in der Familie, im Freundeskreis.
Die jungen Leute, die wegen des Studiums woanders leben,
kommen zum Hl. Abend hierhin zurück, um hier zu feiern.
Wir schreiben und schenken und bedenken Menschen,
die uns lieb und wichtig sind
und für uns eine Art Heimat bilden.
Wir feiern mit vertrauten Bräuchen,
mit Tannenbaum und Festessen und Bescherung,
und wir erinnern uns an die Kindheit
und unser ursprüngliches Zuhause.
Weihnachten ist ein wichtiger Baustein
unserer inneren Heimat.
So zu feiern ist wirklich sehr menschlich,
und das heißt schon viel!
Es ist wie ein Ruhe- und Haltepunkt
im bewegten Auf und Ab des Jahres.

Aber damit haben wir Weihnachten
noch nicht erfasst.
Gewiss: Nur noch 36% unserer Bevölkerung
halten Weihnachten für ein religiöses Fest.
Aber erst hier wird es eigentlich spannend!
Das Familienfest, das Lichter- und Geschenkefest
fordert uns nicht besonders heraus!

[83] Weihnachtspredigt 2008

Da gilt: Alle Jahre wieder ...
Oder, wie es im beliebten Sylvesterfilmchen heißt:
James, the same procedure as every year...

Die eigentliche Herausforderung,
über die man sich auseinandersetzen und sogar streiten
und auf jeden Fall nachdenken kann,
lautet: Weihnachten ist - auch - ganz g ö t t l i c h.
Gott wird Mensch.
Da muss man erst mal drauf kommen!
Es ist keine Idee oder Theorie von Menschen,
sondern göttliche Botschaft von oben, von Engeln her.
Für Juden und Muslime - undenkbar !
Keine von den Religionen sonst rechnet mit so etwas.
Sie alle lassen Gott im Himmel,
in seiner Herrlichkeit und Seligkeit,
in seinem Reichtum,
in der "Transzendenz", wie die Theologen sagen.
Sie machen so einen sauberen Schnitt zwischen Gott und Mensch.
Klare Trennung der Bereiche!
Im Grunde verfahren wir als Christen oft genug auch so:
Der Himmel für Gott -
und die Erde für die Menschen!
Diese Trennung, die keine Brücke kennt,
macht Gott eigentlich ziemlich uninteressant.
Im Lauf der Zeiten entschwindet er so in der Ferne
- in der vermeintlichen Himmelsferne -
und wird zum alten Mann im Lehnstuhl;
der von der Erde getrennte Gott
scheint alt, steinalt und kraftlos geworden zu sein…

Gegen dieses Auseinanderreißen der Bereiche (Himmel / Erde)
protestiert das Weihnachtsfest
mit seinem Bekenntnis: Gott wird Mensch!
Spüren Sie, wie kühn und provozierend

dieses Bekenntnis ist?
Wie geradezu "verrückt"?
Der große Gott, den nichts fassen kann -
ein kleiner Mensch, fünfzig Zentimeter lang ?
Das Allerhöchste und Allertiefste,
das wir mit dem Wort "Gott" verbinden,
hat auf einmal ein Gesicht?
Der Allergrößte wird ganz klein,
ein Kind im Stall,
taucht hinein in die Armut dieser Welt ?
Ja, einer von uns, von unserer Art -
aber nicht von unserer Unart!
Wer es fassen kann, der fasse es!
Und staune und staune
und gehe nicht so ganz schnell
zur Tagesordnung über, -
zum Konsumverhalten etwa
in der Weihnachtszeit
und was die Zeitungen sonst
so melden.
Weihnachten sagt uns:
Gott ist in unserer Welt -
nicht nur im "Jenseits",
wo er uns vom Leibe bleibt.
Er kommt uns wirklich sehr nah,
rückt uns auf den Leib,
kommt in Jesus,
kommt im Nächsten,
kommt immer näher,
geht uns sogar "unter die Haut",
sucht sich einen Weg
in unser eigenes Inneres!
(dafür steht die Hl. Kommunion.)
So tragen wir Menschen

seit Weihnachten
Gott in uns.
Weihnachten:
Die große Annäherung Gottes!

Von einem "wunderbaren Tausch"
haben einst die Kirchenväter gesprochen:
Der Tausch geht so:
Gott wird Mensch und ganz menschlich
und menschenfreundlich,
und der Mensch wird - göttlich, vergöttlicht,
ins ewige Leben gerufen;
und das dürfte zugleich auch heißen:
ganz und gar - menschlich!
Ganz und gar - bei sich!
Der Himmel kommt zur Erde,
er berührt die Erde.
In der Weihnachtsbotschaft
kommen Engel und Hirten zusammen,
oben und unten.
Wenn die Hirten nur immer unter sich und mit sich bleiben
und nur über ihre Probleme reden
und kein Engel kommt,
der sie auf-blicken lässt -
was für ein armes Leben!
Wenn unsereins immer nur unter sich und mit sich bleibt
und nur über die Finanzkrise und ähnliches redet
und kein Engel kommt
und kein Gott sich blicken lässt-
was für ein armes Leben -
- ohne Aufblick, nur noch
Seitenblicke und Herunterblicken stehen dann an.

Ich habe hier die neueste Karte von gott.net.
Auf den ersten Blick sieht man nichts -

Nur ein unbeschriebenes weißes Blatt.
Dann liest man sich vermutlich den Text
auf der Rückseite durch:

Manchmal musst du hinschauen, sagt Gott.
Sonst siehst du nichts.
Manchmal musst du lauschen.
Sonst hörst du nichts.
Die grellen Bilder, die schrillen Töne
liegen mir nicht.
Ich komme leise.
Liebe kommt immer leise.
Schließ alle Sinne auf - und dein Herz.
Dann bin ich da. Und bleibe…

Wenn man dann die weiße Karte noch mal vornimmt
und in einem bestimmten Winkel
ans Licht hält,
kann man doch etwas lesen:
Ich bin immer da. Sagt Gott.
Gottes Geheimschrift,
Gottes Handschrift in unserem Leben!
Nicht immer leicht zu entziffern!

Am Freitagmorgen um neun Uhr schickte ich
diese Karte an Bischof Felix Genn in Essen
mit dem Wunsch,
dass er Gottes Handschrift im neuen Jahr 2009
gut entziffern möge.
Drei Stunden später war zu erfahren,
dass er gerade - völlig überraschend -
zum Bischof von Münster ernannt worden war.
Gottes Handschrift im Leben…

Oft sehen wir diese Schrift erst "auf den zweiten Blick":
wie bei der Karte.
Der erste brachte ja nur eine leere Oberfläche.
So auch zu Weihnachten!
Der erste Blick: Die Fakten!
Also: ein neugeborenes Kind.
Ganz menschlich!
Der zweite Blick,
in einem bestimmten Blickwinkel,
im Licht des Glaubens:
(Glauben - ist immer der "zweite Blick"!)
der Messias, der Herr.
Ganz göttlich!
Menschlich und göttlich zugleich!
Weihnachten heißt: beides zusammen zu sehen
Und nicht mehr auseinander zu reißen.
Das ist die Handschrift Gottes,
seine Geheimschrift an diesem Fest.
Das Menschliche im Göttlichen
Und das Göttliche im Menschlichen.

Ich wünsche uns allen,
dass wir uns mit dem "ersten Blick" nicht begnügen,
mit allgemeiner Nettigkeit heute
und "ein bisschen Frieden, ein bisschen Liebe".

Ich wünsche uns allen
den Mut und die Geduld
für den "zweiten Blick",
der die Zusammenhänge deutet
und der erst die Geheimnisse ahnt -
ich wünsche allen
gesegnete Weihnachten.

„Ruhet sanfte …“ – JB mit Karl-Heinz Bott, dem langjährigen Küster,
im Flugzeug von Lourdes nach Hause